<36603464500012

Der Teutsche Merkur vom Jahre 1787.

Ihro Römisch-Kayserlichen Majestät zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburg. gnädigstem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Der Teutsche Merkur.

Julius 1787.

I.

Beschluß der Briefe des Abbate Fortis an den Grafen Thomas von Bassegli.

Siebenter Brief.

Barletta, den 16. Nov. 1783.

Das Thal, welches der Metauro durchfließt, der daselbst die Gewässer der abschüßigen Ebene von Monteleone aufnimmt, war damals, als ich es durchreiste, ein überaus reizender Landesstrich. Einige isolirte Thonhügel, die mit einer kunstreichen Nachläßigkeit gleichsam hingeworfen schienen, und größtentheils mit Grün bekleidet waren, auch nicht vulkanischen Ursprungs seyn konnten, weil sie nicht das mindeste Merkmal davon zeigten, bestätigten die Bemerkung von neuem, auf die mich die letztern Unfälle dieser Gegenden, die durch Erdfälle und Spaltungen hervorgebracht seyn müssen, ganz natürlich leiteten: es sey nemlich gefährlich auf dem Rücken oder Abhange von Hügeln dieser Art und Natur zu wohnen. Auch ohne Erdbeben pfle-

gen sie gern einzuschiessen und sich stückweise abzulösen; und dieses bringt ihre ursprüngliche und wesentliche Struktur so mit sich. Thon und Sand der Berge zweyter Ordnung liegen auf der steinigten erstern Basis größerer und älterer Ketten, die nothwendig einen Abhang nach dem Meere haben müssen. Die wesentliche Verschiedenheit, die zwischen den unzusammenhängenden Erdarten, Sand und kleinen Steinspitzen, und zwischen den tiefern vesten Kalkwurzeln der Appeninnen statt findet, ist Ursache, daß letztere gegen alle zufällige neuere Geschiebe ihren Platz als Urgebürge behaupten, und den unterirrdischen Gewässern zwischen sich und jenen bald mehr, bald weniger Raum lassen. Diese Gewässer nun verursachen, wenn die Basis der kalkichten Grundgebürge sehr abschüssig ist, und wenn sie nach und nach unablässig ihr Bette zu erweitern streben, jene großen Risse, die oft, ohne daß eine Wirkung von aussen dazu kömmt, unversehens entstehen und desto häufiger entstehen, wenn eine fremde Gewalt die im Innern sich stemmenden Gewässer, die langsam abzulaufen bestimmt waren, plötzlich auseinander treibt oder emporhebt. Diese Erscheinungen sind nach einem großen Regen, oder nach einem jähen Thauwetter am gewöhnlichsten, weil sich dann die Gewässer mit Macht in die unterirrdischen Canäle hineinstürzen, die sich immer zu erweitern streben, wenn sie in einer weichen Materie sich befinden. Durch diese übermäßige Ausdehnung veranlassen sie den Sturz der obern Schichten,

wodurch

wodurch alsdenn ihre Ausgänge verstopft werden; die Gewalt des eingeprägten Wassers vermehrt sich nach Verhältniß, und so entstehn Sturze aus Sturzen und die Gewässer stemmen sich immer gewaltiger. Auf diese innern Empörungen der Thonberge folget fast immer die Entstehung neuer Seen, oder stehender Lachen, oder auch wohl tiefer und weitläuftiger Sümpfe. Noch häufiger ist das Einschiessen der Ufer die aus unzusammenhängendem Grand bestehen; aber selten zieht es verwickelte oder merkwürdige Erscheinungen nach sich. Wem das Schicksal ein Land zur Wohnung angewiesen hat, das dem Erdbeben unterworfen ist, der baue sein Haus nicht auf einen Thon- Sand- Tuff- und Grand-Boden; und wenn er es nicht mitten in eine Ebene hinstellen kann, so stelle er es an einen festen lebendigen Felsen, dann kann er unbesorgt und ruhig schlafen. Ich machte diese Bemerkungen nach dem Erdbeben im Jahr 1780 zu Cettaro; dort waren alle auf lebendige Felsen gebaute Häuser unbeschädigt geblieben, aber die auf weicherm Boden standen litten alle. Die abgerissene Stücke des Gestades, die in das Meer hinabgerollt waren, hatten keine andere Bestandtheile als Sand und Meer-Grand. Ich will nicht geradezu behaupten, daß der Bewohner eines wohl bewurzelten Felsens, der sich nahe an dem Centrum eines starken Erdbebens befindet, drum ganz sicher und gedeckt sey; aber gewiß ist es, daß er eine gänzliche, unversehene Zerrüttung seines Wohnplatzes schwerlich zu besorgen haben wird.

Das schöne Thal, welches der Metauro durchfließt, erzeugt keine zum Verarbeiten taugliche Steine; deshalb muß man zum Bau der neuen Straßen aus der Nachbarschaft von Pizzo Granit und Hornschiefer herbeyschaffen. Der Fluß ist nicht tief, hält aber doch Wassers genug um sein Bette auszudehnen, und es giebt einen schönen Anblick wenn man ihn von obenherab übersieht. Indessen hat doch diese Gegend, trotz ihrer äusserlichen Schönheit, gleichsam eine innerliche Krankheit, die durch eine Menge stehender Lachen veranlaßt wird. Im hohen Sommer ist daselbst die Luft sogar lebensgefährlich.

Es ist eine wichtige und durch die Erfahrung genugsam erprobte Bemerkung, daß ungewöhnlich breite Betten der Flüsse ein entvölkertes, unangebautes und ungesundes Land ankündigen. Gewässer die keinen weiten Lauf zu machen haben und nicht mit Dämmen eingefaßt sind, pflegen nie tief zu seyn, und fliessen deshalb langsam. Ihre Betten sind ungleich, voll Erhöhungen und Vertiefungen, die, wenn die heisse Jahrszeit hereinbricht, stehende Lachen bilden, worinn Insekten und andere kriechende Thiere sich entwickeln und vermehren, und endlich noch ehe sie durch die Sonne ins Trokne gesetzt werden, an der giftigen Gährung in welche das Wasser durch die Hitze gesetzt wird, sterben und in Fäulniß übergehen. Die pestilenzialischen Ausdünstungen werden durch die Seewinde auseinander

und

und selbst in Gegenden hineingetrieben, die wegen ihrer höhern Lage nichts zu befürchten haben sollten. Wehen dann binnen einigen Tagen diese Winde nicht, so müssen jene Dünste die Luft der niedrigern Gegenden mit einem tödtlichen Gift anstecken, das besonders in der feuchten Abenddämmerung gefährlich seyn muß.

Die Landstadt Rosarna, welche auf einem schmalen länglichen Hügel am Ufer des Metauro liegt, gewährt keinen übeln Anblick. Fünf Arten Mönche haben sich daselbst eingenistet: ein Beweis daß das Land keinen Mangel an — Lebensmitteln habe. Weil ich keine erträgliche Herberge daselbst fand, so entschloß ich mich in die Ringmauern eines der Klöster zu gehen, um mir wider die stechenden Strahlen der Mittagssonne ein Obdach zu suchen. Nie habe ich einen Ort gesehen der einem Stalle so täuschend ähnlich war, nie solche tölpische unreinliche Leute als diese Brüder und Söhne des hochheiligen Franciskus. Kaum konnte ich einen plumpen und unreinlichen Stuhl bekommen, und auch diesen ließ man mir auf eine äusserst grobe und verächtliche Art durch einen stinkenden Laienbruder hinstellen, der mir die Thüre vor der Nase zuschlug. Ich weiß nicht wie man Klöster dieser Art dulden kann, und warum man nicht die dazugehörigen Kirchen, die durch Unanständigkeiten unsere gute und ehrwürdige Religion herabsetzen, ohne Umstände verschließt? Doch glaube ich, daß der Zeitpunkt nahe sey, wo die wohlthätige

und aufmerksame Regierung das unglückliche Calabrien von dieser Menschenart befreyen wird, die durch ihr böses Beyspiel noch mehr als durch ihre Faulheit ex professo, vermöge welcher sie das arme Volk aussauget, so schädlich geworden ist. Nach den letzten traurigen Unfällen bedürfen die Calabrier besonders Beyspiele einer wirksamen Thätigkeit; Beyspiele der Trägheit müssen ihnen aus den Augen, und diese Blutigel müssen ihnen von der Haut gerissen werden.

Hinter Rosarna fand ich eine sandige Fläche. Ich reiste über selbige nach dem elenden kleinen Landstädtchen Gioja, das eine ungesunde Luft hat, nicht weit vom Meere liegt, und auf den Trümmern des alten Metauria, der Vaterstadt des Stesichorus, erbauet seyn soll. Nahe bey derselben bemerkte ich kleine Erhöhungen, bald von Fluß-Tuff (tufo fluviatile) bald von Meer-Grund und andern Seeprodukten. In ältern Zeiten muß der Metauro seinen Lauf hierdurch genommen, und der alten Stadt, von welcher auch nicht die kleinste Spur übrig geblieben ist, den Namen gegeben haben.

Fünf Meilen von Gioja lag die angenehme Stadt Palmi, von welcher, seit dem letzten unglücklichen Erdbeben, nichts als Trümmer übrig geblieben sind. Ein nachgebender Boden, der dem von Seminara und Bagnara gleicht, veranlaßte die Zertrümmerung dieser Stadt.

Zwi-

Zwischen Bagnara und Scylla dauert das steile Ufer immer noch fort. Es zeigte abwechselnd bald Schiefer, bald Granit, bald Streifen von weißem Quarz voll schwarzem Schörl. Bey Scylla sah ich Granit in wellenförmigen Schichten auf solche Weise gelagert, daß er den Schieferarten einiger Länder sehr ähnlich sahe. Diese Aehnlichkeit scheint mir einer nähern Untersuchung würdig zu seyn; ich habe sie in diesen Gegenden längst dem Meere öfter als einmal bemerkt.

Scylla ist die Vaterstadt des thätigsten unter allen Neapolitanischen Naturforschern, des P. Minasi, eines Dominicaners, der sich durch mancherley Schriften bekannt gemacht hat. Er ist zwischen vierzig und funfzig Jahr alt, und ein Mann voll Feuer und Aemsigkeit. Unter den Schriften, die er bis itzt herausgegeben hat, handelt die erste von der berühmten Lufterscheinung Fata Morgana (die Fee Morgana) genannt, die sich über den Canal von Messina in der heißesten Jahreszeit vor Sonnenaufgang zu zeigen pflegt; die zweyte enthält interessante Bemerkungen über die großen See-Krebse; die dritte, die ohne seinen Namen heraus kam, liefert ein Verzeichniß der Conchylien des Meerbusens von Taranto, und mancherley Betrachtungen über die Conchyliologie die hauptsächlich ihre Nutzbarkeit beweisen sollen. Du findest die Schriften des P. Minasi, wenn ich nicht irre, zugleich mit nervigten Beurtheilungen derselben, in den Deliciis unsers vortreflichen Corbes angegeben.

Der Pater Minasi hat dem Uebersetzer und Commentator des Gedichtes, Deliciæ Farentinæ betittelt und von D' Angiunio verfaßt, eine Menge Sachen aus seinem naturhistorischen Schatze mitgetheilt. Eigenlich hat der Verfasser dieses Gedichts seinen Gegenstand nur in ungefähr zweytausend Versen behandelt: aber der gute Carducci, der es commentirte und herausgab, verliehe ihm Corpulenz, und fütterte es in einen Quartband von 550 Seiten mit den kleinsten Lettern gedruckt, sorgsam und väterlich ein. Dennoch finden sich in diesem Buche unter tausend ekelhaften Mikrologien viel gute Sachen, die den Minasi zum Urheber haben mögen. Die Noten sind ganze vollständige Abhandlungen, z. B. über die Tarantel, über den Nautilus, über die Fischerey und die verschiedenen Wohnungen der Thunfischer; über die Lebensart und den Fang der Austern; über die Schneckenmuschel (pinno) über die Kannenmuschtl (pettino) über Ebbe und Fluth des Meeres von Tarento u. dergl. m.

Die Lage von Scylla hat sich seit den Zeiten des Strabo sehr verändert; ihr Hafen ist verschlemmt, und wo sonst Wasser war, ist jetzt troknes Land. Zwischen diesen berühmten Felsen und zwischen Reggio ist die Küste größtentheils sehr steil; aber da, wo die Betriebsamkeit der Calabrier sie nur immer zu nutzen wußte, ist sie ein Wunder der Schönheit und Kultur geworden. Mit was für Augen muß Brydone diese Gegenden angesehen

gesehen haben, da er in seinen Briefen solch eine traurige Schilderung von ihnen macht! Hat er denn die Ebene von Pentimele, und die schönen Gärten am Gestade hin gar nicht gesehen?

Barrio erwähnt bey der Beschreibung von Fiume-di-Muro eines Pfarrers, der im sechszehnten Jahrhundert daselbst lebte, und die Kunst verstand unendlich kleine Sachen in Holz auszuschneiden. Unter andern hatte er eine Kutsche geschnittelt, die von zwey Ochsen gezogen wurde und demohngeachtet nicht größer als ein Waizenkorn war. Man sah den Kutscher auf dem Bok, und im Wagen selbst Reisende vom weiblichen und männlichen Geschlecht aufs deutlichste und feinste ausgedrückt. Eine andere ähnliche Kutsche von seiner Arbeit ward von einem Floh mittelst eines hölzernen Kettchens gezogen. Armselige Talente! Und was für einen Absatz machen sie gegen jene, die unsere thätigen Forscher auf die Erweiterung unsrer Wissenschafts-Sphäre verwenden, die, weit entfernt, das Große zu verkleinern, lieber das Kleine groß, das Unsichtbare sichtbar machen!

Die Hügel zwischen Scylla und Reggio bestehen, soviel ich bemerken konnte, aus Sand, Schiefer und Grand von Granit und Hornstein. Aber das Capo dell armi, ungefähr sechs Meilen von Reggio, gehört zum Appenninengebürge und besteht aus sehr festem Kalkstein, der voll versteinerter Seeprodukte ist. In Reggio hielt ich mich nicht lange auf, vielleicht nicht

so

so lange, als nöthig war, um Gegenstände aufzufinden, die der Aufmerksamkeit der Naturforscher würdig gewesen wären.

Von dem alten Glanze der Stadt Reggio findet man heut zu Tage keine andere Spuren, als eine kleine Anzahl von Innschriften, theils in griechischer theils in lateinischer Sprache. Ein dortiger Gelehrter, Signor Morisano, hat sie in einem dicken Quartbande erläutert. Ich hatte Lust das Werk zu lesen, als ich aber gleich anfangs auf eine ewige Abhandlung über die beyden Worte Rhegi ıis Iuliensibus stieß, die auf einem zerbrochnen Steine waren gefunden worden, sank mir der Muth, und ich fühlte mich zu solch einer Unternehmung plötzlich zu schwach.

In ganz Italien muß keine Gegend reizender und bezaubernder seyn, als das Ufer von Reggio. Es ist über und über mit Citronen, Orangen und andern edeln Frucht-Bäumen bepflanzt. Der süße Duft, den ihre Blüthen des Abends aushauchen, die Kühlung die sie immerfort unterhalten, die artigen Landhäuser über die sich ihre Schatten verbreitet, und endlich die Gutmüthigkeit, Artigkeit und Gefügigkeit der Einwohner geben dieser Landschaft einen Reiz, den ich keinem andern mir bekannten Lande in gleichem Grade zugestehen kann.

Ich kann nicht ohne eine gewisse innerliche Beklemmung von Reggio und seinen nachbarlichen Gegenden schreiben. Die grausamen Verwüstungen des letzten

Erd-

Erdbebens haben fünf Personen aus der würdigen Familie des Marchese Grimaldi, von der du mich tausendmal mit Entzücken hast sprechen hören, das Leben gekostet! Franz Anton Grimaldi, der Annalist, verlor vor kurzem seine Gattin, eine angenehme, tugendhafte und verständige Dame, durch eben die Krankheit, die unserm guten Wyttenbach zu Bern die seinige raubte. Alle meine Freunde zu Neapel sind betrübt über diesen Verlust. Donna Aurora Grimaldi war die Seele und die Freude des auserlesenen Cirkels, der das Haus ihres Gatten besuchte. Dieser ist untröstlich, und wir fürchten die traurigen Folgen seiner gerechten Betrübniß.

Du bist noch jung, mein Tomo, aber auch du hast schon erfahren, daß der Verlust einer vortreflichen Freundin einen Schmerz mit sich führt, der tief im Herzen wurzelt, und den die Zeit zwar mildern, aber nie ausrotten kann. Wenn es mir freygegeben würde, eine einzige Gnade von dem Urheber der Natur zu verlangen, so wäre es die: daß er mich meine Freunde nicht überleben lassen möchte.

Es ist von vielen Neapolitanischen ältern und neuern Schriftstellern bis zum Eckel gesagt und wiederholt worden, daß Reggio seinen Namen von der großen Trennung erhalten habe, die durch ein Erdbeben veranlaßt ward, welches Sicilien, das ursprünglich mit Calabrien zusammenhieng, vom festen Lande dergestalt abriß, daß

ein

ein Meerkanal zwischen beyden entstanden sey. Unglaublich ist es, wie eine solche alberne Vorstellung so allgemein hat Platz greifen können! Die Geschichte der allerstärksten Erdbeben hat kein Beyspiel aufbewahrt, das auch nur vermuthen ließe, wie eine bergigte Insel, die im Umkreise mehr als dreyhundert und im Durchmesser mehr als hundert Meilen hat, wie diese Insel, durch Feuer oder eine andere unterirrdische Gewalt von Calabrien abgerissen und einige Meilen weiter hin hätte getrieben werden können. Einige Schriftsteller haben die Worte avulsio und abruptio einiger Alten, die von diesem vorgeblichen Absceß reden, buchstäblich genommen und sie auf obige Weise erklärt. Der älteste von denen, die dieses Mährchen in Umlauf brachten, ist Aeschylus, dem man es jedoch bey dem damaligen schlechten Zustande der Physik gern verzeihen wird. Weniger Nachsicht verdient der lateinische Dichter, der im vollen Ernste jene Erzählung von dem schreklichen Phänomen glaubt, welches

Hesperium Siculo latus abscidit

und durch welches das Meer

arvaque & urbes littore diductas angusto
interluit æstu;

Aber am allerwenigsten können Strabo, Seneca, und Plinius entschuldigt werden, die über die Unmöglichkeit, eine so große Masse von der Stelle zu bewegen, wenn es nicht durch eine horizontale Gewalt geschehen

schehen seyn soll, ein wenig näher hätten nachdenken sollen. Der Ausdruck αποῤῥαγιναι . . . ὑπο σεισμων, dessen sich Strabo bey dieser Gelegenheit bedient, heißt durch ein Erdbeben abgerissen werden. Eben diesen Sinn verrathen die Worte: vides totas regiones a suis sedibus revelli, deren sich Séneca in seinen quaestionibus naturalibus von eben dieser Erscheinung bedient. Wenn nur einer von ihnen die Gewalt, die zur Bewegung und Fortschaffung solch einer ungeheuren Masse erforderlich wäre, hätte berechnen wollen, er würde sich auf der Stelle anders besonnen haben. Ich bin überzeugt, daß jeder gute Beobachter auf dem ersten Blick einsehen wird, daß der Canal von Messina, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, ein Werk grauer Jahrhunderte und zunächst der Gewässer sey, die das Mittelländische Meer gebildet haben. So verhält es sich ja augenscheinlich mit den vielen Canälen, welche die kleinen Inseln Dalmatiens und der Levante vom festen Lande trennen, und es ist gar nicht nöthig, überall das Erdbeben zu Hülfe zu nehmen. Die Bewohner von Ceylon haben die alte Sage, daß ihr Wohnplatz durch einen unversehenen Einbruch des Oceans von der großen Indischen Halbinsel sey getrennt worden. Auch die Malabaren, die sonst keine große Philosophen sind, sagen daß die Maldiven auf eben die Weise vom festen Lande abgerissen wären. Die Küste von England zeigt unverkennbare Spuren, daß sie vor Alters mit Frankreich zusammen gehangen habe, und

nach dem guten Mann Rayo scheint kein verständiger Naturforscher diese Wirkung einem Erdbeben zugeschrieben zu haben. Wenn die Natur der Schichten auf beyden Seiten des Canals von Messina, großen Aushöhlungen, von unterirrdischen Gewässern verursacht, empfänglich hätte seyn können, so dürfte man vielleicht sagen: das Erdbeben habe diese Wölbungen eingestürzt und dadurch dem hereinbrechenden Meere Platz verschaft, u. s. w.; aber die Ränder des Canals sind von ganz anderer Natur als die aushölungsfähigen Berge durch welche starke Gewässer hinlaufen.

Indessen kann es seyn, daß das andringende Wasser, weil es, statt eines Canals, eine schmale Landenge zwischen Sicilien und Italien vor sich fand, vor selbiger sich stemmte, und nur erst nach und nach, vielleicht auch durch ein zufälliges Erdbeben unterstützt, dieselbe durchbrochen hat. Claudian scheint dieser Meynung gewesen zu seyn:

— — pontus & aestus

Mutavere situm, rupit confinia Nereus

Victor, & abscissos interluit aequore montes.

Strabo hatte eine doppelte Theorie über den Ursprung der Inseln, die er schlechtweg in zwey Gattungen theilte: in solche, die dem festen Lande nahe, und solche, die von demselben entfernt liegen. Die erstere Art war ihm durch Erdbeben entstanden, das sie

von

vor dem festen Lande abriß; die andere durch Feuer, indem er eine solche Erscheinung, die sich zu seiner Zeit auf dem Aegäischen Meere wirklich zutrug, zur allgemeinen Regel machte. Aber mit Corsika und Sardinien verhält es sich ganz anders, so wie auch mit Lissa und Lagosta, und mit andern Inseln des Adriatischen Meeres, die längst der Küsten liegen. Erstere sind gewiß nicht durch unterirrdisches Feuer emporgehoben, und letztere gewiß nicht durch Erdbeben vom festen Lande abgerissen worden.

Ich habe vorhin des Phänomens erwähnt, das unter dem Namen Fata Morgana bekannt ist. In der Pariser Encyclopädie steht eine Abhandlung darüber, die von Ungereimtheiten starrt, wie mehrere andere, die leider! in diesem sonst respektabeln Werke einen Platz gefunden haben. Der Pater Minasi ist der zuverläßigste Schriftsteller in diesem Punkte, und ich kann ihm getrost folgen, da ich nicht das Glück gehabt habe, diese ausserordentliche Erscheinung mit eigenen Augen zu sehen. Wenn man im Sommer frühmorgens bey ruhigem Meere, die Sonne im Rücken, von einem erhabenen Orte den Canal übersieht, so erblickt man in dessen Gewässern die Palläste, Balüstraden, Wälle und Thürme von Reggio, die Menschen die zu Pferde und zu Fuße am Gestade wimmeln, die Thiere und Bäume, und alles was sich regt und bewegt, wundersam vervielfältigt. Das Gewirre von Bildern,

Gruppen und Figuren, die sich immer vervielfachen und gigantisch vergrössern, wandelt und wechselt mit unglaublicher Schnelligkeit, und fliegt gleichsam über den hellen Spiegel des Canals dahin. Diese Erscheinung nennt Minasi Morgana marina. Wenn die Luft durch Dünste verdickt ist, so erblickt man dieses Schauspiel ungefähr dreissig Fuß hoch über der Oberfläche des Meeres, wie von einer Wolke umschleyert: dieses nennt Minasi: Morgana äerea. Wenn endlich die Luft feucht, doch nicht zu nebelicht ist, so ist das ganze Schauspiel mit rothen, grünen, himmelblauen, gelben, u. a. Farben rund umzogen, und Minasi nennt dies Morgana Fregiata d' Iride. Er hat über diese Erscheinung ein eigenes Werk herausgegeben, auch in die Encyclopädie von Yverdun einen Artikel, wenn ich nicht irre, unter dem Titel, Iris dans le canal de Messine, verfertiget, welchen du, wenn du Zeit hast, nachlesen kannst. Lebe wohl.

Achter Brief.

Barletta, den 28. Nov. 1783.

Meine Excursion durch Calabrien endigte sich bey Reggio; deßhalb bin ich nicht Bürge für das, was ich dir in diesem Briefe sagen werde, in welchem ich dem Barrio und andern neuern Nachrichten gänzlich gefolgt bin. Du weißt, daß jener Schriftsteller sich wenig Lob bey den Naturforschern verdient hat, der, ohne

zu

zu unsern wackern Schweizerischen Freunden hinaufgestiegen zu seyn, und ohne bewährtere Quellen als das Gedächtniß Anderer zu haben, ein Buch zu schreiben unternahm, worin er eine geographisch-physikalische Parallel zwischen den Gebürgen der Schweiz und den Gebürgen von Canada (die er auch nie gesehen hatte) ziehen zu wollen sich die Miene gab. Doch weiß ich wohl, daß ich mir solcher Lächerlichkeit nicht schuldig machen werde. Nimm also eine der erträglichsten Charten von Calabrien zur Hand, und folge mir: ich werde dich schneller als gewöhnlich reisen lassen.

Das erste Dorf von Reggio aus ist Cannavo, wo sich, nach dem Barrio, eine Kupfermine befunden haben soll; und wirklich sind die Berge, an welchen Sankt Agatha liegt, erzhaltig. Jeder mittelmäßige Beobachter muß, ohne daß man ihm einen Wink darüber giebt, beym ersten Blicke sehen, daß die Berge Pittaro, Sagittario und Sairo, wie sie auf der Charte angegeben sind, Kalkappenninen seyn müssen; falls die Geographen diesen Landstrich nicht nach bloßem Willkühr und Gutdünken gezeichnet haben. Wenn man über diese Berge hinüber kömmt, (ihr äusserstes Ende bildet das Capo dell' Armi, vor Alters Leucopetra genannt, ein Name, der ihre Natur deutlich bezeichnet,) so findet man zwischen den Appenninen-Gebirgen und dem Adriatischen Meere gerade dieselbe mineralische Beschaffenheit des Bodens, wie wir sie bis-

her auf der entgegengesetzten Seite bemerkt und angegeben haben. Bagaladi hat Bley- und Silber-Werke, die aber nicht im Umtrieb sind. Durch den Distrikt von Brancalerne streicht ein Zweig der Appenninen, in welchem vor Alters Mühlsteine gebrochen wurden; auch Braunstein giebt es daselbst. Zwischen Bagaladi und Brancaleone, nicht weit vom Meere, liegt Amendolia, ein Ort, der nach dem Barrio deßhalb merkwürdig ist, weil er auf den Ruinen von Paripolis, der Vaterstadt des göttlichen Praxiteles, ist erbauet worden.

Merkwürdig sind die Beobachtungen, die der Sig. Leone in einem seiner Berichte von dem Erdbeben, und auf sein Wort der berühmte Vivenzio über die patriarchalische Simplicität der Bergbewohner in der Gegend von Amendalia mitgetheilt haben. Letzterer sagt: „in Cadafuri, einem Distrikt von 1036 Einwohnern, „in Galliciano von 358, in Ragudi von 623, und in Palizzi von 863 Einwohnern, weiß man nichts von geprägten Münzen; aller Handel wird durch Tausch getrieben, wie bey den ersten Bewohnern der Erde; „sie leben in ihren Felsen verschlossen, zu denen weder „Weg noch Steg führt, und halten keine Gemeinschaft mit der übrigen Welt.„ — Eine genauere Nachricht von diesen Halbwilden müßte nicht wenig unterhaltend seyn. Ich habe mich vergebens bemüht, über diesen interessanten Gegenstand, so wie über einige andere die Naturgeschichte Calabriens betreffend,

mich

mich näher zu unterrichten. Derjenige, an den ich mich diesfalls mit einer Art von Zuversicht wandte, bewieß sich nicht sehr dienstfertig gegen mich.

Die Reihe von Bergen, die den Namen Aspromonte führt, muß sehr interessant seyn. Nach den Beobachtungen, die mir einer meiner Freunde (ein erfahrner Ingenieur, der bey dem letzten Erdbeben in Calabrien war) gefälligst mitgetheilt hat, haben die Wurzeln und Aeste dieses Alpinischen Gebirges einen Ueberfluß an Granit und erzhaltigem Schiefer.

Nach den Beobachtungen eben dieses Mannes, findet man auch zu Montebello, (wo ein erzhaltiger Schiefer prädominirt, und Kupfer- und Eisen-Minen vorhanden sind) das Factum aufs neue bestätigt, wovon ich in einem meiner vorhergehenden Briefe gesprochen habe: nämlich Kalkschichten unter Schieferlagen. Dieser Kalk ist weiß, marmorartig, sehr fein, an einigen Orten aschfärbig, und für Bildhauer brauchbar.

Ein Zweig des Aspremonte, der das Vorgebürge Bruzzano bildet, soll (nach dem Berichte meines vorhingedachten Freundes) aus kleinen granitartigen Klippen bestehen. Zu Caraffa und S. Agatha bemerkte er, daß die Bergart aus einem aschgrauen, weisgesprengelten Granit bestand. Die Masse war von Natur in dicke, an den Winkeln rundlichte Stücke gespalten, wie die Granitfelsen insgemein zu seyn pflegen. Die

Beschreibung die er mir davon machte, erinnerte mich an die Gipfel des Gebirges Campo auf der Insel Elba.

Die Landschaft Precacore liegt auf einer Breccia, deren Theile durch eine feste natürliche Asche unter einander verbunden sind; zu den Füßen von fünf piramidenförmigen Klippen liegt das Land Pentedatillo. Diese Klippen steigen aus einer Braunstein-Schicht, die in der Farbe dem Dachschiefer gleich kommt, aber nicht schulfrigt ist (scissile). Zwischenlagen eines sandigen Tuffs sind daselbst sehr häufig.

Das Ländchen Bianco scheint den Namen von seiner Ansicht zu haben, wie die Berge Biancane im Toskanischen die aus Tohn bestehen, der besonders zur Sommerszeit mit Salzblüthen (fioritura salina) bekleidet ist, den ihrigen auch erhalten haben. In diesem Bianco hat sich ein seltsames Mönchshistörchen zugetragen, daß mir von einem sehr glaubwürdigen Manne ist erzählt worden. Ich werde es dir zwar für jetzt, aber nicht für immer vorenthalten.

Der Boden von Bevalina ist im Ganzen genommen, thonicht, deshalb findet man auch Gyps daselbst und Klapperstein, (delle Etiti) ein Produkt, das auch zu Condojanne häufig ist. Der Berg Condojanne und der Hügel Ardore, der zum Theil aus Sand, zum Theil aus Thon und Gyps besteht, erheben sich zwischen Bianco und Oseraci. Weißer Thon bildet die

Sei-

Seiten des erstern, auf dessen Gipfel sich auch eine Tuffschicht befindet, deren größter Theil aus Brockeln von Schaalthieren besteht. In den Höhlungen dieses Tuffs findet sich eine Menge angeschossenen Salpeters, der die vorzüglichste Aufmerksamkeit der Naturforscher und der Regierung verdiente, demohngeachtet aber nur entdekt ist, um einige arme Individuen in Schaden zu setzen, und nicht um der ganzen Nation Vortheil zu bringen. Von hier stammt vielleicht das nitrum minerale, dessen Donzelli in seinem famosen Geschreibsel über die Pharmacie Erwähnung thut. Auch soll der heilige Hilarius daselbst eine Bley- und Silber-Grube besitzen. Nicht weit von Condojane zwischen den Bächen Nerito und Novito zeigen sich deutliche Spuren von dem alten Lokri, der berühmten Vaterstadt des Zaleukus und Timäus. Aus den Ruinen Lokris ist die benachbarte Stadt Geraci entstanden. Aus den Berichten des Barrio erhellet, daß der Boden da herum thonigt sey: es giebt daselbst Salzquellen, Schwefelbäder, und weiter hin nach dem Berg Esope, der zu den Appenninen gehört, Braunstein und Kalkstein, der zu Mühlsteinen verarbeitet werden kann.

Barrio erwähnt bey der Beschreibung dieser Gegenden einer seltsamen Erscheinung: In hac ora, sagt er, ab agro hoc usque cocynthum promontorium (Capo di stilo) & alibi, novilunio terra evomitur, *Maramuscam* vocant, ceu quum a talpis motu assur-

 git

git &c. Ich suchte mich von dieser Merkwürdigkeit näher zu unterrichten, und hoffe daß es mir zu Cannolo wo diese Erscheinung nicht selten ist, gelingen wird. Von dort aus werde ich dir nähere Nachrichten mittheilen: doch kannst du leicht denken, daß ich über den Punkt, „es erscheine nur immer alle Neumonde„ keine Bestätigung erwarte.

Zu Grotteria findet sich, nach dem Barrio, Bley und Gold; zu Giojosa Steinsalz und Wasserbley (molybdena); zu Rocella, in Flußsande Goldkörner; zu Castelvetere, welches auf den Trümmern des alten Caulonia liegen soll, Gyps, Steinsalz, Kupfer, Bley und Gold. Die Minen zu Stilo liefern Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Arsenic, und die umliegenden Berge enthalten einen Ueberfluß von edlem Granit. Die Minen zu Bivongi, Bley und Silber; und die zu Pazzano, Eisen, Silber, Gold, und wahrscheinlich, auch Kobold. Die Gegenden um St. Catharina sind reich an Steinsalz, Schwefel und Vitriol; zu Satriano findet sich Gyps. Squillace besitzt, ausser guten Töpferthon, Gypsbrüche, auch Marmorbrüche, Wetzsteine, Vitriol, und sogar, wenn wir dem Barrio glauben, auch Gold und Silber. Ein anderes Mineral, an dessen dasiger Existenz man nicht zweifeln kann, ist das Wasserbley (molybdena) das hier noch weit reiner und besser als das englische gefunden wird. Auch hat man von Seiten der Regierung ein wachsames Auge darüber, und es darf bey schwerer Strafe nicht ausgeführet werden,

den, damit der Vortheil der Verarbeitung dem Lande nicht entzogen werde. Dieses Mineral wird also sorgsamer genutzt, als alle übrige natürliche Reichthümer des Königreichs Neapel.

In dem Distrikt von Cantazaro findet sich Gyps und wahrscheinlich auch Kobold; der Fluß Alli, der die Felder desselben bewässert, führt Brockeln von Antimonium und Eisen, und vor den Thoren von Cantazaro findet man Hyacynthen, vielleicht auch Granaten; aber nicht so gewiß auch Rubinen, wie andere sagen. Zu Lirialo, welches Cantazaro gegen Westen liegt, befindet sich eine Steinkohlengrube, aber sie wird nicht gebaut. Das Ländchen Sellia, welches ungefähr eine Meile von Cantazaro entfernt liegt, liefert das Sal mirabile Glauberi, welchrs der vortrefliche Professor Vairo zu Neapel zuerst in Ruf und Ansehn gebracht hat. In die Nachbarschaft von Cantazaro setzt Barrio einen Anbruch von Wasserbley. Bey Jagerisa und Belcastro gab es, nach seinem Bericht, Salzquellen, von denen man zu seiner Zeit Gebrauch machte. Das Fraueneis (gesso specolare) pflegt immer nicht weit von ihnen entfernt zu seyn. — Töpferthon und Farbenerde trift man häufig zu Mesuraca, und in einem daran stossenden Walde einige schöne Marmorarten.

Der größte Theil des Gebieths von Crotona, dieser berühmten Stadt, wo Pythagoras lehrte, ist wegen der ungesunden Luft, die aus stehenden Lachen ausdünstet,

stet, gänzlich unbewohnbar. Töpferthon scheint der Hauptbestandtheil des dortigen Bodens zu seyn. Schwefelquellen giebt es nach dem Barrio zu Caccuri und Melissa. Letztern Ort finde ich nicht auf den neuern Charten des Königreichs Neapel. Aber einen rauchenden Berg finde ich auf denselben sehr deutlich ausgedrückt, und es scheint mir ein merkwürdiger Umstand zu seyn, daß nicht weit von diesen Berge, zwischen ihm und dem Berg Clibeno, auch Schwefelwasser quillt, welches nach dem Barrio die allaunhaltige Steinart ganz durchdringet, die dennoch von den Einwohnern unüberlegt genug zum Häuserbau gebraucht wird.

Alle diese Umstände beweisen, daß der Boden hier herum, wo nicht schon gebrannt habe, doch gewiß eine große Disposition dazu zeige. Das Steinsalz und die Schwefel- und Gyps-Höhlen in den Gegenden um Verzino, Gerenzo und Casobuono bestätigen diese Behauptung. Im Distrikte der lezten Stadt findet sich Amianth und Serpentin. Auch zu Verzino, glaubt mein Gewährsmann, müsse sich Alaun, Vitriol, Trippel, Eisen und Silber finden. Sey es wie es wolle, genug der dasige Boden zeigt alle Merkmale einer Beschaffenheit, welche die Forschbegierde der Mineralogen spannen kann; und man darf im voraus ohne selbst an Ort und Stelle gewesen zu seyn, behaupten, daß eine Reise von einem einsichtsvollen Manne nach diesen Gegenden unternommen, einen glänzenden Ersatz für die

die Naturgeschichte sowohl als für den öffentlichen Vortheil, unfehlbar gewähren würde.

Der Ueberrest von Barrios Buch enthält nur wenig mineralogische Bemerkungen, und du würdest dir an den Beobachtungen, die blos die untern Appenninen betreffen, bald einen Eckel lesen. Doch erwähnt er noch eines Judenpeches (Gagate) von der besten Güte unterhalb Bocchigliero; Silberminen zu Longobuco, die zu seiner Zeit Ausbeute gaben; er sagt: etiam nunc argentum ibi conflatur in massam. Der Fluß Crati führt nach seinem Bericht Goldsand; auch erwähnt er, auf Autorität der Alten, der besondern Kunst, Thierhäuten eine schöne Weiße zu geben; man schreibt sie dem Wasser zu, und es kann seyn; hatte doch das Wasser des benachbarten Sybaris sogar die Eigenschaft, Alle die davon tranken keusch zu machen.

Hier muß ich dir eine meiner Seltsamkeiten vertrauen: ich kann mich nemlich nicht entschliessen, auch nur den Hundertsten Theil von dem zu glauben, was die Alten von der Weichlichkeit, Zügellosigkeit und dem Reichthum der Sybariten zu faseln für gut befunden haben. Darf ich es dir gestehen? Sie scheinen mir Mährchen zu seyn, die den Kindern, nach ihren großen Mahlzeiten von bezauberten Pallästen, als Desert von ihren dienstfertigen Wärterinnen, sind vorgesetzt worden. Was ist es anders, wenn man sagt, ein Sybarit

rit habe nicht schlafen können, wenn sich auch nur der Rand eines Rosenblatts wider seine Seite gestemmt hätte: es habe eine Frechheit zu Sybaris geherrschet, die nicht nur die schändlichsten Thaten erlaubte, sondern sogar gut hieß: Dreymalhunderttausend Krieger habe Sybaris wider die Crotoniater ins Feld rücken lassen, ein Heer, das eine ungeheure Volksmenge auf einem unendlich kleinen Raum vorausgesetzt hätte; die Stadt endlich, mit ihren funfzig Stadien Vorstädten sey unter Sand begraben und von dem Bächlein Crati verschlemmt worden — Glaube das, wer es will, mir ist es unverdaulich! Du wirst sagen: aber Strabo und Diodor und andere ehrenveste Schriftsteller haben das Zeugniß gegeben! Gut! ich antworte dir: Gott verzeihe ihnen, ausser vielen Ungereimtheiten, auch diese! Die Klasse der Gelehrten, die den Griechen und ihren Nachschreibern den Lateinern alles bis auf die Sylbe glaubt, wird mich wenigstens für einen Ketzer ausschreyen; aber troz dem werde ich in solchen Sachen eine gesunde Kritik beständig einer kindischen Gläubigkeit vorziehen. Darum behaupte ich getrost von neuem: daß die unterirrdischen Wohnungen der Cimmerier nicht weniger lächerlich sind, als die Fältchen des Rosenblatts, die dem wollüstigen Sybariter den Schlaf raubten. Nach dem Bericht einiger dürren Antiquarien verbarg sich dieses Volk auf eine sehr alberne Weise in Grüften, um der Gefahr der Mofferen zu entgehen,

hen, die gerade in solchen Grüften am meisten zu besorgen ist. *)

Doch laß uns zur Naturgeschichte zurückkommen. Barrio erwähnt einer Grotte bey Cassano, worin sich warme Bäder befänden, die durch zwey Quellen, eine schwefliche, und eine reine, unterhalten würden. Deshalb scheint der Fluß Liro, jezt Coldena genannt, bey seinem Ursprunge warm zu seyn. Er fließt nahe bey Cerchiara aus einer schönen geräumigen Grotte am Fuße eines Berges hervor; und führt Schwefeltheile mit sich. In den Gegenden dort herum, auch zu Padula, findet sich Gyps und Steinsalz. Noja, der letzte Ort in Calabrien, der nach dem Barrio mineralischer Natur ist, erzeugt Antimonium.

Mehr kann ich dir, weder aus eigenem noch fremdem Vorrathe, über die Naturgeschichte Calabriens nicht zum Besten geben. Bekomme ich mit der Zeit mehr Kenntnisse darin, so werde ich sie dir gewiß mittheilen. Lebe wohl!

II.

*) Man solte es für unmöglich halten, daß in Neapel, wo jedes Kind weiß, daß die Moffeten unter der Erde viel häufiger sind als über der Erde, solch eine Ungereimtheit könnte niedergeschrieben werden: und doch ist es geschehen!

II.

Beschluß
der Abhandlung des Abbts Clavigero über die Thiere der neuen Welt, gegen die Herren von Büffon und von Pauw.
(S. T. M. Octob. 1786.)

Das Kameel.

„Unter allen vierfüßigen Thieren, sagt der Herr von „P. welche aus der alten Welt in die Neue versetzt „worden sind, ist das Kameel am wenigsten gediehen. „Im Anfang des sechszehnten Jahrhunders wurden ei„nige aus Afrika nach Peru gebracht, wo aber die Käl„te ihre Zeugungsorganen verdarb, und sie zur Fort„pflanzung ihres Geschlechts untüchtig machte.“ — Den Fehler, den P. hier wider die Zeitrechnung begehet, will ich mit Stillschweigen übergehen. *) und ihn fragen, ob nicht das nämliche auch in Europa, besonders in den kalten Gegenden desselben geschehen würde, wenn man Kameele dahin versetzte? Wenn die Kälte die Fortpflanzung derselben verhinderte, so waren diejenigen Schuld daran, welche die Kameele in eine Gegend versetzten, die ihrer Natur nicht angemessen war, nicht

*) Peru wurde erst gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts entdeckt.

nicht Amerika selbst, wo es gar nicht an troknen und warmen Ländern fehlt, die zur Fortpflanzung dieser Thiere erforderlich sind. Man hat in Spanien die nemlichen Versuche gemacht, und zwar mit einem noch schlechteren Erfolg, obgleich dieses Land das wärmste in Europa ist. Nach der Meynung des Grafen von B. würden sie sowohl hier als in Amerika fortkommen, wenn man alle nothwendige Vorsichten brauchte, und ich glaube, daß Neu-Gallizien in Amerika sich am besten dazu schicken würde. Uebrigens ist falsch, daß die nach Peru versetzten Kameele ihres gleichen nicht erzeugten; denn der P. Acosta, welcher einige Jahre später dahin kam, versichert als Augenzeuge, daß sie sich, wiewohl nicht stark, vermehrt haben. *)

Das Rindvieh.

Das Europäische Rindvieh soll sich unter dem schädlichen Klima von Amerika verschlimmert haben. Wenn ich auch zugäbe, was der Graf von B. will, das Rindvieh habe in Canada etwas von seiner Größe und Stärke verloren, und wie der Herr von P. vorgiebt, auf der Insel Hispaniola sey das Rindfleisch voll harter Fasern: so findet doch dieses in dem größten Theile der neuen Welt nicht statt; und wenn dem so wäre, so würde dieses keineswegs der Kargheit des Himmels, und dem Mangel an hinreichendem Stoff in der Natur bey-

*) Hist. natural. et moral. Lib. 4. cap. 33.

beyzumessen seyn. Die erstaunliche Vermehrung dieser Gattung vierfüßiger Thiere beweiset es. Der P. Acosta erzählt: auf der Flotte, mit welcher er im Jahr 1787 (ungefähr sechzig Jahr, seitdem das erste Rindfleisch nach Amerika gekommen war) von Mexico nach Spanien zurückkehrte, habe man aus diesem Lande 64360 Ochsen- und Küh-Häute nach Europa gebracht. Ich glaube sicher, daß wenn man die Anzahl der aus der alten Welt in die neue gebrachten Ochsen und Kühe mit der Zahl der Häute, welche die neue Welt zur Wiedervergeltung nach Europa geschickt hat, vergliche, mehr als fünf Millionen für jedes dieser Thiere herauskommen würden. Valdecebro, ein Spanischer Dominikaner, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich einige Jahre in Mexico aufhielt, erzählt als eine allgemein bekannte Sache: einem Mexicanischen Edelmanne, Namens Johann Ordugna, habe seine Heerde in einem Jahre 36000 Kälber abgeworfen, welches eine Heerde von 200 000 Stück alt Vieh voraussetzt. *) Es giebt heutzutage noch Besitzer von 5000 Stück. Nichts beweiset diesen Ueberfluß an Rindvieh im Spanischen Amerika so augenscheinlich, als der ungemein wohlfeile Preiß desselben, obgleich daselbst wegen der Menge des Geldes alles theuer ist. In der volk-

*) Und also doch wohl ein **Mährchen** ist, dergleichen man im Fall der Noth einem Spanischen Dominikaner wohl zutrauen kann. **W.**

volkreichen Gegend der Hauptstadt Mexico kauft man ein gutes Paar Ochsen zum Pflügen um zehn Ducaten, und einen einzelnen Stier um sieben Thaler. Bey Guadalaxara kostet das Joch Ochsen nicht über sieben Ducaten, eine Kuh nicht ganz vier Thaler, und ein Rind von ohngefähr zwey Jahren zwey Thaler. In vielen Oertern der Provinzen des Plata-Flusses kostet eine Kuh nicht über achtzehn Groschen. Ein sehr zuverläßiger Mann hat mich versichert, daß die Rindviehheerden in allen Provinzen des besagten Flusses sich auf fünf Millionen belaufen, ohne die wilden Ochsen, welche auch leicht ein paar Millionen Stück ausmachen können. Man sieht hieraus, daß das Rindvieh in Mexico, in Paraguai und andern Ländern der neuen Welt sich stärker vermehrt hat, als selbst in Italien.

Was die Größe des amerikanischen Rindviehes, welche so sehr bestritten wird, anbelangt, so darf man nur die Kuh- und Ochsen-Häute messen, welche jährlich in großer Menge nach Cadix und Lissabon in Schiffen gebracht werden *), um sich zu überzeugen, daß sie eben so groß und noch größer als die Europäischen sind. Die aus Paraguai dahin kommen, sind wenigstens drey, und viele vier Varas (über zehn Pariser Schuh) lang. Wer siehet nicht, wie falsch die Nachrichten unserer Philosophen, wie schlecht ihre Betrachtungen ge-

*) Paraguai treibt den stärksten Handel mit Ochsen-Häuten nach Spanien.

gegründet, und wie phantastisch ihre Systeme sind? Was Herr von P. von dem Rindfleisch der Insel Hispaniola sagt, ist nicht minder falsch. Oviedo, der sich einige Jahre auf dieser Insel aufhielt, sagt: das Rindvieh ist hier größer, und viel schöner als in Spanien; und weil hier die Luft sanft, und nie kalt ist, so ist dieses Vieh nie mager, und sein Fleisch ist überall von gutem Geschmack *). Der Graf von B. hat unrecht wenn er sagt, kalte Länder seyn dem Rindvieh zuträglicher, als warme. Denn in Neuspanien gedeihet es in den wärmern Gegenden, besonders am Meere, am besten. Das dasige Rindfleisch wird so werth geschätzt, daß man es 250, und 300 italienische Meilen weit in die Hauptstadt schickt.

Die Schaafe.

Der Graf von B. bekennt, die Schaafe seyen sowohl in den warmen, als kalten Ländern der neuen Welt sehr gut gediehen, was ihre Vermehrung anbelangt; doch seyen sie magerer, und ihr Fleisch nicht so säftig und zart, als in Europa. — Wer ihm diese Nachricht ertheilt hat, hat ihn hintergangen. In den wärmern Ländern gedeihen sie nicht so gut als in den mäßigen und kalten, gleichwie dieses auch in der alten Welt geschiehet. Ihr Fleisch ist in den wärmern Gegenden schlecht, und der Hr. von Büffon lehrt ja selbst, daß sich in allzuwarmen Ländern der alten Welt ihre Wolle

*) Summar. della Histor. nat. dell' India c. 2.

Wolle in Haare verwandelt. Hingegen haben sie sich in den gemäßigten und kalten Gegenden Neuspaniens noch mehr als das Rindvieh vervielfältiget; ihre Wolle ist daselbst in vielen Gegenden so fein als in Spanien, und ihr Fleisch so gut als das Beste in Europa. Ihre Vermehrung ist zu bewundern. Der P. Acosta bezeuget, ehe er dahin gekommen, habe es in Amerika Leute gegeben, welche 70 bis 100 tausend Schaafe besassen. Jetzt giebt es einzelne Landgüter mit vier, fünf, auch siebenmal hundert tausend Stück Schaafe. Ich würde mich vor so vielen Personen, die mich Lügen strafen könnten, nicht unterstehen, dieses zu sagen, wenn es nicht wahr wäre. Valdecebro sagt, *) Didacus Munnoz Camargo, ein Tlaskallesischer Edelmann, von welchem wir unter den Mexikanischen Geschichtschreibern Meldung gethan haben, habe von zehen Schaafen in zehn Jahren eine Heerde von vierzig tausend Stück Schaafen erhalten. Wem wird nun wohl einfallen, daß das Amerikanische Klima der Viehzucht zuwider sey? Was die Größe der Schaafe betrift, so versichere ich einen jeden auf mein Wort, daß ich bisher in Europa keine so große Schaafböcke gesehen habe, als sie in Mexiko sind.

*) Gobierno de Animales Lib. 4. c. 34. welches von andern Geschichtschreibern bestätiget wir.

Die Ziegen.

Auch von diesen bekennt der Graf von Büffon, daß sie in Amerika sehr gut fortgekommen, und sich hier stärker als in Europa vermehren. *) In Europa bringen sie nur ein oder höchstens zwey Jungen, in Amerika aber drey, vier und manchmal fünfe, zur Welt. Der Herr von P. der ihn den Plinius von Frankreich nennt, und will, daß man ihn, wo die Rede von Thieren ist, als einen Gewährsmann erkenne, eben als hätte er alle Thiere der Erde durch die Musterung passiren lassen, sollte dieses und andere dergleichen Geständnisse des großen Naturforschers beherziget haben, ehe er es unternahm, von den Amerikanischen Thieren zu schreiben.

Die Schweine.

In diesem Artikel stimmen unsre Philosophen nicht zusammen. Der Herr Graf von B. zählt die Schweine unter die Thiere, welche in Amerika sich verschlimmert haben; hingegen behauptet der Herr von P. sie seyen die einzigen europäischen Thiere, die in Amerika zu einer viel größern Stärke gediehen, und deren Fleisch sich verbessert habe. Es kann seyn, daß in Ansehung verschiedener Länder beyde recht haben. Mir ist aber in Amerika kein Land bekannt, wo die Schweine die Größe der Europäischen verlohren hätten, und ich

*) Hist. nat. Tom. 18.

ich kann versichern, daß sie in Neuspanien, auf den Antillen, in Terrafirma, und andern Ländern eben so groß als in Europa sind. Auf der Insel Cuba giebt es sogar eine Art Schweine, die noch einmal so groß sind, wie es allen denen bekannt ist, welche diese Insel besucht haben. Was die Güte ihres Fleisches, und ihre erstaunliche Vermehrung anbelangt, so beziehe ich mich hierin auf die Europäischen Schriftsteller, welche die Schweine zu Toluca und Angelopolis in Neuspanien, zu Cartagena, auf der Insel Cuba rc. gesehen haben. Der P. Acosta sagt: Die Schweine haben sich in ganz Amerika zu großem Ueberfluß vermehrt. In vielen Ländern ißt man ihr Fleisch frisch, und hält es für eben so gesund als Hammelfleisch, wie z. B. zu Cartagena. — In einigen Gegenden werden sie mit Maiz gemästet, wodurch sie überaus fett werden; und in verschiedenen, z. B. zu Toluca in Neuspanien, und in Paria, sind die Schinken und der Speck ganz vortreflich.

Pferde und Maulthiere.

In keiner Sache thun die Herren von B. und P. der neuen Welt so groß Unrecht, als da sie behaupten wollen, die Pferde haben sich daselbst verschlimmert. Der P. Acosta, ein unpartheyischer Geschichtschreiber, welcher Amerika so gut als Europa kannte, und dessen Zeugniß mehr gilt, als alle die übertriebenen Deklamationen unserer Philosophen, versi-

chert uns, in vielen Ländern, ja in dem größten Theil derselben, gedeihen die Pferde sehr wohl, und man treffe daselbst Arten an, die den besten Spanischen Pferden an Schönheit, im Laufen, und in Duldung der Strapatzen nichts nachgeben. Der General-Lieutenant Don Antonio Ulloa, ein gelehrter Mathematiker aus Spanien, welcher noch lebt, spricht mit Verwunderung von den Pferden, die er in Chili und Peru antraf. *) Er rühmt den Schritt der Chilischen Pferde, den ausserordentlich schnellen Lauf derer, die man dort Aquilillas und Parameros nennt, von welchen die letztern überaus geschickt sind, steile Berge hinan und herab zu steigen, und zur Hirschjagd gebraucht werden. Er versichert, auf einem der Aquilillas, welcher eben nicht der schnellste seiner Art war, über 15 Italienische Meilen in 57 oder 58 Minuten gemacht zu haben.

In Neuspanien ist die Menge der Pferde und Maulthiere unzählig. In den Zeiten der Eroberung kostete daselbst ein gemeines Pferd gegen 500 Dukaten: jetzt kauft man in Mexico ein gutes Pferd um 5 oder 6 Dukaten, in Neu-Gallizien ein mittelmäsiges um 2 Dukaten; ein Maulthier um 2½ und um 3, und eine Heerde von 24 Stuten samt einem Hengst um 25 Dukaten. In Chili sind sie noch wohlfeiler. Sie sind nicht kleiner als die Europäischen, und es ist eine

Selten-

*) Seine Reise im südlichen Amerika, 1 Theil, 6 B. 9 Kap.

Seltenheit, ein so kleines Pferd anzutreffen als sie in Sklavonien und mehrern europäischen Ländern sind. Sie sind so dauerhaft und stark, daß es etwas gewöhnliches ist, 70, 80, und noch mehrere italienische Meilen in einem Tage mit ihnen zu machen, ohne unterwegs auszuruhen. Die Reitpferde sind meistens Wallachen, und sind doch überaus muthig. Die Maulthiere braucht man in ganz Mexico zum ziehen und zum Lasttragen, und sie sind nicht kleiner als die gemeinen in Spanien. Sie tragen eine Last von fünf Centnern, und machen zwar, nach der Gewohnheit der Fuhrleute, des Tages nur zwölf bis vierzehn ital. Meilen, doch sind die Reisen oft 1000 oft 1500 Meilen lang. Die zum ziehen bestimmt sind, laufen, wie die Postpferde in Europa, auf sehr langen Reisen wenigstens dreissig Meilen des Tages, obgleich die Wagen sehr belastet sind. Auf langen Reisen bedient man sich meistens auch der Maulthiere zum Reuten. Es ist etwas gemeines, die Reise von Mexico nach Guatimala, welche ungefehr 1000 Meilen beträgt und meistens durch bergichte und schlechte Wege gehet, auf einem und dem nemlichen Maulthier, und jeden Tag dreissig und noch mehr Meilen zu machen. Aber nichts legt die Unwahrheit der vorgeblichen Ausartung und Verschlimmerung der Pferde in Amerika stärker an den Tag, als die Bemerkung, die ich gemacht habe, daß die Spanier, welche sich in Amerika niedergelassen, aus Liebe zu ihrem ursprünglichen Vaterlande, mit großen Unkosten sehr viele Dinge

 daher

daher kommen lassen, ohne daß sie je auf den Gedanken verfallen, spanische Pferde zu verschreiben. Ich weiß vielmehr Beyspiele, daß man amerikanische Pferde aus Mexico an den König und an die Großen in Spanien geschickt hat.

Die Hunde.

Unter den vielen Unwahrheiten, welche der Herr von P. von der neuen Welt geschrieben hat, ist keine so lächerlich, als was er von den Hunden schreibt. Sobald sie aus unsern Ländern, schreibt er, nach Amerika kommen, verlieren sie in den meisten Gegenden dieses Erdtheils ihre Stimme, und hören auf zu bellen. Welcher Amerikaner würde nicht lachen, wenn er dieses seltsame Vorgeben läse, oder hörte? Wo in Amerika verlieren die Hunde ihre Stimme? Aus welchem Schriftsteller hat er wohl eine so abgeschmackte Fabel geschöpft? Unter allen Spanischen Besitzungen, welche den größten Theil von Amerika ausmachen, ist kein Land, wo den europäischen Hunden ein solches Unglück widerfahren sey. Ich habe alle die glaubwürdigen Männer, die sich aus allen Spanischen Ländern der Neuen Welt jetzt hier in Italien befinden *), gefragt, und ein jeder hat sich verwundert, wie jemand solche Unwahrheiten in Europa ausstreuen könne. Was sie aber einhellig bestättiget haben, und was der neuen Welt

zu

*) Er meynt die Exjesuiten.

zu keiner geringen Empfehlung gereicht, ist dieses: daß die Hunde in Peru, Quito, Chile, und andern amerikanischen Ländern nicht toll werden. Gesetzt auch es wäre wahr, daß in einigen Besitzungen der Engländer und Franzosen die Hunde stumm würden, so würde es doch nicht erlaubt seyn, dieses von dem größten Theile der neuen Welt behaupten zu wollen. Ohne Zweifel hat Herr von P. von dem Techichi, dem sogenannten mexikanischen Hunde, gelesen, daß er nicht belle, und hat daher geschlossen, die aus Europa dahin gebrachten Hunde verlieren in Amerika ihre Stimme. Allein der Techichi siehet wohl einem Hunde ähnlich, ist aber eben so wenig ein wahrer Hund, als die stachlichte Frucht Nochtli oder Tuna, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Feige von den Spaniern die indianische Feige genannt worden, eine wahre Feige ist. Wäre es nicht lächerlich, wenn jemand behaupten wollte, die Feigen der alten Welt bekämen Stacheln, so bald sie nach Amerika versetzt würden? Wir wollen aber annehmen, daß die Europäischen Hunde in Amerika stumm würden, was folgte daraus wider das amerikanische Klima, dessen nicht auch andere Länder der alten Welt beschuldiget werden könnten? Lehret nicht der Herr Graf von Büffon, daß die Hunde, die aus den gemäßigten Zonen in die kalten der alten Welt versetzt werden, ihre Stimme, und in den heissen nicht nur die Stimme, sondern auch ihr Haar verlieren? Nach drey oder vier Generationen, sagt er, geschiehet dieses in Guinea,

 und

und andern dergleichen heissen Ländern in Asien und Afrika. Es ist zu bewundern, daß Herr von P. diesem großen Naturforscher hierin nicht gefolgt hat, welcher sagt: die europäischen Hunde seyen sowohl in den warmen als kalten Ländern der Neuen Welt wohl gediehen. *).

Die Katzen.

Obgleich der Herr Graf von B. im zehnten und eilften Band seiner Naturgeschichte, wo er von Hunden und Katzen besonders handelt, gestehet, beyde haben sich in Amerika nicht im geringsten verschlimmert, und der Herr von P. gänzlich von den Katzen schweigt: so haben sie doch diese Thiere in ihren allgemein Sätzen von der Ausartung der Thiere nicht ausgenommen. Doch war es besser, durch einen Widerspruch die Wahrheit zu gestehen, als bey einer ausgestreuten Unwahrheit zu beharren. Der Herr Graf von B. hat allerdings recht, wenn er sagt: die aus Spanien nach Amerika versetzten Katzen haben ihre schönen Farben beybehalten, und seyen nicht im geringsten ausgeartet. **)

Das nemliche bekennt der Herr Graf von den Guineischen Schwein und vom Kaninchen. Alle diese Thiere, die von der alten Welt in die neue versetzt worden sind, haben sich, ausser dem Kameel, nicht nur über alle maßen vermehrt; sondern auch ihre Gestalt, Größe und Stärke, samt den übrigen Eigenschaften ihrer

*) Hist. nat. Tom. 10.

**) Tom. 11.

ihrer Stammthiere beybehalten. Meine Beweise grün- den sich theils auf das eigene Geständniß der beyden Widersacher, theils auf das Zeugniß unpartheyischer und einsichtsvoller Schriftsteller, die der Länder der neuen Welt kundig sind; theils auch auf das Zeugniß aller derer, die diese Länder besucht haben, von denen ich einen jeden auffordere, mich Lügen zu strafen. Man kann fast nicht daran zweifeln, daß die Herren von B. und P. sich es geflissentlich vorgenommen hat- ten, die neue Welt zu verschwärzen. *)

III.

Ein Traum

geträumt im Merzen sieben und achtzig des achtzehnten Jahrhunderts.

An einem schönen Abend gieng ich in jene Linden-Allee, aus welcher man in das kleine Thal siehet; ich setzte mich neben einen Baum auf den Rasen, und ließ mei- ne Augen auf den Wiesen herum irren. Eine sanfte Melancholie bemächtigte sich meiner Seele; das auf- blühen-

*) Der cholerische **Abbate** erhitzt sich (wie man sieht) aus Eifer für die Wahrheit, biß zum Vergessen aller Anständigkeit; und wiewohl ich seine Ausdrücke an mehr als einer Stelle sehr ge- mildert habe, so empfehle ich doch seinen **polemischen Styl** bloß als ein Muster wie man in dieser Art von Schriften **nicht** schreiben soll. **W.**

blühende Jahr und meine welkenden Kräfte vermengten frohe Erinnerungen mit düsterer Erwartung. Die gemäßigte Frühlingsluft und die schon würksamen Strahlen der Sonne erwärmten mein Blut. Ich lehnte meinen Kopf an den Baum, wiegte mich in angenehmen Fantasien, schlief ein, und träumte einen Traum, der einer Geschichte gleichet. Ich will ihn erzählen.

Eine unsichtbare Hand ergrif mich und führte mich einen Berg hinan. Als ich oben war, ließ die Hand ab von mir, und ich hörte eine mir unbekannte Stimme: Blick auf! Ich zitterte. Erhebe dein Auge wiederholte sie. Ich sahe auf und sah eine unübersehbare Fläche vor mir, flach wie der Spiegel eines Sees. Wer bist du, unbekannte Stimme, die mir ruft? sprach ich. Richte dein Gesicht gegen Abend, versetzte sie, und ich sahe gegen Abend.

Ein Punkt, gleich dem Abendstern, glänzte im Westen; allmählig wurde er heller, größer, näherte sich, schoß Strahlen, dann Flammen, dann erfüllte sein Licht das ganze Gewölbe des Himmels. Ein Sturmwind erhob sich, führte eine mit tausend Farben bemahlte Wolke daher, und, ehe ich michs versahe, trat aus einem flammenden Wagen eine weibliche Gestalt vor mich. Der Göttinnen eine, dachte ich, erschrak, wollte fliehen; bleibe, rief sie, fürchte nichts! Ihr liebevoller Blick und der Silberklang ihrer Stimme flößte mir Muth ein zu gehorchen.

Sie. Schläfst du, da alles wacht?

Ich seufzte.

Sie. Ein wahrer König auf dem Thron, ein Kranz von Patrioten um denselben, alle beschäftiget nicht Länder zu erobern, sondern rechtmäßige Besitzungen durch weise Anstalten zu ordnen, und die Einwohner zu beglückseligen: und du, den die Natur aus der Zahl der Undenkenden ausgehoben, dessen Verstand diese gütige Mutter zur Uebersicht des Ganzen geöfnet hat, du wälzest dich sorgenlos in nichtigen Träumen, und schläfst am Tage der Schlacht!

Ich. Süß und bitter ist deine Rede.

Sie. Die Gesetze heben sich aus dem Dunkel; der täuschende Nebel der Willkühr verschwindet; die menschlichen Rechte, lange herabgebeugt wilde Trophäen zu schmücken, entschütten die Fesseln und erheben ihr ehrwürdiges Haupt; Thätigkeit, durch Monopolien zusammengepreßt, ist ihrer Erlösung nahe. Gründung, feste ewige Gründung des Menschenglüks durch Bildung des Bürgers zum Bürger, ist beschlossen, und zum erstenmal öfnen sich die Schatzkammern der Staaten zu ihrer ersten heiligsten Bestimmung. Der Krieg hat ein Ende, der zweyköpfige Janus ist todt. Sechs Fürsten *) sind Freunde, und diese sechs Fürsten haben unter sich der Menschen Schiksal getheilt. Menschen bilden

*) Preussen, Oestreich, Frankreich, England, Rußland, China.

den ist der Götter dieser Erde erste Pflicht; sie erkennens, fühlens, vollziehens.

Ich. Herrlich! Aber —

Sie. Hat dieses nichts anziehendes für dich, der du deine Lebenshälfte mit Erziehungs-Romanen verbrachtest? willst du im Dunkeln tappen, und wenn das Licht des Tages anbricht, wie die lichtscheuen Thiere dich im Gebüsche verkriechen? Schlafe bey der Nacht, aber wache am Tage.

Ich. Ich fürchte —

Sie. Was denn?

Ich. Romanen sind leicht und Plane noch leichter; das simple, das ausführbare, fällt nicht ins Auge; und dann die Ausführung? Zürne nicht, auch hierüber dacht ich und verlor den Muth. Der Verstand lebt von Ideen und das Herz von erträumtem Glücke. Du, Göttliche, kommst von oben, aus dem Lande wo das Schöne würklich und das Würkliche schön ist: hienieden, unter der feuchten Decke des irrdischen Dunstkreises, ist das Würkliche Stückeley, und das Vollkommne Traum.

Sie. Feiger! — in Zeiten wo der Mensch denkt, und die Denkenden aller Zeiten in Schriften leben, noch denken, noch sprechen, noch würken; wo ein Plato das mögliche, ein Rousseau das würkliche, ein Sulzer das thunliche mit tiefem Sinne zu Tage gebracht; wo Eroberungssucht schläft, und Fürsten sich um das Reich

der

der Wissenschaften nicht streiten, sondern in Erweiterung desselben wetteifern!

Ich. Und doch muß der Mann ein Mann seyn, deres wagt zur Menschenbildung den Grund zu legen; silberlockigt sein Haupt, tief seine Grundsätze, kalt seine Ueberlegung, tausendseitig seine Ideen, lang, mühsam gewälzt, praktisch der ganze Umfang seines Geistes, von Ehrgeiz und Eigennutz und Härte fern sein Herz. Er muß die Blase der Moden-Ideen sehen, sie verachten, sie zernichten können. Er muß — o ich schweige.

Sie. Männer gabs, Männer giebts, vereinigte Bemühung reicht weit, und vereinigte Kräfte sind zum Werke nothwendig. Wer einzig sich tüchtig glaubt ist der untüchtigste.

Ich. Sey es. Dastehe der Aufriß und der Grundriß zum herrlichen Gebäude, noch ist es nicht gebauet.

Sie. Zum Bauen giebt es ein gewisses Mittel, unfehlbar würkt es, nichts widersteht ihm: die Fürsten kennen es, die Diener der Fürsten brauchen es, die Politik rathet es, die Sittenlehre befiehlt es, die Religion heiliget es.

Ich. O das Mittel?

Sie. Alle vernehmen, alle gewinnen, sich nach allen so viel möglich bequemen, allen alles werden.

Ich lächelte.

Sie.

Sie. Ohne Eigennutz, ohne Partheylichkeit sich menschenliebend zeigen, bahnet den Weg gesunde Ideen den widrigsten Gesinnungen einzuflössen. Man scheue keine Mühe Zweifel zu heben, und sich heben zu lassen, und sie sind gehoben. Behalte dieses: Gewalt fängt an, wo Verstand ein Ende hat.

Ich. Alle vernehmen?

Sie. Alle, und dem Range nach, den sie im Fache bekleiden. Es macht Mühe: allein es besänftiget alle, macht alle geneigt dem besten nachzugeben, sich weisen zu lassen. Jedem Heiligen sein Lichtchen! Thut er nichts gutes, so thut er doch nichts böses.

Ich. Warum dem Range nach?

Sie. Den Vorwurf der Partheylichkeit zu vermeiden, und diejenigen, auf welchen das Auge der übrigen ruhet, und selbst ihr Amt, durch Ausschliessungen nicht zu verhöhnen. Es empöret den Alten und Obern vom Jungen und Untern abzuhängen; und empörte Eigenliebe im grauen Kopfe findet wirksame Wege. Der Junge hat Mangel an Erfahrung gegen sich, der Untere Mangel an Uebersicht und Verwaltungskenntnissen. Läßt man Alle dem Range nach würken, so wird sich das Reife, das Gedachte, das Thunliche hindurch drängen, und die nöthige Publicität wird den Schwachen, den Unreifen, den Grundlosen zum Widerstand entwaffnen.

Ich.

Ich. Aber die Mühe, die dieses verursacht.

Sie. Mühe! (verdrüßlich.) Ein Blick kann ein Mädchen bezaubern — aber Nationen bilden — ich fühle daß es Mühe macht, gewisse Einwendungen zu widerlegen. Großer angestrengter Verstandes-Aufwand, rastlose Arbeit alles allem anzupassen — Mühe scheuen, unglücklicher? Noch wachest du nicht.

Ich. Verzeihe, meine Wangen glühen, habe Nachsicht mit einem armen muthlosen! Wer soll aber die hunderteley Meynungen ordnen, sichten, daraus wählen?

Sie. Wer? Der, den sie alle billigen. Eine weise Lenkung, wenn Alle gewonnen sind, kann es veranstalten, daß sie Alle auf den Tüchtigsten fallen. Ein Z.. findet ihn.

Ich. Den tüchtigsten? Eine Quaterne!

Sie. Vernimmt man alle, so findet man ihn aus ihren Meynungen; übergehet man einige, so kann man gerade den tüchtigsten übergehen.

Ich. Aber Menschlichkeiten —

Sie. Ich verstehe dich nicht.

Ich. Können vorgehen.

Sie. Dein Argwohn ist niedrig. Durch ächte Menschenbildung das Glück von tausend Generationen gründen — erhabene Idee! sie hebet, sie reiniget, sie

 erleuch-

erleuchtet. In einer von Natur edeln Seele — Erwache doch endlich!

Ich. O werde nicht müde mich zu belehren! Gewinnen muß man alle, sagst du: ist dieses so nothwendig?

Sie. Es giebt Dinge, die sich befehlen und Dinge die sich nicht befehlen lassen. In die letzte Classe gehören die Pflichten des Lehrers der Jugend. Wo Lust, Neigung, Eifer, eigner Trieb fehlet, da wird nichts ausgerichtet. Das Geschäft hat sonst schon genug unangenehmes; kommt noch Zwang, Verachtung, Willkührlichkeit von Seiten der Obern hinzu, dann arbeitet der Lehrer der Menschen wie der Taglöhner. Erzwingen läßt sich wenig; es muß überlassen werden. Befehle können nur allgemein seyn. Die Aufsicht gehet nur aufs äußere. Die Würkung läßt sich nie so genau bestimmen. Wollen, wollen muß der Lehrer; und sanfte Behandlung ist es einzig, was dieses wollen erzeuget.

Ich. Habe Dank, reiner Geist! ein Licht geht in meiner Seele auf. So könnten wir also mit einem das herrliche Werk darstellen! Schon sehe ich es. Da stehet der Pallast hingezaubert, und wo vorher die einsiedlerische Heuschrecke hüpfte, da wohnen nun —

Sie. Feen? (lächlend) Eile nicht so, du bist nicht in Spanien. Was bleiben soll — muß sich entwickeln; die Kunst ist, die Entwickelung leicht, sanft und gewiß zu veranstalten.

Ich.

Ich. So langsam?

Sie. In einem Staat ist Alles verbunden; Alles greift in einander, wie die Räder in einer Uhr; Alles kann sich hindern, sich befördern. Wo noch vieles in der Kindheit ist, da kann kein Theil seine gröste Vollkommenheit erreichen; er muß allmählich mit dem übrigen von Stufe zu Stufe sich heben. Der Staat ist ein Baum; er muß erst Wurzel haben, ehe er in die Aeste treiben kann; langsam, bedächtlich, behutsam muß man ihn forttreiben, und alle Theile gleich pflegen: sonst setzet sich am Fuß ein unheilbarer Schade, der den Scheitel mit zur Erde beugt.

Ich. Aber diese Vielfachheit, diese Verwebung mit dem Ganzen — O habe Mitleiden mit einem Schwachen, und verzeihe seinem schwankenden Geist.

Sie. Suchen muß man erst das, worauf das Menschen-Glück sich gründet. Ist man hindurch bis zu diesem lichten Punkt gedrungen, dann verbreitet er Heiterkeit aufs Ganze; dann leget, ordnet sich alles an seine Stelle, und was unübersteiglich schien, wird ein angenehmer Fußsteig im flachen Thale. **Einfachheit der Natur** heißt der Punkt.

Ich. Das Einfache ist kahl, matt, unkräftig.

Sie. Siehe mich an, Muthloser, findest du mich so?

Ich. O nein! Himmlische Schönheit erblicke ich in dir, dein Auge durchdringet mein Innerstes, und dein

lächeln löset es auf, alles ist überirrdisch, du bist dir selbst der schönste Schmuck. Das fliegende Gewand, die Rose in deinen Locken, die Perlenschnur auf deiner Brust — was sind die gegen die Fülle der Reitzungen deiner Person?

Sie. So ist die Natur, einfach und edel. Im Innern Harmonie zum großen Zweck, im Aeussern Schmuck, der lockt, nicht sättigt; der reitzet, das Innere zu beschauen, und beym Anblick des Innern verschwindet. Zusammengesetzt ist der Mensch, vielfältig seine Verhältnisse von Willkühr geleitet, einfach aber nach der Natur. Eins ist seine Kraft, mächtig aufs einfache gerichtet, und von sicherer Würkung. Theile sie, so schwärmt sie unthätig von Undingen zu Undingen: wie die eitele Schöne, die sich Putz zu wählen von Flitter zu Flitter eilet, ein Nichts gegen das andere hält, um endlich mit bester Ueberlegung eine nichtige Wahl zu treffen.

Ich Schön! — Diese Einfachheit der Natur, wird sie sich finden lassen? Du kennst die Verwickelung, Verwirrung, Grundlosigkeit, Willkührlichkeit, Misgestalt, Karrikatur der politischen Verfassungen; der Pferdekopf und der Fischschwanz!

Sie. Anstrengung und Unterstützung macht alles möglich.

Ich seufzte.

Sie. Der Landesvater will.

Ich

Ich sahe verlegen aus.

Sie. Hartgläubiger, Feiger! Warte bis ich wieder bey dir bin. — Hier verlohr sich die Göttliche und mein Kopf schien betäubt zu seyn: sie kam wieder und mit ihr mein Bewußtseyn.

Ich. Laß mich zum Danck den Saum deines Gewandes küssen.

Sie. Siehe in diesen Spiegel, und dann zweifle, wenn du kannst!

Ich sahe — O Raphael, leihe mir deinen Pinsel! Ich sahe ein lebendes Gemählde vor mir, das herrlichste, das je eines Künstlers Seele geträumt hat.

In einem fruchtbaren Gelände standen auf einem Hügel vier Altäre mit einer demantnen Kette verbunden, der Frömmigkeit, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe, der Gründlichkeit geweihet; trüb war ihr Feuer und matt ihre Flamme. Larvenähnliche Figuren krümmten sich um sie her, mit gleißnerischer Andacht, in allerley Gestalten; dunckel war der ganze Horizont, und ein schwarzer Nebel lag auf der Erde — ein schaudervoller Anblick! — als sich von Westen her langsam und feyerlich eine Menge den Altären nä herte. Voran gieng eine edle Gestalt, ihr folgten Männer, welche das waren was sie schienen, ihnen ein unzählbares Volck. Jezt stand der Edle vor den Altären, fiel auf die Knie, und die Menge mit ihm. Er hob seine Augen gen Himmel — Plötzlich erfüllte

das reineste Licht den ganzen Erdkreis, die Larven verschwanden, Wohlgerüche verbreiteten sich mit dem Licht, und Stimmen des Wohlgefallens liessen sich von oben herab hören. Die halberstorbenen Flammen loderten in den Aether empor, und ihre vereinigte Spitze schien den Himmel zu durchdringen. Ein starker Donner verkündigte einen neuen Auftritt. Ein redender Schall, wie wenn er von allen Enden wiederhallte, erfüllte mein Ohr: „Seht, Völcker, den König, der Mensch, den König, der Vater des Landes ist! Lernet von ihm, Fürsten! Liebt ihn, Nationen!" — Tiefe Stille herrschte da die Stimme sprach, und Erde erschütternder Jubel, da sie schwieg. — Wer war dieser Geliebte der Götter? — Mäßige dein Entzücken, Preussischer Bürger, schlage auf deine Brust und sprich: möcht ich seiner würdig seyn! — Sprachlos sahe ich, bis meine Augen trüb wurden.

Ich. Wo bist du, Göttliche? ich sehe dich nicht, mein Auge ist vom Glanz geblendet: sprich, daß ich deine süsse Stimme vernehme. Ich wache, ich lebe, du hast mich vom Tode erwecket.

Aber die Stimme schwieg. Ich streckte meine Hand aus, stieß an den Baum — weg war Schlaf und Traum.

B. Müller.

IV.

Gedichte.

Auf Friedrichs Tod.

Im August 1786.

Ja, trauert, trauert, Fluren Borussiens,
ihr königstolzen Ebenen Brandenburgs!
Gerecht war euer Stolz: des Erdballs
Neid und Bewundrung empfand und jauchzt' es!

Und Trauer wölkt' euch? Klagen enthallen dir,
o Friedrichs Volk? — Ach! Friederichs Volk nicht mehr!
Er sank, der hohe sturmvertraute
Fels, den Gefilden ein Schutz und Seegen.

Gerecht sind deine Thränen! der Erdenkreis,
nun ganz Bewundrung, zeugets, vom Anadir *)
bis hin zum jungen Sohn der Freyheit,
der am Ohio sein Bündniß heischte.

O Volk, das Friedrich liebte! beweinenswerth —
doch, selig bist du. Wende dich rings und schau!
Hier starb, dort starb ein Landesvater;
siehe, da weinten ihn Heuchelthränen

wie, oder goß sich Freude die Wang' hinab?
Dir, Freund des Himmels, edleres Heldenvolk,

 dir

*) Dem äussersten Flusse Siberiens.

dir troknet einst die Zeit mit lindem
Schleier die sprechende fromme Wehmuth.

Doch bis am Mittagshimmel die Sonne stirbt,
bis seines Aetherweges der Mond vergißt
Und nie den Osten färbt, wird Friedrich
dein und der spätesten Enkel Stolz seyn!

Der Stolz der holden Mutter Germania,
wiewohl seit Teut und Mana die Göttliche
viel großer Söhn' und Töchter zählet;
ewig der Stolz und der Liebling Klio's. *)

Du Nachwelt, glaub' ihr, ob sie unglaubliches
von Friedrich lehret! Glaube (wir sahen sie)
die schweren Heldenkämpfe, schwerer,
als des gefabelten Halbgotts Mühen!

Denn Neid und Rachsucht schnoben Vertilgungswuth
in Fürstenschaaren, rotteten Tausende
zu Myriaden Mordgeschwornen.
Siehe, schon fluthete rings Verderben:

Da kam mit seinen Tausenden Friederich,
der kleinen selbstgebildeten Heldenzucht;
Er kam und schlug, wie Keine schlugen,
schirmend sein Volk, ein gezwungener Krieger.

Glaubts,

*) Der Muse der Geschichte.

Glaubts, Enkel, Klio'n, glaubts dem gerechten Lied,
daß Friedrich-Cäsar gern der Lykurge Kranz
dem bluterkauften Lorber vorzog,
gern ihr Verdienst ihm — auch kranzlos — vorzog.

Nie lokten Schimmer, Aussengestalten nie
die weise Thatkraft Friederich-Antonins:
Allein den Vaterruhm verehrend,
bot er sich jetzo zum Kampf der Hyder,

die, feist vom Mark des Landes, Gerechtigkeit
sich log, und rief Asträen vom Pol zurück:
itzt floß dem Volk', indeß der Hunger
Völker erwürgte, sein mildes Füllhorn.

Einöden, die das niederste Leben floh,
giftschwangre Sümpfe schuf er in lachende
Gefild' um, Hütten in Palläste,
Moder und Schutt in Jehovahs Tempel.

Sein ists, daß deinen Barden der Enkel lauscht,
daß Kunst und Weisheit deinen Gebieten schwur,
du neidenswerthes Volk des hohen
vielfachumlorberten Musenführers! *)

Denn auch im nie erkäuflichen Heiligthum
der Töchter Zevs prangt Friederichs Ehrenmal,

*) Musagetes, ein Beyname des Herkules und des Apollo.

geschmükt mit Rollen, Flöt' und Leier, *)
welche das lohnende Reis umwindet. —

Doch, ha! was unternimmst du, verwognes Lied?
Blüht nicht die Blume jegliches Fürstenlobs
zum Kranze seines Ruhms? und mangelt
mehr als die Eine, die honigreiche,

die Lust des vaterländischen Genius?
Und diese Mengen wolltest du flechten? Schleuß
den Kranz und sprich, daß ihn der Weltkreis,
sprich, daß ihn Joseph den Großen nannte! —

Ihr aber, die sein goldener Zepter zwölf
Olympiaden segnete, jauchzt! ihn führt
der Erbe seiner Königstugend, —
Heil euch! — des teutschen Verdienstes Rächer.

Orwing.

An Orwing, über vorstehende Ode.

Hört' ichs, oder umscholl täuschendes Zauberspiel
mein geschmeicheltes Ohr? Wahrlich, sie war es, Freund,
deine Stimme; sie wars, wie sie zum Klange der
goldbesaiteten Harfe tönt:

Harf-

*) Den Sinnbildern der Schriften Friedrichs in Prose und Versen, und seines Flötenspiels.

Harf' und Stimme so stark tönend, so silberrein,
als noch kaum mir ein Lied — ob ich der reizenden
gleich schon viele von dir hörte, — mit holder Kraft
bis ins Innre der Seele klang.

König Friederich wars, den zu besingen dir
itzt die Muse gebot, wie sie dir einst das Lob
Josephs, welchem die Welt Preis und Bewundrung zollt,
in hellrauschende Saiten gab.

Joseph lebet, — und spät schmück' ihn der Ewigkeit
Strahlenkrone! — doch ach! Friedrich lebt nicht mehr;
Er, vom Volke beweint, welches ihn Vater pries,
schwang sich glänzendern Sphären zu.

Freund! Borussiens nicht, aber Germaniens
Sohn, empfandst du es ganz, was für Tuiskens Volk
dieser weise Monarch, Meister des Rathes und
Held im Felde der Schlachten, war;

Teutschlands Rechten ein Schirm, seiner ihn ehrenden
Fürsten Muster; — dem selbst Joseph die Freundeshand
bot, und, als sie ein Zwist trennte, mit Edelmuth
bald versöhnlich von neuem bot.

Würdig sangst du ihn so. Mit des Unsterblichen
Namen lebe dein Lied! beydes Borussiens
und Germaniens Sohn, jauchzet Kleanor dir
voll des innigsten Mitgefühls.

Früh den Fluren entrückt, wo mir der Jugendlenz
meiner Jahre geblüht, blieb ich des Vaterlands
frommer Liebe getreu, blieb ich in fremder Luft
dennoch Friederichs Unterthan.

O wie hätt' ich so gern, nun er der Erd' entfloh,
ihm, zum Opfer der Pflicht, einen Cypressenkranz
an die Urne gehängt, wäre Kalliope
noch dem kälteren Alter hold!

Du, fleug ferner den Flug feuriger Sänger, kühn,
wie der Vogel des Zevs, trauend den Fittigen,
ungeblendet vom Licht, das ihm entgegenstrahlt,
immer näher zur Sonne schwebt!

Wenn, vom Himmel beglückt, Friedrich Wilhelms Thron
fest, in herrlichem Glanz stehet wie Friederichs,
und du singst dann auch ihn, jauchzet Kleanor dir
voll erneuerten Lustgefühls.

Kleanor.

Antwort an Kleanor.

Freund des teutschen Gesangs, selbst ein belorberter
edler Sänger! vorlängst krönte die Muse dich,
da noch Jugend dein Haar schmückte, da Feuer noch
schärfern Blicken entglühete:

und

und — o seltnes Geschik! — jährlich erneute sie
deinem Haupte den Schmuck, jährlich der Lieder Kraft
deinem Busen: hervorleuchtender ward der Kranz,
wie die Scheitel dir bleicher ward.

Spät noch gieße dein Lied weisen Entschl ß ins Herz
ferner Enkel, und spät weck' es Bewundrung,
stolz in Reihen der süßtönenden Kinder des
vaterländischen Genius!

Wär' auch Orwing es werth — Orwing, ein Enkel von
Hermanns Barden, — in Teuts heiligen Eichenwald
von dem lyrischen Chor, welcher die Weihe trägt,
Freund und Barde begrüßt zu seyn!

Wie? verdient er es einst? oder vermochte dich,
frommer Brenne, sein Lied, weil es von Friedrich
scholl, zu täuschen? und wer schiene nicht lorbernwerth,
nennt' er Friederichs Thaten nur?

Zwar nie buhlt' ich um Ruhm, nimmer verführte der
Honig seines Gesprächs meinen zu lüsternen
Geist, ob Jugend ihm gleich Folge gebot, und mein
viertes Lustrum noch kaum entfloh:

Aber Dichtergefühl schwellte dem Knaben schon
oft den Busen empor, mit dem verbrüderten
Vaterlandesgefühl, stolz auf die Sprache Teuts,
stolzer auf des unsterblichen

teutschen

Teutschen Geistes Geschlecht, Thaten voll Adels, und —
tausendfaches Verdienst. Könnt' ich die Tausende
zählen? Ha, ich erläg' unter der Mengen Zahl,
welche würdig des Liedes sind.

Freund, der ragendsten selbst sing' ich nur wenige
in mein zitterndes Spiel! aber ich sänge sie,
ob kein Ohr dem Gesang horchte, der Bardenkreis
nie für Orwing sich öffnete.

Denn, wann teutsches Gefühl siegend zur Harfe greift,
haltlos rauschet sie dann unter der stürmenden
Hand: so rauschte sie einst Joseph dem Menschenfreund
und Teutoniens edlem Haupt.

Also rauschte sie jüngst Friedrich dem Helden nach,
eurem erblichen Stolz, Söhne Borussiens;
doch nicht eurem allein, aller germanischen
Brudergauen gerechtem Stolz.

Und noch rastet das Spiel, theurer Kleanor, nicht.
Deines glücklichen Volks jüngere Lust, schon itzt
Teutschlands Stolz und Gesang, Friederich Wilhelm, heischt
auch von Orwing ein feiernd Lied.

Orwing.

Auf

Auf Friedrich Wilhelm.

Kleanor, dem Brennen, gewidmet.

Im September 1786.

Heil, heil! mir ward ein seliges Loos! die Brust
voll Vaterlandes, ruf' ich es laut: ich bin
Tuiskons Enkel, gleich den großen
Helden des feurigen Bardenliedes!

Sie thun die Thaten, deren Bewunderung
die Zonen füllt vom Morgen zum Niedergang,
vom Pol' hinab zum Pol': und Orwing
singet die Thäter im stolzen Liede.

Empor auch jezt — es glühet von Bardenglut
mein teutsches Herz! — fleug mächtigen Flügelschlags
empor, o Lied! der Edeln Einem
hoch in den Lüften ein Lob zu tönen!

Wohlan! wer ist es, welchem nach schwerer Wahl
dein Fittig aufschwebt? — Feierst du abermals
den noch unausgesungnen weisen
Völkererhalter in Vindobona,s

sangreichen Mauern? oder die Tochter Teuts,
die, groß wie Peter, größer durch Menschenhuld
selbst ihre Welt erschuf und göttlich
schützet, die Krone der Herscherinnen?

Wie?

Wie? wählst du Dessau's, wählest du Badens Lust?
Auch Karl, der Gwelfe, früh schon Bellonens und
der Muse Liebling, und Hannovers
edler Georg ist des Preises würdig,

gleich mehrern würdig, welche mein Mund verschweigt.
Denn heute — sieh, dir horchet ein Brennensohn! —
heut reize deinen Flug des Ersten
Brennen entzückender Herrschermorgen! —

Ein großer Tag sank nieder: noch sinkend ward
der Gott des Tages größer und herrlicher!
Zwo Dämmerungen — Schmerz und Hofnung
waren sie — wechselten schnell und schwanden.

Schon lacht der Morgen, prangend im Stralenschmuck,
des segenvollen Tages Verkündiger,
Schon übergoldet Sol des Aethers
schwebende Sänger, und schon die Fluren.

Ihm opfert Flora's holdes Geschlecht den Kelch
voll Balsamdufts, ihn grüßet das Morgenlied
der Zweigebarden, seiner Milde
sprießet die Saat und die Heerden hüpfen.

Der Jungfraun Chöre tanzen im jungen Stral;
und ungesehn dem sterblichen Auge tanzt,
gesonnt im jungen Stral, ein Reigen
Himmlischer, feirend des goldnen Alters

erwünschte

erwünschte Rükkehr. Siehe, den Tanz beginnt
Asträa selbst: sanftschwebenden Trittes folgt
dir Treu und Unschuld nach, und jede
fromme Gespielin der bessern Vorwelt.

Schon rüstet Dädals, schon der Camönen Schaar *)
die kühnern Schwingen, von des Olympus Burg
der Schönheit Göttin und die Weisheit,
edeln Triumphes, herabzuführen.

Und Galeonen spannen, mit Aeols Reich
im Bunde, schon ihr rauschend Gefieder aus,
des Ganges und der Seren Reichthum
dir, o Borussien, aufzuthürmen.

Ha! welch ein Morgen! Muse Germaniens,
du *mit* dem Seherauge! dich riß vorlängst
dein Vorgefühl in wonnetrunkne
Taumel dahin, und du sangst Gesichte. **)

Erfüllung wird nun, was du bezaubernd sangst!
Der Tag erschien, der deinen Altären auch
verdienten Weihrauch zollt, und deine
Priester mit Feiergewand umkleidet.

Ha!

*) Die Künste und Wissenschaften. Jene haben die Schönheit; diese die Weisheit zum Zwecke. Auf ähnliche Weise wird man alle hier gebrauchten Allegorien leicht zu entkleiden wissen.

**) Man sehe Ramlers und der Karschin Oden auf die Geburt F. W.

Ha! welch ein Tag! und Friederich Wilhelm ists,
durch den er leuchtet! Jünglinge jauchzen ihm,
zu Greisen kehrt der Jugend Freude,
daß sie den festlichen Tag erblicken.

In ihre Jubel schalle dein Päan itzt,
o Teutonidin! Aber dereinst, wann spät
mit ungetrübtem Stral die Sonne
scheidet, dann lehre noch Enkelsöhne

den König preisen, welcher, dem Schmeichler gram,
nur Wahrheit schätzet; welcher, voll teutscher Kraft
im Schlachtenkampfe früh bewähret,
teutscheren Herzens den Frieden vorzieht;

und, Huld mit weisem Ernste vermählend, früh
des Vielgeliebten Namen verdienete,
den Er, der Gottheit treuer Jünger,
nur um erhabnere Namen tauschet.

Seyd stolz, ihr Brennen! eurem Beglücker gleich
hieß seinen Ludwig *) Galliens Schmeichlerzunft:
allein an feilen Busen sank er
tief zu der Gallier Fluch hinunter.

Gleich

*) Der wollüstige Ludwig XV. hatte in früheren Jahren den Namen des Vielgeliebten (le bienaimé) bekommen.

Gleich eurem Friedrich — Brennen, seyd stolzer! — pries
der Löhnlingstrupp den früheren Ludwig groß, *)
Ihn, der voll Arglist Völker würgend
künftige Schaaren dem Himmel raubte,

und seinem Reich der bessern Bürger Schaar . . :
weh, weh dem Liede, das mit erkünsteltem
Gefieder aufflog, ihn zu singen!
würdig vergalt es ihm Ikar's Schiksal.

Orwing.

V.

Briefe über die Kantische Philosophie.

Sechster Brief.

Fortsetzung des vorigen. Vereinigtes Interesse der Religion und der Moral bey der Hinwegräumung des metaphysischen Erkentnißgrundes für das zukünftige Leben.

Ich fühle, lieber Freund, die Schwierigkeit meines Unternehmens, indem ich von dem historischen zum

*) Ludwig XIV., von den Franzosen der Große genannt. Ihn besangen viele nun vergeßne Schmeichler; bekannt ist noch Boileaus's schwülstige Ode auf die Eroberung von Namur u. a. m.

metaphysischen Erkentnißgrund der Unsterblichkeit der Seele hinübergehe, um von dem letztern eben dieselbe Unverträglichkeit mit dem gemeinschaftlichen Interesse der Religion und der Moral zu erweisen, die ich von dem erstern vielleicht nur zu flüchtig angedeutet habe. Sie haben diese Flüchtigkeit bey dem bevorstehenden Beweise um so weniger zu besorgen, da eben der Grund, warum ich mir dieselbe in dem einen Falle erlauben zu müssen glaubte, in dem vorliegenden mich zur strengeren Untersuchung und umständlicheren Erörterung auffordert. Ich hatte es mit keinem Hyperphysiker zu thun, der für seine religiöse Ueberzeugung durchaus keine andere Quelle gelten läßt „als eine Uebernatürliche, und dem jeder Ausspruch der Vernunft über die Grundwahrheiten der Religion eben darum verdächtig ist, weil er ihn für einen Ausspruch der Vernunft erkennt. Vielmehr weiß ich aus Ihren mündlichen und schriftlichen Aeusserungen, daß Sie der Vernunft ihr angebohrnes Recht über jene Grundwahrheiten zuerst zu sprechen eben darum um so williger einräumen, weil Sie Sich die Religion als eine moralische Angelegenheit zu denken gewohnt sind, und weil Sie Sich keine moralische Angelegenheit denken können, die nicht vor dem Gerichtshofe der Vernunft entschieden werden könnte, und müßte. „Im ganzen Umfange der moralischen Gesetz„gebung„ schreiben Sie mir bey einer anderen Gelegenheit, „kann nichts vorkommen, was an sich selbst „unbegreiflich wäre; kein Gesetz, welches nicht von der „Ver-

„Vernunft selbst unmittelbar vorgeschrieben, keine „Sanktion, welche nicht von ihr selbst für nothwendig „anerkannt, und folglich eben so wohl durch ihre eigene „Stimme angekündiget, als durch ihre gesetzgeberische „Gewalt festgesetzt würde. Ohne Sie würde selbst die „Gottheit keine Sprache für uns haben, die nicht ewig „todter Buchstabe bleiben müßte — Jede Offenba„rung, die nicht ihre Prüfung aushält, ist untergescho„ben; und keine hält diese Prüfung aus, deren Inhalt „sie nicht mit ihren eigenen Aussprüchen gleichlautend „findet. Daher ist alles Uebervernünftige unvernünf„tig, und, in so fern es auf die Sittlichkeit Einfluß „bekömmt, unsittlich." — Indessen weiß ich, daß eben diese Grundsätze, welche den historischen Erkenntnisgrund, in sofern er wenigstens für den Ersten oder Einzigen ausgegeben wird, bey Ihnen um alles Ansehen bringen, dem metaphysischen bisher wenigstens das Wort geredet haben. Ich weiß, daß Sie mit so vielen anderen aufgeklärten Freunden der Religion eben darum geneigter sind, den Beweisen Gehör zu geben, mit welchen die rationale Psychologie die Unsterblichkeit der Seele zu demonstriren versucht, weil Sie an denselben die Rechte der Vernunft gleichsam durch den wirklichen Besitz erwiesen, und die Meynung der Hyperphysiker widerlegt glaubten, welche der Vernunft das Vermögen abstreiten, sich durch eigene Kräfte von den Grundwahrheiten der Religion zu überzeugen. Ich habe es daher dieſesmal mit Ihnen selbst aufzunehmen, und

nichts geringeres zu beweisen, als daß durch denselben Erkenntnißgrund, der Ihnen die Ueberzeugung vom zukünftigen Leben, und das Ansehen der Vernunft zugleich festzusetzen, und folglich das Interesse der Religion und der Moral zu vereinigen schien, in der Sache selbst dieses Interesse nicht weniger getrennt und entzweyt werden müsse, als durch den entgegengesetzten Historischen, der doch durch jenen überflüssig gemacht werden sollte.

Lassen Sie uns vor allem darüber einig werden, was wir uns hier bey dem Worte metaphysischer Erkenntnißgrund eigentlich zu denken haben. Ich verstehe darunter nicht jede Form der Ueberzeugung durch Vernunftgründe überhaupt, und in so ferne dieselbe dem blinden Glauben entgegen gesetzt ist. Ueberzeugung durch Vernunftgründe ist zur Moralität der Religion schlechterdings unentbehrlich, und der moralische Glauben, den die Kritik der Vernunft festsetzt, ist ganz auf Vernunftgründe gebaut. Ich unterscheide sogar an dem metaphysischen Erkenntnißgrunde selbst den wirklichen Antheil, den die Vernunft an ihm hatte, und durch welchen er nicht nur eine Folge des rechtmäßigen Bestrebens, womit der menschliche Geist nach eigener und innerer Ueberzeugung rang, sondern auch das einzige Mittel war, die Unabhängigkeit der Vernunft, während des Zeitraumes, als sie zur Anerkennung des moralischen Erkenntnißgrundes noch nicht entwickelt genug

war,

war, zu behaupten, und sie selbst im wirklichen Besitze derjenigen Rechte zu erhalten, ohne deren Gebrauch es ihr unmöglich geblieben seyn würde, mit der wahren Beschaffenheit, und dem ganzen Umfange ihres Gebietes bekannt zu werden.

Ich meyne daher auch nicht jeden Gebrauch des psychologischen Vernunftbegriffes der einfachen denkenden Substanz, am wenigsten aber denjenigen, der zur Vertheidigung der religiösen Grundwahrheit des zukünftigen Lebens gegen ihre Bestreiter gemacht wird. Da diese durchaus mit metaphysischen Waffen *) zu Felde ziehen: so wird der Gebrauch dieser Gattung von Waffen zur Gegenwehre nicht nur rechtmäßig, sondern auch selbst nothwendig bleiben, so lange als die Fehde selbst dauren, oder welches eben so viel ist, so lange die Philosophie der Religion durch ihre bisherigen Blößen zum Angriffe reitzen wird. Der psychologische Vernunftbegriff, der unser denkendes Ich als eine einfache und unzerstörbare Substanz vorstellt, ist allerdings unwiderlegbar, wenn er nicht mehr und nicht weniger ausdrücken soll, als daß das an sich selbst ganz unbekannte Subjekt unsrer Gedanken, in soferne dasselbe denkt, kein Gegenstand der äusseren Anschauung, d. i. kein Körper seye, und daß folglich die Zerstörbarkeit, ein Prädikat

*) Einfassung und Verzierung ändert nichts an der Sache selbst: die Klinge ist jederzeit metaphysisch, oder das Gewehr hat, wie der Degen manches Stutzers, gar keine Klinge.

dikat das nur Körpern zukommen kann, von dem denkenden Subjekte nicht behauptet werden könne. Allein sobald die Bedeutung jenes Begriffes über denjenigen Unterschied zwischen Seele und Körper hinausgeht, der in der Erfahrung vorkömmt, und den kein Materialist wegvernünfteln kann; sobald er mehr als die bloße Verschiedenheit der Prädikate des innern und äussern Sinnes, so bald er das absolute Subjekt unsres denkenden Ichs, das eigentliche und unbegreifliche Wesen unsrer Seele ausdrücken soll, so widerspricht er sich selbst: indem er ein bloßes Prädikat der Anschauung zum Subjekte an sich selbst macht, einem ganz unbekannten Dinge, in sofern dasselbe unbekannt ist, eine bekannte Beschaffenheit beylegt, und einen leeren Begriff zum wirklichen Gegenstand umschafft. Der Anhänger des moralischen Erkenntnißgrundes für das zukünftige Leben thut daher auf allen Vortheil verzicht, den er aus dem Begriffe der Unkörperlichkeit für seine Ueberzeugung ziehen könnte; so lange sich nicht ein Gegner aufdringt, der jenen Begriff zum Nachtheil dieser Ueberzeugung bestreitet. Alsdann sieht er sich freylich genöthiget den Beweis zu führen, daß sich der Unterschied zwischen Seele und Körper soweit wir beyde kennen, nicht ohne Widerspruch aufheben lasse; allein, eingedenck seiner eigenen Ueberzeugung, daß sich dieser Unterschied, in so fern er das eigentliche Wesen von Körper und Seele treffen soll, eben so wenig ohne Widerspruch behaupten lasse, begnügt er sich die Anmaßung seines Gegners abgewie-

gewiesen zu haben, ohne sich selbst einer ähnlichen Anmaßung schuldig zu machen, und ist bescheiden genug, sich selbst einzugestehen, daß er zwar die Einwürfe gegen seine Behauptung widerlegt, diese Behauptung selbst aber noch lange nicht bewiesen habe. Mit einem Worte, er gebraucht den psychologischen Vernunftbegriff als bloße Schutzwehre seiner Ueberzeugung vom zukünftigen Leben.

Der entgegengesetzte und gegenwärtig noch so sehr ausgebreitete Gebrauch, oder vielmehr Misbrauch jenes Begriffes, der ihn aus der Schutzwehre zur Grundfeste macht, ist es also, was ich unter dem metaphysischen Erkenntnißgrund der Unsterblichkeit verstehe. Die Spekulation hat den unläugbaren Unterschied zwischen den Vorstellungen des innern und äusseren Sinnes auf die Gegenstände dieser Vorstellungen an sich selbst ausgedehnt, und darauf die bekannte Demonstration der künftigen Fortdauer unsrer Seele gebaut, die durch ihre Scheinbarkeit so wohl als durch die Allgemeinheit ihres Gebrauches nicht nur etwa bey dem großen Haufen der philosophischen Welt in großen Ansehn steht. Ich werde diese Form der Ueberzeugung vom zukünftigen Leben gegenwärtig weniger in Rücksicht ihrer Gültigkeit, als ihres Einflusses auf das gemeinschaftliche Interesse der Religion und der Moral betrachten; und ich müßte mich sehr irren, wenn ich Sie nicht überzeugen könnte, daß der Einfluß der Grundwahrheit vom

zukünftigen Leben auf die Sittlichkeit durch den metaphysischen Erkenntnißgrund entweder unwirksam, oder gar schädlich werden, entweder in irreligiösen Kaltsinn, oder in mystische Schwärmerey ausarten, und daß folglich entweder die Religiosität der Moral, oder die Moralität der Religion unter jenem Erkenntnißgrunde leiden müsse. Doch Sie mögen selbst darüber urtheilen.

Zugegeben, was ich nie zu läugnen gedenke, daß die Seele an sich selbst wirklich ein Geist sey, so ist sie, als ein solcher, ein blosses Verstandeswesen, das heißt, es kann dasselbe nur durch den Verstand gedacht, und nie durch Sinnlichkeit wahrgenommen werden. Selbst wenn der Verstand die Anschauungen des innern Sinnes von den Anschauungen des äussern unterscheidet, und die erstern eben darum, weil sie nicht im Raume vorkommen, für einfach erklärt, so trift diese Einfachheit nur die wahrgenommenen Vorstellungen, aber nicht das Subjekt derselben, das der Verstand zwar als Etwas überhaupt denken, aber nie als etwas Bestimmtes erkennen kann, weil es ausser dem Gesichtskreise aller möglichen Wahrnehmung liegt. „Aber," werden Sie mir hier vielleicht einwenden, „erkenne ich nicht schon dadurch etwas sehr beträchtliches von diesem sonst unbekannten Subjekte, daß sich meine Vernunft genöthiget sieht, demselben die Prädikate der Substanz und des Einfachen beyzulegen?" — Ich antworte: die Beylegung dieser beyden Prädikate hat Sie viel

eher

eher von der Bekanntschaft mit dem Subjekte weiter entfernet, als derselben näher gebracht. Denn was ist nun dieses Subjekt, das Sie sich, jenen vermeyntlichen neuen Aufschlüssen zufolge, nie als Prädikat eines andern Subjektes denken dürfen, und dem Sie alle Ausdehnung absprechen müssen? Hat es durch diese beyden Bestimmungen aufgehört, ein blosser leerer Begrif zu seyn? hat es einen wirklichen Gegenstand erhalten auf welchen der Begrif angewendet werden könnte? oder ist es nicht vielmehr eben dadurch aus der Sphäre aller Dinge ausgeschlossen worden, die mehr als blosse Gedanken für uns sind? Alle wirklichen Gegenstände, denen wir eine Subsistenz ausser unsren Begriffen einräumen, müssen irgendwo, das heißt, im Raume daseyn; und alles, was sich von diesen Gegenständen erkennen läßt, ist blosses Prädikat. Dem einem dieser Kriterien der Wirklichkeit wiederspricht der Begrif des Einfachen, und dem andern der Begrif des Subjektes, das kein Prädikat seyn kann. — Nur Wahrnehmung allein kann mich belehren, ob einem meiner Begriffe ein wirklicher Gegenstand entspreche. Nur durch sie allein bin ich überzeugt, daß der Begrif des Einfachen in Absicht auf die Gegenstände meiner inneren Anschauung, und der Begrif der Substanz in Absicht auf die Gegenstände meiner äussern Anschauung (alles Beharrliche im Raume) nicht blosse inhaltslose Gedanken-Formen sind. Dann sie, und nur sie allein kann mir denn Inhalt dieser Begriffe liefern; nämlich

nämlich in dem einem Falle, die wirklichen Vorstellungen, die mir der innere Sinn, und in dem andern die Gegenstände im Raume, die mir der äussere Sinn vorhält; da dann die Begriffe des Einfachen so wohl als der Substanz nicht mehr ein blosses Etwas ein = x, sondern der eine wirkliche Vorstellungen, die in der Zeit auf einander folgen, und der andere, wirkliche empyrische Gegenstände, die im Raume beharren, bezeichnen. Allein so bald der Begrif des Einfachen von der Vorstellungsart des inneren Sinnes, und der Begrif der Substanz von dem Beharrlichen im Raume, auf das unbekannte Subjekt der Gedanken übertragen wird: so fällt der Stoff der Wahrnehmung, der nur für die gegebenen Vorstellungen des inneren Sinnes, nicht für das Subjekt derselben, nur für das Beharrliche im Raume, und nicht für etwas das im Raume nicht vorkommen kann, gegolten hat, gänzlich hinweg, und es bleiben für das Subjekt, das ich dadurch erkennen will keine anderen Bestimmungen übrig, als die Inhaltslosen Begriffe des Einfachen und der Substanz; Bestimmungen, durch welche mir die Vernunft zwar verbietet mein denkendes Selbst als eine Beschaffenheit (ein Accidens) meines Körpers anzusehen, aber keinesweges ankündiget, was das Subjekt meiner Gedanken an sich selbst sey. Die Erkenntniß dieses Subjektes, in so ferne dasselbe mehr als ein blosser Begrif ist, gewinnt also nichts, wenn wir dieselbe durch die anschauungsleeren Begriffe des Einfachen und der Substanz

zu erweitern suchen; sie verliert vielmehr, in dem wir dasjenige, was uns an ihr fehlt, durch den Beysatz zweyer unbekannten Beschaffenheiten vermehren.

Sollten Sie, lieber Freund, meine bisherige Erörterung, die sich freylich von der eingeführten Vorstellungsart etwas entfernen mußte, und denen ich ihre verdoppelte Aufmerksamkeit hätte erbitten sollen, nach wiederholter Durchlesung nicht ganz genugthuend finden; so schlage ich Ihnen folgenden kürzern Weg vor. Ziehen Sie sich selbst zu einer strengen Rechenschaft über die Vorstellung die sie sich bisher von der Seele als Geist gemacht haben. Da ich weiß wie sehr Sie Ihre Phantasie im Zaume zu halten wissen, so kann ich das Resultat dieser Untersuchung leicht vorhersagen. Der Geist ist Ihnen ein unbekanntes und unbegreifliches Etwas, von dem sie nichts weiter wissen, als daß er das Subjekt ihrer Gedanken ist, und der von ihnen blos darum als einfach gedacht wird, weil sie ihn von allen Körpern, — und als Substanz, weil sie ihn von den Beschaffenheiten ihres Körpers, unterscheiden müssen. Auch sind Sie und alle Spiritualisten mit mir darüber einig, daß dieses substanzielle einfache und denkende Etwas als existirend zwar gedacht, aber nie wahrgenommen werden könne. Denn ist nicht Wahrnehmung das ausschliessende Geschäft der Sinnlichkeit, oder des Anschauungs-Vermögens, einer Erkenntnißart, über welche ein Geist, der nur mit dem Verstande

gedacht

gedacht werden kann, nach dem allgemeinen Geständnisse aller Spiritualisten, die keine Geisterseher sind, unendlich erhoben ist? Indessen ist doch dieser Mangel, oder vielmehr diese Unmöglichkeit der Wahrnehmung, die wahre und eigentliche Ursache, warum jenes als Geist gedachte Etwas für uns ein unbekanntes Etwas = x ist, und alle seine Bestimmungen, Substanz, Einfachheit, Denkkraft u. s. w. (die Coefficienten dieses x) ewig leer und ohne Inhalt bleiben müssen.

Und nun lassen Sie uns sehen, was aus der bisher erklärten Natur der Begriffe aus denen die Idee eines Geistes besteht, und die den ganzen Stoff der rationalen Psychologie ausmachen, in Rücksicht auf die religiöse Grundwahrheit vom zukünftigen Leben nothwendig erfolgen müsse. Ich habe es vorhin angedeutet, aber nun erst kann ich hoffen, daß es ihnen weniger sonderbar vorkommen wird; dieser Erfolg ist kein anderer als — Gleichgültigkeit, oder Schwärmerey, je nachdem man sich die Psychologischen Vernunftbegriffe entweder in ihrer natürlichen Leerheit und Inhaltslosigkeit denkt, oder dieselben mit unnatürlichen Anschauungen durch Hülfe der Einbildungskraft ausfüllt.

In eben dem Verhältnisse als ein spekulativer Kopf mit sich selbst einig ist, nach seinen Grundsätzen konsequenter denkt, und seine Begriffe von heterogenen Zusätzen zu bewahren weiß, wird auch sein Vernunftbegriff von der Natur eines Geistes rein, das heißt,

von

von allen Blendwerken der Imagination eben so frey erhalten, als er ihn von allen Anschauungen der Sinnlichkeit leer gefunden hat. Aber in eben dem Verhältniß wird dieser Vernunftbegrif, den er auf keinen wirklichen Gegenstand anwenden kann, dieser Geist der sich nur denken läßt, dieß blosse Gedankending, weniger Interesse für ihn haben müssen. Das Etwas, das in ihm denkt, das er aber eben darum von allen seinen Vorstellungen *) unterscheidet, weil er es um der Geistigkeit willen, als etwas, das als absolutes Subjekt da ist, denken muß, — und das er von allem was er ausser sich selbst wirkliches kennt unterscheidet, weil er es als einfach denken muß; mit einem Worte diese denkende, einfache und substanzielle Etwas = x kann nichts auf ihn wirken, so wenig als er darauf wirken kann; greift in keine seiner wirklichen Vorstellungen ein; und ist weder ein Gegenstand seines Hasses noch seiner Liebe; eben weil es für ihn = x ist. So wichtig ihm sein Ich seyn mag, so unwichtig muß ihm jede unbekannte, jede über alle mögliche Wahrnehmung erhabene Beschaffenheit seines Ichs seyn. Weiß er nun von keinem anderen Erkenntnißgrunde des zukünftigen Lebens, als demjenigen, der von jenen unbekannten Beschaffenheiten, der Einfachheit, Substanzialität u. s. w. hergenommen ist: so kann er, der scharf und richtig denkt, sich nur in so fern ein fortgesetztes Daseyn nach dem Tode

ver-

*) Das heißt, von allem, was er an seiner Seele Wirkliches wahrnehmen kann.

versprechen, als er das besagte Etwas ist, auf welches keine der ihm bekannten Bestimmungen wirklicher Gegenstände paßt, und bey dem er sich nichts als daß Subjekt derjenigen Vorstellungen denken kann, die er während seines Lebens wahrgenommen hat, und von denen er nicht wissen kann, ob er sie auch dann noch wahrnehmen wird, wenn mit seinem Körper dasjenige Beharrliche im Raume, woran das empyrische Bewußtseyn seiner Persönlichkeit gebunden war, weggefallen seyn wird. Da also die metaphysisch demonstrirte Fortdauer nach dem Tode nur dasjenige trift, was er von seinem Selbste nicht kennt, alles dasjenige aber, was er während seines Lebens kennen gelernt hat, entweder gerade zu von der künftigen Existenz ausschließt, oder wenigstens darüber in Ungewisheit läßt; so muß dem konsequenten Denker sein künftiges Daseyn in der unsichtbaren Welt ungefähr eben so gleichgültig seyn als sein voriges Daseyn im Reiche der Möglichkeiten.

Man klagt nicht ganz ohne Ursache, daß der Einfluß der Religion auf die Moralität in eben dem Verhältnisse abnehme, als die Aufklärung des Zeitalters zunimmt; daß die Grundwahrheiten der Religion, die sonst der vornehmste Gegenstand aller spekulativen Philosophie waren, und ewig der vornehmste Zweck derselben seyn müssen, von den besten philosophischen Köpfen unsrer Zeit nicht selten bezweifelt, weit öfter aber gar mit Stillschweigen übergangen werden; und

daß

daß vorzüglich der grosse und wichtige Gedanke des zukünftigen Lebens gemeiniglich in den Schriften und Unterredungen derjenigen am allerwenigsten vorkäme, welche die größten Fähigkeiten und den nächsten Beruf hätten, denselben dem höchsten Grade der für ihn möglichen Evidenz näher zu bringen. Das Sonderbarste dabey ist unstreitig, daß die Ursache aller dieser Klagen in der philosophischen Welt hauptsächlich von dem Zeitpunkte an über Hand genommen hat, seitdem Des-Cartes den Vernunftbegriff von der Geistigkeit der Seele aufs Reine gebracht, und damit an die Demonstration der Unsterblichkeit gleichsam die letzte Hand gelegt hat. Allein eben dieser Umstand, der dem ersten Anblicke nach das Räthsel noch tiefer einzuhüllen scheint, wird uns, genauer besehen, die Auflösung desselben an die Hand geben.

So lange die Vernunftbegriffe, aus welcher die Idee der Geistigkeit zusammengesetzt ist, noch nicht vollständig entwickelt waren, so lange konnte diese Idee, auch von dem scharfsinnigsten Denker, nicht in ihrer eigenthümlichen Reinheit, oder vielmehr Leerheit von allem Stoffe der Sinnlichkeit und Imagination gedacht werden. Eben die Unvollständigkeit der unentwickelten Vernunftbegriffe machte die Ergänzung derselben durch Vorstellungen der Sinnlichkeit und Imagination zugleich möglich und nothwendig, und beyde sonst so verschiedenen Vorstellungsarten flossen in ein verworrenes Ganzes zusammen, ohne daß ihr Widerspruch unter-

einander sichtbar werden konnte. So hatte man z. B. vor dem Des-Cartes den Begrif des Einfachen zwar schon von dem Begriffe des Zusammengesetzten, aber noch nicht von dem Begriffe des Ausgedehnten deutlich genug unterschieden. Indem man sich daher den Geist nicht ganz ohne Ausdehnung dachte, wenigstens die Ausdehnung nicht geradezu davon ausschloß, so wurde an der Substantialität des Geistes das Beharrliche im Raume nicht vermisset, ohne welches sich keine wirklich existirende Substanz dencken, vielweniger aber beweisen läßt. Gewann nun der Vernunftbegriff der einfachen Substanz durch die metaphysische Entdeckung des Des-Cartes einerseits seine Vollendung, so verlohr er andererseits die letzte Unterstützung, die er bisher von der Sinnlichkeit erhalten hatte; denn von nun an konnte die Seele nicht mehr ohne Widerspruch als Etwas Beharrliches im Raume gedacht werden. Die letzte Regel, wie man sich einen Geist denken sollte, war nun gefunden: aber damit war auch der letzte Faden abgeschnitten, wodurch die Phantasie die Idee des Geistes an die Reihe wirklicher Dinge gebunden hielt. Freylich ließ man sich darum noch nicht im Traume einfallen, daß man durch bloße reine Vernunft keinen wirklichen Gegenstand denken könne, und man hypostasirte daher noch immer den reinen Vernunftbegriff von der Seele, wie vorher; allein mit sehr verschiedenem Erfolge. Die reine Form des Vernunftbegriffes paßte von nun an schlechterdings auf keine Materie im ganzen Gebiete

der

der Erfahrung, und für den ganzen Stoff, den man ihr ohne Widerspruch unterlegen konnte, blieb nun nichts mehr übrig als der ebenfalls leere Begriff eines Etwas = x, das darum nicht aufhörte ein wahres x zu seyn, weil es in der Demonstration als ein existirendes x genommen wurde. Der Kaltsinn der Philosophen in Absicht auf das zukünftige Leben ist also, von dieser Seite betrachtet, nicht ganz ohne Entschuldigung. Er ist vielleicht öfter, als sie es selbst merken, eine sehr natürliche Wirkung des wirklichen x, auf welches jeder denkende Kopf auf dem Wege der demonstrativen Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele in eben dem Verhältnisse mehr oder weniger stossen muß, als er sich bey der Bestimmung seines Begriffes von der Geistigkeit, mehr oder weniger genau an die Regel der reinen Vernunft hält.

Sie mögen nun selbst entscheiden, lieber Freund, in wie fern ich Recht hatte zu behaupten, daß die demonstrative Form der Ueberzeugung vom zukünftigen Leben die Grundwahrheit der Religion um ihrem Einfluß auf die Moral bringen müsse. Die beträchtlichste Einschränkung, welche meine Behauptung zuläßt, kömmt der Verbindung zwischen Religion und Moral so wenig zu statten, daß sie dieselbe vielmehr von einer anderen und weit bedenklicheren Seite untergräbt. Das gemeinschaftliche Interesse von beyden leidet nicht weniger darunter, wenn der Vernunftbegriff auf wel-

chen die Grundwahrheit der Religion durch Demonstration gebaut wird, durch Phantasie ausgefüllt wird, als wenn er leer stehen bleibt.

Es ist unläugbar, daß sich nur sehr wenige Menschen, und sogar auch unter den spekulativen Philosophen nur sehr wenige, die Vernunftbegriffe, aus denen die Idee der Geistigkeit besteht, rein zu dencken vermögen. Theils sind die Köpfe nicht sehr zahlreich, die einen Vernunftbegriff überhaupt regelmäßig aufzufassen im Stande sind; und theils sind nicht alle Herzen, die solchen Köpfen angehören, aufgelegt genug, es in einer so wichtigen Angelegenheit bey einem leeren Vernunftbegriffe bewenden zu lassen. Die Phantasie schaft also noch immer den Stoff, womit sie entweder den noch unvollständigen Vernunftbegriff der Geistigkeit ergänzt, oder den Vollständigen, aber eben darum auch Leeren, ausfüllt. Daher die auffallende Verschiedenheit der Vorstellungsarten, worunter die Idee vom Geiste selbst bey denjenigen Schriftstellern vorkömmt, die einerley Definition darüber angeben, in ihren Notionen von Substanz, Einfachheit, Denkkraft, u. s. w. genau übereinstimmen, und folglich über die Regel, wie ein Geist gedacht werden soll, vollkommen einig sind. Die unverkennbare Gleichförmigkeit der metaphysischen Grundlinien, nach welchen diese psychologischen Ideale gezeichnet sind, verräth eben so deutlich den Cirkel und Maaßstab der reinen Vernunft, als die Verschiedenheit des eigentlichen Inhalts und des Kolorits—

den

den Pinsel der Imagination. Die Vernunft, die an keinem übersinnlichen Ideale etwas billigen kann, das nicht ihr eigenes Werk ist, protestirt indessen immer nachdrücklicher und allgemeiner gegen alle Aehnlichkeit jener übermalten Grundlinien mit ihren Ueberzeugungen von der Natur eines Geistes, von der sie wenigstens so viel weiß, daß sie nichts von allem demjenigen ist, was sich durch Sinnlichkeit und Imagination darstellen läßt. Allein jemehr es der Vernunft auf der einen Seite gelingt, ihrem reinen Begriffe von Geistigkeit, oder vielmehr den Regeln, die sie für diesen Begrif vorschreibt, Eingang zu verschaffen: desto geschäftiger erscheint auf der anderen Seite die Phantasie um sich in ihrem alten Besitze zu erhalten, aus welchem sie durch jene Regeln verdrängt wird. Lassen Sie mich diese Bemerkung genauer bestimmen. Je weniger sich die Vernunft *) bey zunehmender Festsetzung und Verbreitung ihrer entwickelten Begriffe von übersinnlichen Gegenständen, die Leerheit dieser Begriffe verbergen kann, und jeweniger sich diese Leerheit mit ihren anderweitigen Bedürfnissen verträgt: **) desto mehr sieht sie sich nothgedrungen, die Phantasie in eben das Ge-

*) Die **subjektive** Vernunft, die durch Annäherung zur **objektiven** (dem vollendeten Idale) einer unaufhörlichen Zunahme fähig ist. Wir sind erst nur seit der Zeit berechtiget von **objektiver** Vernunft zu sprechen, seit dem uns die **Kritik** der **reinen Vernunft** bekannt gemacht hat.

) Die ihr aber, so bald sie einmal den **moralischen Erkenntnißgrund angenommen hat, ganz und gar gleichgültig seyn kann.

biet einzuladen, aus welchem sie dieselbe durch unwiderrufliche Gesetze verwiesen hat. Als Beyspiele hierüber kann ich die neueren bereits in meinen vorigen Briefen oft erwähnten Streitigkeiten anführen. *). Sie betreffen zwar eigentlich die erste Grundwahrheit der Religion (das Daseyn Gottes) auf welche die streitenden Partheyen die Zweyte (vom zukünftigen Leben) zu gründen scheinen. Allein sie gehören allerdings hieher, in sofern sie der lebendigste Ausdruck der Verlegenheit sind, in welcher sich die Vernunft befindet, indem sie das Mißverhältniß zwischen ihren wesentlichsten Bedürfnissen und den bisherigen Mitteln dieselben zu befriedigen gewahr wird, und genöthiget ist, gegen ihre eigene Gesetze, wodurch sie die Schwärmerey zu Paaren treibt, zu sündigen, um dem Eindringen des grübelnden Unglaubens Schranken zu setzen. Auf diese Art erkläre ich mir nicht nur etwa die mehr als jemals häufigen und ungestimmen Bemühungen der offenbaren Schwärmer, um wieder gut zu machen was kalte Vernunft verderbt, zu bedecken was sie aufgedeckt, und anzufüllen, was sie ausgeleert hat: sondern vorzüglich den sonderbaren und merkwürdigen Krieg, den Männer von lebhafter Imagination und nicht gemeinem Scharfsinne der spekulativen Philosophie, oder eigentlicher, der reinen Vernunft, ohne sie zu kennen, angekündiget haben. Der leere Vernunftbegrif empört sie. Sie wollen Sachkenntnisse, sie wollen anschauende Begriffe, entweder

an

*) Die Jakobisch-Mendelsohnschen, z. B.

an historischen, oder gar an physikalischen Thatsachen. Ihr reger Genius, der sich eben darum um so weniger herablassen kann, von einem seiner lebenden Zeitgenossen zu leeren, weil er gewohnt ist, sie alle zu belehren, erspart ihnen durch seine plastische Kraft die kritische Untersuchung: ob sich denn auch ein übersinnlicher Gegenstand durch sinnliche Begebenheiten und Erscheinungen beweisen, oder auch nur erläutern lasse? und ob es daher über Gott und Geister anschauende Begriffe geben könne? — Denn er schaft sich solcher Begriffe so viel er nöthig hat; verändert eigenmächtig die alt hergebrachten und allgemein angenommenen Bedeutungen der Worte; hebt zwischen den Begriffen den Unterschied auf, der doch an den Gegenständen derselben in der Erfahrung vorkömmt, und macht dafür ihr gemeinschaftliches Merkmal zum wirklichen Gegenstand; amalganirt Begriffe und Anschauungen, Notionen und Bilder, Ideen und Sachen, gewagte Vermuthungen und einleuchtende Analogien, Wahrscheinlichkeiten und Demonstrationen; — woraus er denn jene originelle und wunderbare Masse von Realitäten, Wirklichkeiten und Kräften erhält, womit er die leere metaphysische Gedankenform, (denn leider weiß auch er keine andere, und es zeigt sich immer am Ende, daß nur die Materie neugeschaffen ist) so nachdrücklich und so voll anpfropft, das sie darüber zu Trümmern geht. — Wie sehr müßte nicht das ohnehin entschiedene Uebergewicht der Phantasie über die Vernunft in Rücksicht auf die Religion

ver-

verstärkt werden, wenn Schriften dieser Art auf die herrschenden Begriffe Einfluß bekämen, und nicht die durchgängig in denselben herrschende Dunkelheit, — welche eine Folge der gemishandelten Vernunftbegriffe ist, und nur vergebens durch das Wetterleuchten des Witzes erhellt wird, — den grösseren Theil des lesenden Publikum gleich bey den ersten Blättern zurückschreckte!

So verfährt die Phantasie mit der ersten Grundwahrheit der Religion; und so würde sie auch mit der zweyten Verfahren, wenn man bey dieser eben so streng und allgemein auf Demonstration dränge, wie bey jener. Denn alsdann würden die Vernunftbegriffe, aus welchen die Idee der Geistigkeit besteht, in ihrer nothwendigen Reinheit und Leerheit eben so sichtbar, und eben so wirksam werden, das heißt, sie würden die Bilder der Phantasie mit gleicher Lebhaftigkeit zurückstossen und anziehen, und ebendasselbe Schauspiel geben, das uns der Theologische Vernunftbegrif gegeben hat. Wenn also die Phantasie bey dem Begriffe der Geistigkeit gegenwärtig weniger Lärmen und Aufsehen erregt, so geschieht dieses, weil sie etwas weniger in ihrem Besitze beunruhiget wird, kraft dessen sie diesen Vernunftbegrif von seiner Entstehung an, zu ergänzen, oder eigentlicher zu verfälschen, und durch ihn die Moralität der Religion zu verderben gewohnt war; wie die Geschichte des psychologischen Vernunftbegriffes, der ich meinen nächsten Brief widmen werde, umständlicher zeigen wird. R.

Der
Teutsche Merkur.

August 1787.

I.

Leopoldine, ein Gegenstück zum Moriz.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Ein Ueberfall.

Fritz stand nach einer kleinen Weile wieder auf, nahm mich bey der Hand, und führte mich hinter eine dicke Hecke. Er zog seinen Hirschfänger heraus, und gab ihn mir in die Hand: Wenn sie kommen, sagte er dabey: so stich sie todt! Darauf entfernte er sich und suchte Steine zusammen, die er zu meinen Füssen aufschichtete. Seinen Knittel, der ihm noch vor wenig Minuten als Commandostab gedient hatte, legte er darneben.

Nun sollen sie uns nichts thun! sagte er mit zufriedner Miene, nahm in jede Hand einen großen

Stein und horchte mit gespitzten Ohren. Beym kleinsten Geräusche sprang er hervor, um unsre Nachsetzer zu empfangen. Je weiter er sich mit seinen Steinen hervor wagte, desto tiefer verkroch ich mich mit meinem Hirschfänger in das Gebüsche: meine Waffen machten mir mehr Angst, als der Feind, den ich damit abwehren sollte.

Es vergieng eine Viertelstunde nach der andern, ohne daß wir unsre Nachsetzer merkten. Fritz wurde zuletzt des Horchens und Wartens überdrüßig, und setzte sich stillschweigend auf seinen Steinhaufen nieder. Dieser harte Sitz benahm mir die Furcht, daß er in diesen gefährlichen Augenblicken, nach seiner sorgefreyen Art, wieder einschlafen, und mich mit meiner Angst allein lassen möchte.

Aber, wo wollen wir denn hin, lieber Fritz? sagte ich nach einer Weile. — — Zur gnädigen Mama! erwiederte er. — Zur gnädigen Mama? rief ich, und ein kalter Schauer lief mir durch alle Glieder. Meine Füße steuerten unwillkührlich vorwärts mit mir. Es war mir, als ob sie ihre spitze Nase schon über meine Schulter streckte, und mit ihren dürren Händen mich schon beym Fittig hatte. Nein, nein, schrye ich unter Thränen der Angst: lieber zum Grafen!

Jetzt war die Reihe zu erschrecken an Fritzen. Bey Erwähnung des Grafen griff er eben so rasch zu seinen Steinen, als ich vorhin linksum machen wollte.

Ist

Ist sie denn hier? fragte ich ihn. Aber er hatte nicht Zeit mir zu antworten: denn in eben dem Augenblicke hörte er ein Geräusch hinter der nächsten Hecke. Um sich den Feind nicht zu nahe auf die Haut kommen zu lassen, drängte er ihn mit Geschwindschüssen. In weniger als fünf Minuten hatte er seinen ganzen Steinvorrath blind in das Gebüsch hinein geworfen, und als er eben im Begrif war seinen letzten und größten Stein fortzuschleudern, hörten wir eine der fürchterlichsten Baßstimmen: Hagel und Wetter, wer schmeißt da? Zugleich that sich das Gebüsch auseinander, und ein großes gelbes Gesicht, mit einem schwarzen Knebelbart, starrte uns mit weitoffnen Augen an. Fritz riß mir den Hirschfänger aus der Hand, und ich schickte mich an, um davon zu laufen: aber es schoß mir wie Bley in die Füße und ich konnte nicht von der Stelle kommen. Fritz stand mit aufgehobenem Hirschfänger zwey Schritte von der Hecke.

In der nächsten Sekunde brachen zwey starke Arme aus dem Dickigt hervor, und zugleich stand ein baumstarker Mann vor uns, der Fritzen lächelnd ansah: Willst du einhauen, Junge? sagte er: Warte nur, ich will mich schon wehren! Bey diesen Worten schüttelte er die eiserne Scheide eines gewaltigen Säbels, den er in eben dem Augenblick schnell heraus zog und hoch über Fritzens Kopf geschwungen hielt.

Fritzen sank Muth und Hirschfänger zugleich. Er sah den breiten Säbel des Husaren mit starren Augen an, und prallte einige Schritte zurück. Mich warf die Angst vor dem gewaltigen Mann auf die Knie nieder. Nu, so arg solls nicht werden! rief er, als er mich in dieser Stellung sah: steh nur auf, liebes Mädchen! Bey diesen Worten steckte er seinen Säbel wieder ein, und half mir freundlich auf die Füße. — Ich will dir auch nichts thun! sagte Fritz zum Husaren, und steckte sein Schwert gleichfalls in die Scheide. Der Friede war sonach geschlossen, und ich erholte mich allmählig von meinem Schrecken.

Zweytes Kapitel.

Neuer Krieg, durch Fritzens Instinkt erregt.

Du hättest mich können todt schmeissen, heilloser Junge: hub der Husar an, indem er Fritzen freundlich bey der Hand nahm: und ich that dir doch nichts!

Diese Worte trieben mir Thränen in die Augen. Ich faßte ein unumschränktes Zutrauen zu dem Manne, der mir noch vor wenig Augenblicken so fürchterlich gewesen war. Immer war ich im Begrif, ihn zu bitten, daß er uns zum Grafen bringen sollte; aber die Besorgniß, daß Fritz nicht mit gehen möchte, hielt mich immer wieder zurück.

Fritz

Fritz schien für nichts Sinn zu haben, als für den großen Säbel und die Feldtasche des Husaren. Er besah und betastete sie auf allen Seiten, und kam endlich mit dem Wunsch hervor, daß er sie gern haben möchte: er both seinen Hirschfänger und Commandestab zum Ersatz dafür an. Der Husar sagte, sie gehörte seinem Könige, darum dürfte er sie nicht weg geben — und fieng darauf an, Fritzen, den er für die Hauptperson von uns Beyden hielt, nach seinen Eltern zu fragen, und wie er hieher käme, wie sein schwarzer Anzug und mein seidnes Kleid zusammenhiengen, und ob wir Bruder und Schwester wären?

Fritz hatte keine Ohren, weil seine Augen zu lebhaft beschäftigt waren: der Husar wandte sich also mit seinen Fragen an mich, und nun erhielt er auf der Stelle Auskunft. Ich erzählte ihm, das Fritz mit mir von dem Grafen fortgelaufen wäre, und daß er mich zur gnädigen Mama bringen wollte, zu welcher ich aber ungerne gienge. Mein Bruder wäre er nicht.

Der Husar sah mich mit großen Augen an, und schien meinen Bericht, der mir sehr verständlich däuchte, sehr unverständlich zu finden. Er fragte mich, wie der Graf hieße? Aber das wußte ich nicht, weil ich mich um seinen Namen nie bekümmert hatte. Von der gnädigen Mama die, wie ich ihm versicherte, meine Mama, auch Fritzens Mama nicht sey, wußte ich ihm auch nichts befriedigendes zu sagen. Auf die Fra-

ge, wo der Graf und die gnädige Mama wohnten, antwortete ich ihm ohne Umschweife: in B * * —

Dem guten Mann traten die hellen Schweißtropfen vor die Stirn. Da haue sich der T — — durch! rief er, und rieb seine rauchende Stirn: Entweder bin ich nicht gescheidt, oder die Krabben haben mich zum besten! Er fragte von neuem und erfuhr nichts, als was er schon wußte. Ich gab mir alle ersinnliche Mühe, mich ihm verständlich zu machen, und erzählte ihm deshalb noch mehrere Umstände vom Grafen, von der gnädigen Mama und von meiner Mama, ließ einiges von schwarzen Männern, finstern Gewölben, und eisernen Thüren einfließen, und fügte endlich, um ihm das helleste Licht aufzustecken, noch hinzu: vor dem Hause des Grafen ständen Bäume, und in der Straße, die links hinein gienge, eine Kirche.

Ich sah den Husaren an, und er mich. Er konnte nicht mehr fragen, und ich nicht mehr antworten. Er legte die Hand vor die Stirne, und drehte mir den Rücken zu. Fritz nahm diesen Augenblick wahr, zog seinen Hirschfänger heraus, und fieng an, die Riemen, woran seine Feldtasche hieng, emsiglich zu durchsägen. Ich that einen lauten Schrey als ich dies bemerkte, und in eben dem Nu bekam Fritz einen Stoß, daß er einige Schritte zurücktaumelte, und sich endlich sanft auf den St* [illegible] setzte. Er sah den Husaren mit [illegible] An[illegible] seinen Minen zeigte sich eine lächer=

lächerliche Mischung von Schreck und Gefühl seiner Schwäche.

Unterdessen besah der Husar den Schaden und ward im Ernste darüber böse. Hundejunge! rief er, indem er auf Fritzen mit aufgehobener Hand zusprang: ich schlage dich, daß du in deinen Leben nicht wieder aufstehen sollst! — Fritz tauchte den Kopf unter, und ich fiel dem Husaren in die Arme. — Ach, laß mich gehn! — sagte er nur noch halb so zornig als vorher zu mir: Wer meine Montirung angreift, greift meinen König an! — Der H** sche Junge ist ja von lauter Schabernack zusammen gesetzt: ein paar Tachteln können ihm nicht schaden!

Als Fritz von den Tachteln hörte, die ihm sehr heilsam seyn sollten, sprang er auf und lief davon; ich schreyend hinterdrein; und hinter uns beyden der alte Schnurrbart. Mich hatte er bald eingehohlt: nun stand Fritz von selbst still, und kam auf die Versicherung, daß alles vergessen und vergeben seyn sollte, zurück. Der Husar nahm uns bey der Hand, um uns nach der Stadt zu führen. Er versicherte, daß er sich im Thore bey dem Officier schon Auskunft unsertwegen verschaffen würde; die Officiere wären sämtlich sehr — gescheite Leute.

Drittes Kapitel.

Sie werden — verschachert.

Als wir zur großen Allee kamen, begegnete uns ein Jude. Unser Beschützer, den die Aussicht auf ein gutes Trinkgeld für unsre Auslieferung wieder guter Laune gemacht hatte, fieng an, weil er ein guter Christ war, den Juden zu necken. Er fragte ihn in der verdorbenen Judensprache: ob er ihm zwey Kinder abkaufen wollte? — Warum nicht? sagte der Jude mit dem Lächeln, worunter der Unterdrückte innerlichen Aerger verbirgt: **Warum nicht, wenn sie zu verkaufen sind!**

Nun erzählte ihm der Husar, wie er uns gefunden: daß wir uns wahrscheinlich verirrt hätten, daß er aber aus unsrer Erzählung nicht klug werden könnte. Der Jude ward aufmerksam und der Nationalgeist schien sich in ihm zu regen. Er untersuchte den Stof meines Kleides, und schien auf der Stelle herauszubringen, daß er auf dies Pfand wohl einige Groschen geben könnte. Vorher versuchte er aber doch, ob er uns nicht umsonst bekommen könnte. Er versicherte dem Husaren, daß er den Grafen, von welchem ich erzählte, bey seiner weitläuftigen Bekanntschaft, wohl herausbringen, und mich ihm sicher ausliefern würde. Obgleich er nur ein Jude wäre, hielt' er es doch für Schuldigkeit, sich unsrer anzunehmen, damit wir nicht

hungrig und durstig in der Irre herumliefen, und wohl gar zu Schaden kämen.

Als er sah, daß seine Vorstellungen auf den Husaren wirkten, nahm er mich bey der Hand, und wollte mit mir fortschlendern. Für Frizens schmutzige Jacke schien sein Herz nicht so lebhaft zu sprechen, als für mein seidnes Kleid.

Aber der Husar legte sich darzwischen und rief: Wo das Mädchen bleibt, muß auch der Junge bleiben! Und ohne Trinkgeld nicht von der Stelle!

Der Jude ließ mein Kleid erst noch einmal über seine Finger gehen, um die Feinheit und den Werth des Zeuges zu untersuchen, und dann grif er in die Tasche, und hohlte Vier Groschen heraus. Dies war dem Husaren zu wenig, und er gab ihm das Geld zurück. Der Jude legte noch einen Groschen, dann noch sechs Pfennig, und endlich, als dies dem Husaren noch nicht genug war, noch einen Dreyer darauf, mit der Versicherung, daß dies alles sey, was ein ehrlicher Mann geben könnte. Er setzte hinzu, daß er ihm gern einen Gulden geben würde, wenn wir die Kinder eines Bürgers wären: aber ein Cavalier gebe nicht so viel für ein wiedergefundenes Kind. — Der Husar fand diese Behauptung grundfalsch, aber der Jude so richtig und wahr, daß er nichts mehr zulegen wollte, und uns bey dem Husaren stehen ließ. Dieser, der doch für den zerschnittenen Riemen einen Ersatz haben

 wolte,

welte, rief endlich den Juden zurück, und ließ uns ihm für Fünf Groschen Neun Pfennig. Der Jude führte uns hurtig zum Thore hinein.

Kaum waren wir funfzig Schritte gegangen, als Fritz einen langen Hals machte, einen Sprung that, und überlaut schrie: Da ist die gnädige Mama! — Der Jude machte große Augen und meine Füsse wollten, gleichsam wie aus Instinkt, das Weiteste mit mir suchen. Fritz zog den Juden, und dieser mich mit sich fort. Der Jude fragte beständig: Wo ist sie? und Fritz, antwortete beständig: Da, da! Komm nur!

Der Jude fuhr erschrocken zurück, als er plötzlich ein altes Bettelweib auf uns zustürzen, Fritzen bey der Hand nehmen, und mich wie ausser sich vor Freuden, aufheben, umarmen, an ihre Brust drücken sah. — Das ist sie? sagte er verstürzt, indem er sich mit der Hand hinter die Ohren fuhr: Auweih! Auweih! —

Kommt Kinderchen, kommt! rief die gnädige Mama: ach, wie froh bin ich, daß ich euch wieder habe! Sie wollte uns fortführen, aber der Jude stellte sich ihr in den Weg, und wollte seine Ansprüche auf uns geltend machen. Mama stieß ihn mit Scheltworten zurück: der Jude ward böse, und wollte sich unsrer mit Gewalt bemächtigen. Mama schrie laut, und nannte ihn einen Kinderdieb! Dies Wort fiel einigen Vorübergehenden auf. Sie standen still, und erkundigten

digten sich nach der Ursache des Zanks. Jetzt behauptete Mama geradezu: der Jude hätte uns stehlen und zu Juden machen wollen. Einige Gassenbuben fanden dies sehr wahrscheinlich, und fiengen an, dem Juden mit Koth und Steinen zu beweisen, daß ihr Glaube der einzige wahre, und daß sein Attentat auf das Heil unsrer Seelen ein steinigungswerthes Verbrechen sey. Er stritt eine Zeit lang für seine fünf Groschen neun Pfennig, wie die Löwinn für ihre Jungen: endlich aber wurde er von der Menge übermannt, und zur Flucht gezwungen. Mama machte sich den Lärm zu Nutze, und führte uns durch eine Seitenstraße eiligst aus dem Gedränge.

Viertes Kapitel.

Einzug.

Unterwegs konnte Mama nicht satt werden, mir ihre Freude über unsre Wiedervereinigung zu bezeigen. Aber ich erwiederte ihre Liebkosungen sehr kalt: denn von ihrem ersten Anblick an frohr mich wirklich. Mit Sehnsucht verlangte ich jetzt nach dem Grafen, den ich vorhin so ängstlich floh: und dies Verlangen vergrößerte sich mit jedem Blick auf Fritzen, der sich aufrichtig freute, daß er wieder bey der gnädigen Mama war. Mein kleines Herz war voll Galle, daß er sich mehr mit ihr zu schaffen machte als mit mir; er hätte sich,

meiner

meiner Meinung nach, nicht von ihr anfassen und küssen lassen, und eben so viel Gleichgültigkeit gegen sie zeigen sollen, als ich selbst.

Mama gab noch nicht alle Hoffnung auf, meinen Widerwillen, den ich ihr so sichtbar bezeigte, durch Freundlichkeit von ihrer Seite zu überwinden. Sie erzählte, daß unsre Flucht aus der Höhle ihr eine Angst verursacht habe, die sie ums Leben hätte bringen können. Als wir nach Verlauf von sechs Stunden nicht wieder gekommen wären, hätte sich ihrer eine peinliche Unruhe bemächtigt. Mit einer Fackel in der Hand hätte sie stundenlang die ganze Höhle durchsucht, und als sie endlich unter Höllenangst die eiserne Thür erreicht und sie aufgesprengt gefunden hätte, wäre sie wie vom Schlage getroffen gewesen. Sie hätte in die Grube hinunter geleuchtet, und, als sie gefunden daß sie nicht sehr tief wäre, sich entschlossen hinabzusteigen. Sie hätte den Gang verfolgt, und wäre endlich zu ihrer größten Bestürzung ans Tageslicht gekommen. Zwey Tage hätte sie den dicken Wald durchirrt, und am dritten wäre sie zu den Köhlersleuten gekommen, wo sie Fritzen, aber ohne mich, gefunden habe. Von dem alten Köhler hätte sie erfahren, daß mich ein vornehmer Herr nach B* * geführt, und mich zu meiner Mutter zu bringen versprochen hätte. Sie wäre den Köhlersleuten verdächtig gewesen, und da sie bemerkt, daß sie immer heimlich unter einander gesprochen und sie dabey

von

von der Seite angesehen hätten, so hätte sich ihrer der Verdacht bemächtigt, daß man sie anhalten und den Gerichten ausliefern möchte. Sie habe sich also bey Nacht und Nebel mit Fritzen davon gemacht, der auch gern mit ihr gegangen wäre, als sie ihm versprochen hätte, ihn zu mir nach B** zu bringen. Vor drey Tagen wäre sie mit ihm hier angekommen. Fritz, der mit den Jungen aus der Nachbarschaft auf der Stelle Bekanntschaft gemacht hätte, wäre heute mit ihnen in den Thiergarten gegangen, aber plötzlich von ihnen verschwunden. Seine Kammeraden hätten ihr die Nachricht gebracht, daß er mit einer kleinen Mamsell davongelaufen wäre, und niemand wüßte, wohin. Sie wäre eben im Begrif gewesen, nach dem Thiergarten zu laufen, und nicht eher nach Hause zu kommen, als bis sie ihn und mich, (denn daß ich die kleine Mamsell gewesen wäre, hätte sie gleich gemuthmaßt) wiedergefunden hätte. Durch einen Glücksfall wäre ihr dies gelungen, und so hätte sie Fritzen, (dem der Jude vermuthlich, ich weiß nicht was, hätte thun und ihn dadurch zum Israeliten machen wollen) noch zu rechter Zeit gerettet. Sie schloß ihre Erzählung, die mein Verdruß mich nur halb und halb anhören ließ, mit neuen Liebkosungen und freudigen Ausrufungen, und versprach mir, daß sie morgen den Grafen mit mir aufsuchen, ihm zu Füßen fallen, und für meine Auslieferung nichts von ihm verlangen würde, als seinen Schutz und sein Fürwort bey der Justiz, wenn man sie

etwa als verdächtig einziehen sollte. Darauf erkundigte sie sich nach meiner Dose, und, als ich ihr dieselbe vorzeigte, gestand sie, daß sie ihre brillantne Armgeschmeide und Ohrgehenke auch noch habe, die sie aber aus Besorgniß vor der Gerechtigkeit, die aus ihrem schmutzigen Anzuge und den Diamanten leicht den Schluß ziehen könnte daß sie eine Diebin wäre, an einem Ort versteckt hielte wo sie niemand suchen und finden würde. Gestohlen wären die Juwelen freylich, aber sie hätte sie doch nicht gestohlen, sondern unsre Herren hätten sie ihr, zur Belohnung für ihre treuen Dienste, freywillig geschenkt. Fritz hätte seinen Ring auch noch, aber er dürfte ihn nicht mehr am Daumen tragen, sondern sie habe ihm denselben in einem Säckchen vor die Brust gehangen, wo er besser verwahrt wäre.

Ich war jetzt mit der gnädigen Mama besser zufrieden als vorher; aber Fritz, der wirklich einmal mit seinen Ohren gehört hatte, war es nicht: er erklärte trotziglich, daß er nicht zum Grafen wollte, und ich sollte auch nicht zu ihm. Weil ich aber noch böse auf ihn war, so erklärte ich eben so trotzig, daß ich durchaus zum Grafen wollte, und daß er immerhin bey der gnädigen Mama bleiben könnte. Plötzlich gieng sein Trotz in Wehmuth über, und er schluchzte, ohne ein Wort zu sagen, mit einem Nachdrucke, der mir das Herz im Innersten bewegte, und mir unwillkührlich die hellen Thränen über die Backen trieb.

Unter=

Unterdessen waren wir vor einem elenden kleinen Hause angekommen, vor welchem überall gewaschene Windeln und alte Kleidungsstücke herumhiengen, deren Anblick, verbunden mit dem Geschnatter von zehn bis zwölf alten und jungen Weibern, die theils auf Bänken und Hütschen theils auf der platten Erde saßen und spannen, strickten, oder näheten, einen unbeschreiblich peinlichen Eindruck auf mich machten. Alle Zungen standen still, alle Hände sanken in den Schooß, als die gnädige Mama mit uns, wie im Triumphe, in diesen Sitz der Armuth und Lüderlichkeit einzog. Hundert Kinder beyderley Geschlechts, die vor dem Hause, wie gesäet herumlagen, riefen wie aus einer Kehle: Ah! und kamen herzu gelaufen, herzu getaumelt, oder herzu gekrochen. Mein frisirter Kopf und mein seidenes Kleid schienen diesen allgemeinen Aufstand zu nächst zu bewirken.

Mitten durch dies-Gedränge führte uns Mama in das Haus, und eben war sie im Begrif, mit uns eine Treppe hinauf zusteigen, als wir eine gellende Stimme vernahmen, die hinter uns her rief: Ha, alte H * *, hier will ich dich schon finden!

Ich sah mich um, und mitten unter dem Walde von Köpfen, erblickte ich einen Judenkopf, der wie der Bock unter den Ziegen, durch seinen langen Bart sich ankündigte, und noch einige Schimpfworte zwischen den blassen Lippen käuete. Kurz, es war der Käufer unsrer

unsrer kleinen Personen, der sich wahrscheinlich mit Lebensgefahr uns nachgestohlen, und unsern Schlupfwinkel ausgespürt hatte, um seine fünf Groschen neun Pfennige nicht einzubüssen. Mama drehte ihm den Rücken zu, und gab ihm, indem sie mit beyden Händen ihren rauschenden Taffetrock ein wenig hob, eine Antwort, die er sehr verständlich zu finden schien, und die von der ganzen ehrenwerthen Versammlung mit einem ausschweifenden Gelächter aufgenommen wurde, das kurz nachher, in Püffe, Stöße und Schläge verwandelt, hagelicht auf den unglücklichen Israeliten fiel, und ihn endlich zwang das Weiteste zu suchen.

Nun führte uns Mama ohne weitern Anstoß die Treppe vollends hinan.

Fünftes Kapitel.

Entführung.

Der Anblick der schwarzen räuchrigen Stube in welche sie uns führte, brachte das Bild der finstern Gemächer in der Räuberhöhle sehr lebhaft in meine Seele zurück, und vermehrte mein Verlangen: wieder beym Grafen auf meinem hellen Zimmer zu seyn. Ich drang in die Mama, mich heute noch zu ihm zu bringen, und war untröstlich, als sie die Unmöglichkeit vorschützte, ihn bey hereinbrechender Nacht aufzufinden.

Fritz hörte meine Klagen nicht ohne eine lebhafte Theilnehmung an, die sich bald in Thränen, bald in bittenden Blicken, bald in trotzigen Gebährden äußerte, nachher aber, als ihm Mama ein Stück trockenes Brod in die Hand gab, sich in einen starken Appetit verwandelte, der ihn plötzlich von seinen Seelenleiden zu befreyen schien. — Ich gab der Mama das Stückchen Brod, das sie mir in die Hand schob, mit Verachtung zurück, weil ich keinen Hunger hatte, und weil es mir zu grob war.

Meine Aengstlichkeit stieg mit jedem Augenblicke, weil ich mir dir gnädige Mama nicht ohne unsre Herren denken konnte, und weil ich zu besorgen anfieng, daß letztre auch wohl in der Nähe seyn könnten. Der Umstand, daß ich Fritzen nicht von gleichen Kümmernissen beängstigt sah, trieb meine Furcht vollends auf den höchsten Grad: ich fieng laut an zu weinen und zu schreyen, und würde dadurch die ganze Nachbarschaft zusammen geschrien haben, wenn mir nicht schon vorher mein seidnes Kleid und meine Frisur diesen Dienst erwiesen hätten. Wirklich summte es vor dem Hause, auf der Treppe, und an der Stubenthür, wie ein Bienenschwarm; man pochte zu wiederholtenmalen an, und einige weibliche Stimmen baten, eingelassen zu werden. Mama sah sich endlich gezwungen, ihnen eine Erlaubniß zu geben, die sie sich am Ende genommen haben würden, und so schoß, als sie die Thür aufmach-

te, eine Fluth von Weibern und Kindern in unsre Stube, die mich in die Mitte nahmen, von Kopf bis zu den Füßen durchmusterten, und endlich, (was wohl der Hauptzweck ihres Besuchs seyn mochte,) die gnädige Mama in Absicht meiner mit Fragen zubestürmen anfiengen, zu deren Beantwortung ein ganzer Tag, und die vierfache Dosis von dem bischen Geduld, das meine ewigen Klagen ihr noch übrig gelassen hatten, nicht hinreichend gewesen seyn würde. — Als sie nicht aufhören wollten, uns auszufragen, gab ihnen endlich Mama einige Antworten mit dem Munde, die wenig höflicher waren als jene, die sie vorhin dem erzürnten Israeliten mittelst ihrer Hände und ihres Taffetrocks gegeben hatte. Die Gesellschaft verließ uns darauf, und einige ehrbare Matronen darunter, die viel Erfahrung haben wollten, sagten ganz laut: Sie ist von Adel, das sieht und hört man wohl! — Ja, das bin ich! rief Mama, indem sie ihnen die Thür hinter dem Rücken zuwarf: das bin ich, trotz euch Bettelpack!

Es war ein Glück, daß die Thür zu war: sonst wäre Mama von den Weibern, darum daß sie sich unterstand ihre Genossenschaft bey ihrem rechten Namen zu nennen, in Stücke zerrissen worden. Sie schrien und tobten fürchterlich vor unsrer Thüre. Ich weinte, Mama schimpfte, und Fritz wollte mit seinem Hirschfänger unter sie fahren.

Nach

Nach und nach zerstreute sich das Getümmel. Ich ergab mich, weil ich nicht anders konnte, allmählig in mein Schicksal, und suchte mich über die Schrecknisse des schwarzen Zimmers und der anbrechenden Nacht durch die Hoffnung eines folgenden bessern Tages hinwegzusetzen. Mama bath mich endlich, mich schlafen zu legen. Fritzen, der schon eine Zeitlang auf einer Bank geschlafen hatte, legte sie auf ein armseliges Bette, und mir gab sie einen Wink, daß ich an seiner Seite Platz nehmen sollte. —

Ich erschrack über diese Zumuthung, und fühlte, daß mir über und über warm wurde. Ich hatte zwar in der Höhle und im Walde meine Nächte an seiner Seite zugebracht: aber das war im Walde und in der Höhle, nicht im — Bette! Dies Wort war mir von dem Augenblick an schrecklich geworden, wo mich der kleine Christel das erstemal die kleine gräfliche Braut nannte. —

Mama hätte mir goldne Berge versprechen können, und ich wäre nicht zu ihm ins Bette gestiegen.

Sie that ihr Möglichstes, mich dazu zu bereden: aber ich setzte ihr Thränen und glühende Wangen entgegen. Sie schrieb diese Erscheinung der Bosheit meines Herzens zu, und sagte endlich, als sie mit ihren Vorstellungen nichts ausrichtete: weil ich es nicht besser haben wollte, so könnte ich auf der Bank, oder auf der platten Erde schlafen! — Ich legte mich williglich auf den Fußboden nieder.

Eben war Mama im Begriff die Lampe auszu-
löschen, als plötzlich ein Wagen vorfuhr, Leute ins
Haus und die Treppe hinanstürmten, an die Thür
stießen, und sie, als Mama nicht gleich aufmachte, ge-
waltsam aufrissen, in die Stube brachen, mich und
Fritzen ergriffen, auf dem Arm in eine Kutsche trugen,
und donnernd und rasselnd mit uns davon fuhren.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

II.

Eine Lustreise in die Unterwelt.

Ich denke nicht, daß es in diesem goldnen Alter der
Menschheit, wo seit weniger als zehn Jahren so viele
neue Wunderkräfte in unsrer Natur aufgespürt wor-
den sind, irgend einer Person die dieses lesen mag
(wofern sie nicht an einer ganz unheilbaren Verstopfung
und Verhärtung ihres **Glaubens-Organs** *) krank ist)
be-

*) Bekannter maßen sprechen die neuesten **Adepten** von dem
was sie **glauben** nennen in solchen Ausdrücken, daß man
(wenn anders eine Art von Sinn in ihren Worten seyn soll)
gezwungen ist zu dencken, daß sie in gewissen besonders dazu be-
gabten Menschen, ich weiß nicht was für ein inneres **Glaubens-
Organ** oder natürliches Werckzeug annehmen, vermittelst des-
sen ein Mensch eben so **glaubt**, wie er vermittelst seines Au-
ges:

befremdlich vorkommen werde, wenn ich als eine simple Thatsache berichte, daß ich — oder, wenn man lieber will, das Etwas = x, das ich, um gewöhnliche Prosa zu reden, meine Seele zu nennen pflege, unter andern Naturgaben, ohne Ruhm zu melden, auch diese besitze, vermittelst einer gewissen sehr einfachen Operation, so oft es ihm oder ihr beliebt, aus meinem Körper herauszugehen, und sich in jedem selbstbeliebigen Theil des Raumes und der Zeit, — mit andern Worten, in jeden Ort der Welt und in jeden Zusammenhang des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen zu versetzen, in welchen ein Lebendiges meiner Gattung, seiner Natur und Art nach, nur immer fortkommen oder zugelassen werden kann.

Ich setze diese Einschränkung nicht aus bloßer Bescheidenheit hinzu, sondern weil ich (wie der edle und Wahrheitliebende Eukrates in Lucians Lügenfreund) meinen Freunden nicht gerne mehr sagen möchte als wahr ist; und ich muß daher aufrichtig gestehen, daß der Kreis, über welchen mir nicht erlaubt ist hinauszugehen, um ein beträchtliches kleiner ist als jener berühmte hermetische Zirckel,

ges sieht; nur mit dem Unterschiede, daß wir andern menschlichen Menschen mit unsern Augen nur **sichtbare** Dinge sehen: jene Virtuosen im Glauben hingegen vermittelst ihres unnennbaren Organs auch **unglaubliche** Dinge glauben; welches ihnen freylich einen großen Vortheil über uns giebt.

dessen Centrum aller Orten
dessen Umkreis nirgends ist.

Ausserdem sind mir auch, wenigstens dermalen, noch nicht alle Elemente gleichgültig; und ich läugne nicht, daß ich, — aus Ermanglung eines gewissen flüchtigen Oels, das aus concentrierten Sonnenstralen gezogen wird, und neben vielen andern Wunderkräften auch die Tugend hat, jeden damit gesättigten Körper feuerbeständig zu machen, — es noch nicht so weit habe bringen können, in dem Elemente der Salamander länger als drey bis vier Secunden auszudauern, und daher, zu meinem großen Leidwesen, nicht so viele Beobachtungen in dieser merckwürdigen Region der Geisterwelt habe machen können als ich wohl wünschen möchte, seit dem mir mein alter Freund Gabalis (den ich mit dem berühmten Gablitone nicht zu verwechseln bitte) von der Schönheit und den geistigen Reitzen der Salamanderinnens, mit denen er sehr genau bekannt ist, die ausserordentlichsten Dinge von der Welt erzählt hat.

Man wird mir vielleicht einwenden: „drey bis vier Secunden seyen für eine Seele, die aus ihrem Leibe herausgehen könne, eine lange Zeit; und Mahomed habe auf dem weltberühmten Esel Alborak in weniger als drey Secunden alle neun Himmel durchwandert, und nicht weniger als sechzigtausend Unterredungen mit dem Mann im Monde gehalten. *)" —

Ich

*) Die Mahommedaner sagen, mit Gott: aber es ist augenscheinlich, daß es kein anderer als der Mann im Monde gewe-

Ich will nicht so unhöflich seyn, die historische Wahrheit dieser musulmannischen Erzählung in Zweifel zu ziehen, (oder wie wohl Mancher, der es nicht Ursache hätte, ohne Bedencken thun würde) eine von sehr ansehnlichen Männern bekräftigte, und an sich selbst so simple Thatsache dreiste weg zu läugnen. Ganz gewiß ist die Zeit eben so unendlich theilbar als der Raum; es kann Wesen geben, denen das was wir eine Secunde nennen, ein Jahrhundert, und wieder andere, denen unsre Jahrhunderte eben so viele Secunden sind: aber ich erröthe nicht zu gestehen, daß ich keines dieser Wesen bin — wiewohl mir (in Vorbeygehen zu sagen) nicht unbekannt ist, daß ein gewisser Grad des hermetischen Adepten-Ordens, wovon der berühmte Misphragmutosiris zur Zeit der unsichtbare Obere ist, (wenn ich nicht irre ist es der 777ste Grad) im Besitz des Geheimnisses seyn soll, sein Seelen-Uhrwerk so zu richten, daß es so langsam oder so schnell läuft als mans haben will; ein Geheimnis vermöge dessen es nur von ihnen abhängt, allenfalls in noch kürzerer Zeit als Mahomed alle Sterne des himmlischen Archipelagus, den der gemeine Mann die Milchstraße zu nennen pflegt, zu besuchen, und

 alles

gewesen seyn kann. Ueberhaupt kann man sich darauf verlassen, daß von allem, was seit zwanzig oder dreißig Tausend Jahren auf Unkosten des lieben Gottes gesagt und geschrieben worden, nicht der hundertste Theil wahr ist.

alles da zu sehen und in ihr Reise-Journal zu notieren, was darin sehenswürdig ist.

Wenn ich indessen meine Meinung über diese und dergleichen Dinge aufrichtig sagen soll, so will ich zwar gerne glauben, daß eine Zeit kommen wird, wo ein Adams Sohn, um sich aus einen Klumpen Urmaterie (materia prima) ein schönes und mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehenes Weltchen zu bauen, nicht mehr Zeit und Mühe aufzuwenden nöthig haben wird, als ein Knabe um ein Kartenhaus aufzuführen, und wo der geringste von uns die Reise um das ganze Universum in eben so viel Minuten machen wird, als in unserm dermaligen Raupenstande (wie es der große Haller nennt) ein Cook Jahre nöthig hatte, die kleine Welt, auf deren Oberfläche wir kriechen, in seiner Nußschale zu umsegeln; ja, ich gebe sogar zu, daß diese Zeit so weit nicht mehr entfernt ist als die Unglaubigen und Epikuräer denken: indessen wollte ich doch wohlmeynend gerathen haben, die Sayten nicht auf einmal gar zu hoch zu spannen. Alles nach und nach, und zu seiner Zeit! Ich dächte wir könnten uns vor der Hand damit begnügen, daß wir es in so kurzer Zeit schon so weit gebracht haben! In der Luft schiffen, auf dem Wasser gehen, durch eine dreißig Schuh tiefe Erdrinde Quellen riechen, mit geschlossenen Augen in dem Magen eines Kranken sehen was ihm fehlt und womit ihm geholfen werden kann, aus Urinsalz Gold,

und

und ich weiß nicht aus welchem Salz, ohne Zuthun eines Weibes, sogar Menschen machen, mit den Ohren riechen, mit den Augen hören, sich von seiner eigenen Nasenspitze zum Anschauen des Unendlichen — Nichts erheben, u. s. w. alles das sind doch, beym Herkules! keine Kleinigkeiten, und das alles ist gleichwohl seit wenigen Jahren entdeckt, und das Antheil einer Anzahl auserwählter Erdensöhne worden, welche (wie alles Gute sich gerne mittheilt) bereit sind, ihre Brüder und Schwestern — um wenige Louisd'or in diesen herrlichen Mysterien einzuweyhen. Nach einem solchen Anfang hat man alle Ursache von der Welt sich die luxuriantesten Hofnungen zu erlauben; und ich sehe in der That nicht, warum wir es nicht noch vor Ablauf dieses achtzehnten Jahrhunderts (welches einige berühmte Schriftsteller, ich weiß nicht warum, das siebzehnte zu nennen belieben) so weit gebracht haben sollten, nach Gefallen jede Gestalt anzunehmen, auf Besenstielen oder auf geflügelten Widdern, wie Phrixus und Helle, durch die Luft zu reiten, im Wasser und im Feuer unter Ondinen und Salamandern zu leben, mit Einem Wort, alle die Wunder der Mythologie, der Mönchslegenden, der Tausend einer Nacht, und der Feen-Geschichte zu realisieren, die bis auf diesen Tag von kurzsichtigen, blödherzigen, oder übelgesinnten Leuten für Träumerey und Kinderspiel gehalten worden sind.

Indessen dürfte es doch, des gemeinen Bestens wegen, nöthig seyn, die bevorstehende große Umkehrung

und Umgestaltung aller Dinge nicht gar zu schnell auf einmal zu bewürken. Alle plözlichen Veränderungen sind gefährlich, wie wir die Beyspiele täglich vor Augen sehen. Besonders will ich hiemit die Besitzer des Steins der Weisen und des Wassers aus der Jugendquelle angelegentlichst gebeten haben, in der Mittheilung ihrer Geheimnisse mit etwas mehr Behutsamkeit und Zurückhaltung zu verfahren als die Adepten des thierischen Magnetismus und Somnambulismus mit dem ihrigen: denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß eine ganze Iliade von Verwirrung und Unheil daraus entstehen müßte, wenn das Gold auf einmal so gemein würde wie Gassenkoth, oder wenn das Wasser der Unsterblichkeit in Hamburg, Frankfurt und Leipzig eben so leicht und wohlfeil zu haben wäre als die privilegierten Universal-Arzneyen, Solarischen Tincturen, gekrönten und ungekrönten Wunder-Essenzen, u. s. w. die mit allen ihren bewährten und weltbekannten Zauberkräften bisher doch nicht verhindert haben, daß alle Leute eben so gut an ihren Krankheiten gestorben sind als ob gar keine Universalarzneyen in der Welt wären.

Doch ich sehe daß ich unvermerckt weiter von meinem Wege abgekommen bin als ich Willens war. Um also auf meine eigene Wenigkeit, und die oben besagte Gabe zurückzukehren, so finde ich noch für nöthig zu erinnern, daß diese Naturgabe oder wie man es nennen will, nichts weniger als ein besonderes

Pri-

Privilegium, dessen ich mich ausschließlich zu rühmen gedächte, sondern eine Sache ist, in deren Besitz sich schon von uralten Zeiten her mehrere Sterbliche befunden haben. Vermuthlich ist der junge Derwisch des Königs Fadlalla von Moussel in den Persianischen Erzählungen, und der Wohlthätige in den illustres Fées der Gräfin D'Aulnoy, wenigen die dieses lesen unbekannt. Ich begnüge mich diese zwey Beyspiele anzuführen, weil sie aus Quellen gezogen sind, deren Glaubwürdigkeit hoffentlich niemand in Zweifel ziehen wird. Indessen kann ich doch nicht unbemerkt lassen, daß sich ein nicht ganz unbedeutender Unterschied zwischen der Verfahrungsart dieser beyden Adepten und der meinigen befindet. Fürs erste konnten sie, wie es scheint, ihre Seele nicht anders aus ihrem Leibe herausbringen als indem sie ihr einen andern entseelten menschlichen oder thierischen Körper zu beseelen gaben; und dann bewürkten sie diese Metempsychose mit Hülfe gewisser magischer Worte, und zwar der Wohlthätige durch das bloße Aussprechen des Wortes Quiribirini. Ich gestehe offenherzig, daß mir die vorgebliche Kraft dieses und aller andern magischen Wörter, und Formeln, vermittelst deren man zu fliegen, im Feuer oder unter dem Wasser zu leben, Geister zu sehen und Schätze zu erheben vermeynt, um so verdächtiger sind, da, bekannter maßen, alle diese Wunderdinge von unsern heutigen Adepten nicht durch Zauberey, sondern durch ganz natürliche Mittel und auf die simpelste Art

von

von der Welt, zu Stande gebracht werden. Wie es aber auch damit seyn mag, meine Methode wenigstens ist von dieser ganz verschieden. Ich gehe aus meinem Körper heraus ohne in einen andern überzugehen, und die ganz schlichte Ursache hievon ist, weil meine Seele, auch nach dem sie ihren Körper abgelegt hat, ihn, oder vielmehr einen ihm völlig ähnlichen phantastischen Leib, noch immer um sich zu haben glaubt. Etwas ähnliches hat schon der große Swedenborg an den Neu-verstorbenen wahrgenommen, und erklärt diese sonder-bare Erscheinung sehr philosophisch aus der Macht einer alten zur andern Natur gewordenen Gewohnheit. Der Unterschied ist bloß, daß dieser phantastische Körper wegen seiner ausserordentlichen Leichtigkeit meine Seele nicht verhindern kann, durch einen bloßen Act ihres Willens und in ungemein kurzer Zeit, Reisen zu machen, die sie, mit ihrem würklichen Leibe bepackt, entweder gar nicht, oder nicht anders als in sehr lan-ger Zeit, mit mancherley Gefahr und Beschwehrlich-keit und vielem Aufwande, hätte machen können. Ueberdies bediene ich mich dabey weder des Zauberwor-tes Quiribirini noch irgend eines andern Mittels, wo-durch ich mit den Handhabern des berüchtigten Hexen-hammers in unangenehme Verhältnisse gerathen könn-te; sondern es geht dabey wenigstens so natürlich zu als bey Desorganisirung eines Mädchens von zwanzig Jahren; nur ist die dabey erforderliche Manipulation unendlich einfacher und, die Wahrheit zu sagen, auch un-

unendlich züchtiger; und so wie, bekanntermaßen, nur eine nervensieche Person die gehörige Empfänglichkeit hat, unter den Händen eines in Rapport mit ihr stehenden Magnetisierers in den erhabenen Zustand des magnetischen Somnambulismus versetzt zu werden: so werden, im Gegentheil, zu der Würkung wovon ich rede, und die ich aus guten Ursachen mit keinem lateinischen oder griechischen Nahmen belegen will, ziemlich gesunde Nerven erfordert.

Soviel habe ich für nöthig erachtet zu Befriedigung der Wißbegierde meiner geneigten Leser vorauszuschicken, da ich sie künftig von Zeit zu Zeit mit meinen Reisen in die Geisterwelt zu unterhalten gedenke, und die Höflichkeit zu erfordern schien, ihnen aus der Art und Weise, wie es mit diesen Ausflügen meiner Seele zugeht, kein Geheimnis zu machen. Sie haben nun ein neues Beyspiel von der Wahrheit des großen Grundsatzes, in welchen der erhabene Stifter der neuesten Philosophie, Hamlet, Prinz von Dännemark, sein ganzes System eingeschlossen hat:

Es giebt der Dinge viel im Himmel und auf Erden,
die in der Schule uns nicht vordocieret werden!

Eine Wahrheit, die mit Klafterlangen goldnen Buchstaben an alle Wände geschrieben zu werden verdient, da sie nicht nur den Schatz der Menschlichen Erkenntnisse, auf die leichteste Art von der Welt, ins unendliche vermehrt, sondern auch durch die billige Achtung,

die

die jeder Entdecker neuer Naturkräfte, neuer Sinne und neuer Manipulationen natürlicher Weise für die Entdeckungen, Sinne und Manipulationen seiner Brüder trägt, die gegenseitige Duldung und allgemeine Menschenliebe unendlich mal mehr befördert, als alle Sprüche der sieben Weisen aus Griechenland zusammengenommen.

Ich bitte um Vergebung, wenn dieser Prolog diejenigen Leser, die sich lieber, in der Homerischen Manier, sobald als möglich mitten in den Strom der Erzählung hineinwerfen lassen, ein wenig ungeduldig gemacht hat; nur noch ein Wort, und ich komme zur Sache.

Die Art und Weise wie sich meine Seele bey ihren kleinen Wanderungen benimmt, oder, wenn man lieben will, der Zustand worin sie sich dabey befindet, hat eine so große Aehnlichkeit mit dem was man träumen nennt, daß ich anfangs selbst dadurch hintergangen wurde, und das, was mir in diesem sonderbaren Zustande begegnete, für einen blossen Traum hielt. Indessen bemerkte ich bald, daß es in jenem Falle allezeit von meiner Willkühr abhieng, an welchen Ort ich mich versetzen wollte, und daß ein Zusammenhang und eine Ordnung in meinen Vorstellungen war, die in eigentlich so genannten Träumen niemals statt findet. Diesen gedoppelten sehr wesentlichen Unterschied abgerechnet, ist beynahe alles übrige in beyden Fällen gleich. Meine

See-

Seele hat bey einer solchen Auswanderung aus ihrem Körper, gerade wie im Traum, nur einen Augenblick nöthig, um einen Weg von mehrern hundert oder tausend Meilen zu machen; nichts übertrift die Leichtigkeit das Quasi-Körpers, womit sie, in der Meynung daß es ihr gewöhnlicher sey, bekleidet ist; alle ihre Sinnen sind ungewöhnlich scharf; die fremdesten Gegenstände kommen ihr bekannt vor, sie wundert sich über nichts, glaubt alles schneller und leichter zu verstehen als in ihrem gewöhnlichen Zustande, ist gleich mit allen vorkommenden Personen auf dem Fuß alter Freunde, die sich nach langer Trennung wiedersehen, u. s. w. Ich überlasse, um nicht in eine neue Digression verwickelt zu werden, dem geneigten Leser, über alles dieses, nach dem größern oder kleinern Maaße seiner psychologischen Weisheit, zu denken was er kann und will; da ich durch diese Bemerkungen bloß dem Irrthum zuvorkommen wollte, welchen die leicht wahrzunehmende Aehnlichkeit zwischen Seelenwanderungen und Träumen hätte veranlassen können.

Die Lucianischen Todtengespräche, deren Uebersetzung mich zeither beschäftigte, veranlaßten auf eine sehr natürliche Art den Wunsch in mir, wo möglich mit eigenen Augen zu erkundigen, wie es in der sogenannten Unterwelt aussehe. Wie unwahrscheinlich auch die Erfüllung eines so seltsamen Wunsches den Unglaubigen und Epikuräern vorkommen mag, so überzeugte mich doch

doch der vor angeführte Hamlettische Grundsatz, daß sie nicht unmöglich sey. Es ist nichts unmöglich, sagte ich herzhaft zu mir selbst, zumal seitdem die große Entdeckung gemacht worden ist, daß es in irgend einem andern Planeten oder Kometen Wesen geben kann, bey denen zweymal zwey — drey oder fünfe macht. Ich dachte der Sache nach, fand aber immer den leidigen Grundsatz in meinem Wege, daß wenigstens auf unsrer sublunarischen Welt, nichts ohne Mittel geschehen kann, und daß, ordentlicher Weise, zwischen den Mitteln und dem was dadurch gewürkt werden soll irgend ein mehr oder weniger begreiflicher Zusammenhang statt finden muß. Zu gutem Glücke rüttelte dieses vergebliche Nachdenken in meinem Gedächtnis endlich die Erinnerung auf, daß ich vor langer Zeit, in einem alten Bouquin ohne Titelblat und Schluß, von einer gewissen Manipulation gelesen hatte, vermittelst deren die Seele aus ihrem Körper herausgehen und sich an jeden beliebigen Ort versetzen könne. Damals hatte ich, aus dem Vorurtheil gegen alles Wunderbare, welches unsre Wundermänner mit so vieler Ursache als das gröste Hindernis der möglichsten Exaltation unsrer Natur ansehen, dieses Kunststück mit dem Quiribirini des Feenmährchens in Eine Classe gesetzt, und nicht der geringsten Aufmerksamkeit gewürdiget. Aber jetzt, da ich in dem Falle war zu wünschen daß es anschlagen möchte, hielt ich es wenigstens des Versuchs würdig. Die Manipulation ist, wie gesagt, ohne Vergleichung einfacher

als

als die Somnambulatorische, und erfodert kaum eine Viertelstunde Zeit. Ich versuchte sie, und siehe, es gelang. Ich befand mich, auf einmal, und so schnell als ein Mensch sich in Gedanken nach Rom, Peking, oder in den Mond versetzen kann, in einer Gegend, die ich beym ersten Anblick für die Gefilde Elysiums erkannte, wovon Virgil schon in meiner ersten Jugend das anmuthigste Bild in meine Seele gesenkt hatte. Nur jene Günstlinge der Natur die mit dem zartesten Gefühl gebohren, in den Tagen der ersten Liebe mit der geliebten Seele (denn in dieser seligen Periode des Lebens webt man in einer ganz geistigen Körperwelt und liebt nur Seelen) allein und Arm in Arm in einer vom Monde beleuchteten lauen Sommernacht lustwandeln gegangen zu seyn sich erinnern, Sie allein können sich von diesen lieblichen Thälern der Ruhe eine Vorstellung machen, die meinem Unvermögen, sie zu schildern, zu Hülfe kommt: für alle übrigen würde auch die lebhafteste Beschreibung nur todter Buchstabe seyn.

Diese reitzende Gefilde sah ich von einer unzähligen Menge menschlicher Gestalten belebt, die in grössern oder kleinern Gesellschaften unter hohen Bäumen oder an schattigen Quellen traulich beysammen saßen, oder selbander, durch schlängelnde Gebüsche lustwandelnd, sich mit sokratischen Gesprächen zu unterhalten, oder auch einzeln in stillen Lauben und Grotten ihren eignen Betrachtungen nachzuhängen schienen. Ich selbst schlü-

pfte mit der Leichtigkeit eines Schattens über die Blumen hin, die allenthalben ohne Pflege dem Boden entsprossen, und die mildeste Luft, die ich jemals athmete, mit einem Balsam erfüllten, der alles was hier lebt und webt in ewiger Jugend zu erhalten schien.

Ungewiß wohin ich mitten unter so vielen meine Neugierde gleich anziehenden Gegenständen mich zuerst wenden sollte, blieb mein Blick endlich auf einer sanften Anhöhe schweben, die mit dichten Lorberbäumen umzirkelt ein Amphitheater vorstellte, wo eine große Schaar majestätischer Schatten im Kreise saß, und dem Ansehen nach in einer sehr ernsthaften Berathschlagung begriffen war. Ungeachtet der Zwischenraum, der mich von ihnen entfernte, ziemlich groß war, sah ich sie doch, vermöge der ungemeinen Schärfe der Sinnen, die ein Vorrecht der Abgeschiedenen ist, so genau als ob sie nur drey Schritte von mir entfernt wären. Die Physionomie der meisten schien mir ganz bekannt zu seyn, und gleichwohl konnte ich mich weder besinnen noch errathen wer sie wären und was sie vorhätten.

Indem ich mich nun nach jemand umschaute der mir aus dem Wunder helfen könnte, sah ich einen Schatten auf mich zu kommen, den ich, seiner Gestalt und Kleidung nach, beym ersten Anblick für einen Kapuziner-Bruder gehalten hätte, wenn sich diese Art von Thieren im Elysium vermuthen ließe. Aber schon auf den zweyten Blick erkannte ich an seiner Glatze, an

seinem Faunengesicht, und an einem gewissen Spottgeiste der ihm aus den Augen lachte, den Lucianischen Menippus, den man, um seine Aehnlichkeit und Verschiedenheit mit dem Weisesten der Griechen in zwey Worte zusammenzufassen, den lachenden — so wie seinen Meister Diogenes den rasenden — Sokrates zu nennen pflegte. Dieser Menippus wurde hier (wie ich in der Folge erfuhr) als eine Art von philosophischer Harlekin ungefähr aus eben dem Grunde geduldet wie Momus unter den Göttern. Ein Spötter, der sogar an den Bewohnern Elysiums noch immer dies und jenes zu persifliren fand, schien zur Unterhaltung einer gewissen genialischen Munterkeit in ihrer Gesellschaft beynahe unentbehrlich; und man fand sein Salz sehr geschikt, der Conversation, die unter so vielen gleichgestimmten Seelen zuweilen ins Eintönige hätte fallen können, mehr anziehendes und mannichfaltiges zu geben.

Wer sind, fragte ich ihn in dem vertrauten Ton einer alten Bekanntschaft, jene hohen und ehrwürdigen Gestalten, die auf der umlorberten Anhöhe dort, wie die Amphiktyonen des ganzen Elysiums beysammen sitzen, und über irgend eine wichtige gemeine Angelegenheit zu rathschlagen scheinen?

Es ist, antwortete mir Menippus, die löbliche Innung der sämtlichen Könige im Elysium, die, ich weiß nicht wie, auf den weisen Einfall gekommen sind, einen aus ihrem Mittel zu erwählen, den sie, wie ehe-

mals die Fürsten der Griechen den Agamemnon, für ihr gemeinsames Oberhaupt erkennen wollen. Vermuthlich arbeiten sie so eben an der Wahl-Capitulation.

Ich. Ich dachte hier in der Unterwelt hätten alle Einwohner gleiche Rechte?

Men. So ist es auch; diejenigen unter uns, die in ihrem vorigen Leben Könige oder Fürsten waren, haben hier nichts mehr zu befehlen, und genießen keiner andern Vorzüge, als die ihnen ihrer persönlichen Tugenden und Verdienste wegen freywillig zugestanden werden. Aber die Herren, scheint es, sind des Regierens so gewohnt, daß sie, in Ermanglung anderer Unterthanen, lieber sich selbst dazu machen wollen, um wenigstens einem aus ihrem Mittel das Vergnügen zu regieren zu verschaffen.

Ich. Du scherzest; unmöglich kann an so großen und von jeder irrdischen Leidenschaft geläuterten Seelen eine so kleine Eitelkeit haften: oder sollte sich auch nur Einer unter ihnen finden, der das Glück ein Bürger Elysiums zu seyn nicht dadurch verdient hätte, daß er ein guter König war?

Men. Darf man fragen was du unter einem guten Könige verstehst?

Ich. Unter einem guten Könige?

Men. Ja! denn vermuthlich denkst du dir etwas bey der Zusammensetzung dieser zwey Worte, die, wenn ich nicht sehr irre, keine sonderliche Anmuthung zu einander

ander haben. Kein Ding in der Welt ist gut oder böse an sich selbst, und was in einem gewissen Verhältnisse gut ist, kann in einem andern böse seyn. Verstehst du unter einem guten Könige einen König der ein guter Mensch, oder einen Menschen der ein guter König ist?

Ich. Ich könnte mich über diese Frage verwundert stellen; aber ich merke wo du hin willst. Ein guter König ist wohl öfters genöthigt ein böser Mensch zu seyn —

Men. in die Rede fallend — Oder ist auch öfters ein böser Mensch ohne dazu genöthigt zu seyn.

Ich. Wie so?

Men. Weil kein Ding in der Welt gut ist als wenn es das ist, wozu die Natur es machte: Nun macht die Natur keine Könige sondern Menschen: Ergo —

Ich. Um Vergebung, die Natur macht eben sowohl Könige, als sie Sakträger, Handarbeiter, Künstler, Poeten oder Philosophen macht. Das wozu einer von Natur am besten taugt, dazu macht ihn die Natur. Wer also unter einigen Millionen Menschen am besten dazu taugt die übrigen zu regieren, den hat die Natur zu ihrem Könige gemacht.

Men. Dagegen hätte ich viel einzuwenden, und will mir mein Recht hiermit vorbehalten haben. Aber, gesetzt ich gäbe dir zu, die Natur mache zuweilen einen

König: so wirst du hoffentlich so ehrenhaft seyn und mir wieder eingestehen, daß gerade dieser König keiner von den besten Menschen unter den Millionen, über die er gebietet, seyn wird.

Ich. Warum das?

Men. Mich däucht das versteht sich. Damit einer ein guter Mensch sey, muß es ihm natürlich seyn alle andere Menschen als seines gleichen zu betrachten; er muß sich nichts über sie herausnehmen, jedes ihrer natürlichen Rechte respektiren, nie vergessen daß Dürftigkeit, Schmerz, Verachtung, Zwang, Unterdrückung, Sklaverey, dem geringsten unter ihnen eben so empfindlich und verhaßt sind als ihm selbst, und diesen Grundsätzen gemäß handeln. — Wo ist jemals der König gewesen, der dies gethan hat, es immer gethan hat, es immer thun konnte und durfte? Kurz, ich kann keinen Menschen für einen guten Menschen gelten lassen, der eine Profession treibt, wobey er alle Augenblicke bereit ist, und bereit seyn muß, Tausende und Hunderttausende seiner Gattung elend zu machen.

Ich. Allenfalls würde ich sagen, daß seine Profession nicht viel tauge: aber wenn diese Profession nun einmal unentbehrlich und Er zu dieser Profession gebohren ist, so muß er, gern oder ungern, alles Böse thun, das zu Verhütung eines ungleich größern Uebels oder zu Erhaltung eines diese Uebel weit überwiegenden Gutes unentbehrlich ist.

Men.

Men. Es kostet mich Ueberwindung dich nicht zu unterbrechen — aber rede nur fort — ich sehe daß du noch mehr sagen möchtest.

Ich. Ich werde bald fertig seyn. Alles was ich sagen wollte ist, daß ein König, der seine Rolle gut spielen will, unmöglich immer wie ein guter Mensch handeln kann; und umgekehrt, daß der König, der sich zum Gesetz gemacht hätte, immer wie ein guter Mensch zu handeln, gerade dadurch weit mehr Böses thun würde als jener.

Men. Das müste er ungeschickt machen!

Ich. Es könnte nicht anders seyn, weil er sich, anstatt von seinem Kopfe von seinem Herzen führen ließe. Jener kümmert sich nichts um das was einzelne Menschen unter den Maasregeln, die er zum Besten des Ganzen nimmt, zu leiden haben: dieser opfert bey allen Gelegenheiten den größern Vortheil des Ganzen auf, um jedes einzelne Uebel zu heben, das ihm bekannt wird, jedes einzelne Gute zu thun, wozu man ihn auffodert. Jener ist zufrieden, inner- und ausserhalb seines Reichs gefürchtet zu seyn; dieser möchte sich von allen die ihn umgeben geliebt sehen. Das unfehlbarste Mittel sich Liebe zu erwerben ist Gefälligkeit; ein Monarch, der alles bewilligt was man von ihm bittet, immer nichts als fröhliche Gesichter um sich sehen will, und, wie Titus, den Tag für verlohren hält, woran er nicht wenigstens Einen Glücklichen ge-

macht hat, wird von seinen Höflingen die Freude und Wonne des Menschengeschlechts genennt werden; alle die bereits von ihm erhalten haben was sie wollten, oder es noch zu erhalten hoffen, werden ihm diesen schönen Titel bestättigen; Versemacher und Prosemacher werden seine Bonhommie zu göttlicher Güte erheben: und gleichwohl braucht es nichts als eine solche Güte, um das mächtigste Reich in einem einzigen Menschenalter zu Grunde zu richten. Der gröste Vortheil des gütigen Titus war, daß er nur zwey Jahre regierte. Hätte er so lange wie Augustus gelebt, so würde er sich entweder genöthigt gesehen haben andere Grundsätze anzunehmen, oder das Römische Reich würde das Opfer seiner Bonhommie geworden seyn.

Men. Tiberius war also in deinen Augen ein besserer König als Titus?

Ich. Ein besserer, oder, wenn du lieber willst, ein grösserer König, ganz gewiß, wiewohl ein schlimmerer Mensch.

Men. Ich sehe also, daß für das arme Menschengeschlecht nur Ein Rettungsmittel ist, um von den großen Königen nicht durch ihre Größe, und von den guten nicht durch ihre Güte elend gemacht zu werden.

Ich. Und dies Mittel wäre? —

Men. Gar keine Könige zu haben.

Ich. Ein wohl ausgedachtes Mittel!

Men.

Men. Wenn du länger bey uns bleibst, wirst du sehen daß wir Einwohner der Unterwelt uns sehr wohl dabey befinden.

Ich. Aber wie die Menschen auf der Oberwelt sich dabey befinden würden?

Men. Es wäre ihre eigene Schuld, wenn es ihnen nicht eben so wohl bekäme.

Ich. Und würde es ihnen darum weniger übel bekommen, wenn sie selbst Schuld daran wären? Ich dächte, gerade das Gegentheil.

Men. Ich will auch nichts anders gesagt haben, als daß es ihnen würklich sehr wohl bekommen würde. Wie schwach die Menschen immer seyn mögen, so dumm sind sie wenigstens nicht, daß sie nicht wissen sollten, in welcher Lage sie am bequemsten liegen.

Ich. Und darum haben sie sich, laut der Geschichte und Erfahrung, auf dem ganzen Erdboden immer zu den Füssen der Könige gelegt?

Men. Das musten sie wohl! Gewalt geht über Recht.

Ich. Gewalt? Der erste König, und wenn er nur über zweyhundert, oder auch nur über zwanzig Mann König war, konnte es doch nicht durch Gewalt seyn?

Men. Auch stehe ich dir dafür, der erste König war ein sehr guter König.

Ich. Der Meynung bin ich auch. Deßwegen sagte ich vorhin, gewisse Menschen machte die Natur selbst zu Königen. Der erste König eines jeden Volkes in der Welt war gewiß einer, den die Natur dazu gemacht hatte. Er war der kräftigste, der kühnste, der anschlägigste und entschlossenste unter den übrigen; er warf sich zu ihrem Anführer auf, weil er sich dazu tüchtig fühlte; und die andern folgten ihm, weil sie fühlten daß sie einen solchen Anführer nöthig hätten.

Men. Er warf sich nicht auf, sondern sie erwählten ihn.

Ich. Wozu braucht es eine Wahl? Wo du einen Haufen wilder Jungen beysammen siehst, wirst du einen sehen, dem die übrigen folgen, nicht weil sie ihn zu ihrem Obersten gewählt haben, sondern weil ers seyn will und kann. Der stärkste, der behendeste, der verwegenste steht bey allen ihren Unternehmungen an der Spitze. Sie folgen ihm weil sie ihn dafür erkennen, und erkennen ihn dafür, weil sie ihn so erfahren haben. Unter gleichartigen Wesen ist kein Anführer ehe die Gelegenheit da ist, wo man einen braucht; ist diese gekommen, so hat man keine Zeit zum Wählen; wer den Muth hat sich zum Anführer aufzuwerfen, wird dafür erkannt.

Men. Das mag seyn; aber wenigstens um es immer zu bleiben, wird eine förmliche ausdrückliche Einwilligung der übrigen erfodert; und dies ist doch Wahl?

Ich.

Ich. Alle Menschen und vornehmlich rohe Menschen, die überall und zu allen Zeiten den grösten Haufen ausmachen, werden durch die Gewohnheit geleitet. Wer so oft es die Noth erheischte ihr Anführer war, wird unvermerkt bey allen Gelegenheiten für den Ersten anerkannt. Doch, wir streiten nicht um Worte; nenne es Wahl, wenn du willst; was ist damit gewonnen?

Men. Sehr viel. Menschen, die sich einem ihres gleichen freywillig unterwerfen, können und werden es nie anders als um ihres eigenen Bestens willen und also unter gewissen Bedingungen thun: beyde Theile, der neue Anführer oder König (wie wir ihn nennen wollen) und seine neuen Unterthanen machen sich zu Erfüllung dieser Bedingungen gleich anheischig; und dies nennt man einen Vertrag. Die Hauptbedingung des Vertrags zwischen dem ersten König und seinen Unterthanen war, daß sich die letztern bey der Regierung seiner Majestät besser befinden sollten als ohne dieselbe, Die nemliche Bedingung liegt bey dem Vertrage aller folgenden Könige mit den ihrigen zum Grunde. Nun befinden sich aber, wie wir so eben gefunden haben, die Menschen auf der Oberwelt bey ihren Königen nicht wohl; der Vertrag hat also ein Ende, und die Contrahenten sind frey so bald sie wollen.

Ich. Ich sahe dich schon lange kommen: aber ich läugne dir alles, den Major, den Minor, und die Consequenz. Die Menschen haben sich nie freywillig,

son=

sondern allemal aus Noth unterworfen; nie einem ihres gleichen, sondern immer einem, den die Natur zu etwas mehr als sie gemacht hatte; nie vermittelst eines vorgehenden Vertrags, der sich hier gar nicht denken läßt, weil er die Unterthanen zu Richtern in ihrer eigenen Sache bestellt, und es von ihrem Gefühl, ihren Launen, Aufwallungen, und einseitigen Urtheilen, oder von den Absichten und Intrigen des ersten besten, der sich zu ihrem neuen Anführer aufwerfen wollte, abhängig macht, ob sie die Bedingung dieses angeblichen Contracts für erfüllt oder unerfüllt halten wollen. Alle deine Vordersätze sind ungegründete Voraussetzungen, denen die Erfahrung, die allgemeine Geschichte, und selbst die menschliche Natur widerspricht.

Men. Die menschliche Natur? Die Menschen sind also deiner Meynung nach um der Könige willen in der Welt?

Ich. Die Menschen — sind in der Welt, weil sie nicht ausser der Welt, und die Könige, weil die Menschen nicht ohne Könige seyn können.

Men. Lächerlich! Wie viele Jahrhunderte waren die Griechen, die Karthaginenser, die Römer, ohne Könige?

Ich. Wir streiten nicht um Worte, Menipp! Eine Aristokratie hat so viele kleine Könige als regierende Bürger; in einer Demokratie sind die Unterthanen selbst der König, und weil dies am Ende doch nicht recht

recht angehen will, so siehst du, daß alle kleine Staaten, die mit dieser unglücklichen Verfassung gestraft sind, so lange zwischen der Regierung eines einzigen oder etlicher Demagogen hin und her schwanken und herumgetrieben werden, bis sie sich in Monarchien verwandeln, oder, in politischem Sinne, gar zu Nichts werden. Regiert müssen die Menschen immer werden, durch wen es auch sey; und daß die Regierung durch Könige die natürlichste sey, bezeugt Vater Homer *) und — der ganze Erdboden.

Men. Die Menschen kommen also gleich bey ihrer Geburt als Unterthanen auf die Welt? das ist lustig zu hören.

Ich. Lustig oder unlustig, es ist Ordnung der Natur. Kinder kommen als Unterthanen ihrer Eltern auf die Welt; und jeder große Haufen erwachsner Kinder muß, gern oder ungern, sich von dem regieren lassen, der Gewalt über ihn hat.

Men. Immer besser! Also ist Gewalt die Quelle des Rechts?

Ich. Erkläre dich deutlicher, lieber Menipp, damit wir nicht wieder um Worte streiten.

Men. Ein Straßenräuber, der nach und nach Mittel fände, eine Armee zusammen zu bringen, mit der er das Königreich Persien eroberte, hätte also ein Recht König von Persien zu seyn?

Ich.

*) Ουκ αγαθον πολυκοιρανιη, u. s. w. Ilias II. 204.

Ich. Wenn er die Mittel hat Persien zu erobern, so hat er wohl auch die Mittel, sich für König anerkennen zu machen; und so wird er anerkannt, und niemand, der nicht die Mittel hat ihn vom Throne zu stürzen, wird ihm sein Recht streitig machen.

Men. Und du siehst nicht, daß du Thatsachen mit Recht vermengst?

Ich. Nicht ich, sondern die Menschen haben das von jeher gethan. Alexander, Philipps Sohn, hatte kein anderes Recht an Persien; alle, oder doch gewiß die meisten Monarchien, die jetzt für rechtmäßig anerkannt werden, sind durch Eroberer gestiftet worden, die, wenn sich das Glück nicht für sie erklärt hätte, in einem Kerker oder am Galgen gestorben wären; und bis auf diesen Tag schalten und walten die Könige mit ihren Provinzen als mit ihrem Eigenthum, verhandeln sie, vertauschen sie, oder treten sie durch Friedensschlüsse ab, ohne daß es ihnen einfällt, die Unterthanen zu fragen, ob sie auch Lust haben, sich verkaufen, vertauschen und abtreten zu lassen.

Men. Und du hältst ein solches eigenmächtiges gewaltsames Verfahren für recht?

Ich. Davon ist nicht die Rede; auch kümmert es die Könige wenig, ob ich und du, und Hunderttausend einzelne Menschen unseres gleichens, ihre Handlungen für recht oder unrecht halten. Ein anders wäre es, wenn wir die Leute wären, ihnen unsre Meynung an

der

der Spitze eines überlegenen Kriegsheeres zu sagen: und auch dann würde Der Recht behalten, der das Feld behalten hätte.

Men. seinen Knüttel schwingend. Du siehst die Ueberlegenheit, die mir dieser Knüttel und meine Schultern über dich geben! Ich kann dich also zu meinen Sklaven machen sobald mirs beliebt?

Ich. Ohne Zweifel.

Men. Und mein Knüttel giebt mir das Recht dazu?

Ich. Das Recht? — Wir wollen ehrlich mit einander handeln. Ich fühle mich nicht zum Sklaven aufgelegt, und würde es also schwerlich jemals recht finden, wenn du mich Kraft deines Knüttels zu deinem unterthänigsten und treugehorsamsten Knechte machen wolltest. Aber wenn dein Knüttel ein Talisman wäre womit du etliche Millionen eben so rüstiger und tapfrer Männer als ich bin zu deinen Sklaven machtest: so würde dein Recht an uns von dem ganzen Erdboden eingestanden werden; und wir armen Wichte würden, wenn wir uns dagegen sträuben wollten, so lange geknüttelt, bis man uns den gehörigen Respekt vor dem Rechte des Stärkern eingeplaut hätte. Die Knüttel der Könige sind solche Talismane, und daher haben sie gegen die Schwächern immer Recht.

Men. Lachend. Ha, ha, ha! Ich fange an zu merken, daß du deinen Spaß mit mir treibst. Im Ernste wären wir also einerley Meynung?

Ich.

Ich. Nicht so ganz; und um dich davon zu überzeugen, will ich (wiewohl gegen das laute Zeugniß der Geschichte und Erfahrung) so höflich seyn und zugeben, daß alle Monarchie und überhaupt alle Obrigkeit ursprünglich aus einem förmlichen Vertrag entstanden sey. Nun laß einmal sehen, was du damit gewonnen haben wirst! Ein Vertrag zwischen einem ganzen Volke, das aus einigen hundert tausend Köpfen und doppelt so viel Armen und Fäusten besteht, an Einem, und einem einzelnen Manne als König, am andern Theil, ist ein Vertrag zwischen sehr ungleichen Partheyen, und der König wird sich also fürs erste an einer sehr eingeschränkten Gewalt begnügen lassen müssen?

Men. Desto besser! Natürlicher weise wird man über gewisse Grundgesetze einig werden, zu deren Befolgung sich sowohl der König als das Volk anheischig macht.

Ich. Und um diesen Gesetzen die gehörige Kraft zu geben, und die Uebertretung derselben zu verhüten oder zu bestrafen, ist eine Gewalt nöthig?

Men. Eine gesetzmäßige Gewalt, allerdings.

Ich. Entweder du must annehmen, daß die rohen Völker, die deinen ursprünglichen Vertrag mit ihren Königen schlossen, ganz erstaunliche Meister in der politischen Dynamik und Statik waren, und zu gehöriger Vertheilung und Ausgleichung der Staatskräfte eine unendlich künstliche Verfassung ausfindig machten: oder diese

diese gesetzmäßige Gewalt wird uns in ziemlich kurzer Zeit böse Händel machen. Denn ist diese Gewalt in den Händen des Königs, so kannst du dich darauf verlassen, daß er bald genug Mittel finden wird, durch die Schranken des Vertrags zu brechen und so willkührlich zu regieren als ihm und seinen Ministern, Höflingen, Günstlingen, Weibern, und Kebsweibern belieben wird. Ist sie aber in den Händen des Volkes, wer soll die Unterthanen zu Erfüllung ihrer Vertragspflichten zwingen, wenn sie in vorkommenden Fällen, aus welcher Ursache es sey, keine Lust dazu haben? Was für eine traurige Rolle wird da der König spielen, und was anders kan man von ihm und seinen Nachfolgern erwarten als daß sie nicht eher ruhen werden das Mögliche und Unmögliche zu versuchen, bis sie sich in den Besitz der höchsten Gewalt gesetzt haben? Je widerspenstiger sich die Unterthanen dabey bezeigen werden, desto schlimmer für sie: gegen Ein Beyspiel, wo das Glück den Ausschlag auf die Seite des Volkes gab, sind wenigstens zehn, wo es sich für den König erklärte. Hat dieser einmal die Macht in Händen, so wird der zwischen ihm oder seinen Vorfahren und dem Volke errichtete Vertrag, und wenn er mit goldnen Buchstaben auf eherne Tafeln geschrieben wäre, eben so wenig geachtet werden als ob er gar nicht existirte. Wehe dann dem Volke, das seine dadurch versicherten Rechte gegen willkührliche Anmaßungen und Eingriffe seines Monarchen geltend machen wollte! Jeder Widerstand

wird als Empörung angesehen, und mit Schwerdt und Galgen an den Anführern, mit gänzlicher Unterdrükkung an dem Volke gerächet werden. Was hilft also dein ursprünglicher Vertrag, der aus Mangel einer höhern Gewalt, wodurch beyde contrahierende Theile zu Erfüllung der Bedingungen gezwungen würden, nicht länger gilt als ihn der eine oder andere Theil gelten lassen will?

Men. Er kann seine Verbindlichkeit durch unrechtmäßige Eingriffe eben so wenig verlieren als irgend eine Pflicht, dadurch daß sie übertreten wird, aufhört Pflicht zu seyn.

Ich. Ein herrlicher Trost für die Unterdrückten! Um wie viel wird ihr Zustand etwa durch den Gedanken daß sie Unrecht leiden gebessert? Aber selbst dieses armseligen Trostes hätten sie sich durch die Vorwürfe beraubt, die sie sich selbst über den Unverstand machen müßten, ihre Rechte und Freyheiten auf einen so schwachen Grund als Worte oder geschriebene Buchstaben sind, gebaut zu haben. Wie konnten sie jemals erwarten, daß ein Vertrag, der einem herschsüchtigen und eigenmächtigen Monarchen papierne Schrancken entgegen setzt, ihre Rechte gegen seine Gewalt sicher stellen würde? Nichts als die eiserne Nothwendigkeit setzt Schranken, die auch der mächtigste Tyrann respectiren muß. Sie ist das erste und gröste Naturgesetz, und das einzige das nie übertreten wird, weil es nicht übertreten

ten werden kann. Der erste König war der Anführer eines Volkes, das sich ihm unterwarf, weil es ein natürliches Vorrecht an ihm erkannte, und eines Anführers bedürftig war. Die Menschen fühlen sich frey, so bald sie durch keinen äussern Zwang, sondern die Ueberzeugung, daß ihr eigenes Bestes eine gewisse Art zu handeln nothwendig mache, in ihrem Thun und Lassen bestimmt werde. In so fern kann man also sagen daß die ersten Völker sich ihre ersten Anführer freywillig gaben. Einen förmlichen Vertrag mit diesen Anführern zu schließen konnte ihnen um so weniger einfallen, da sie nichts von einem Oberhaupt fürchteten, das ihnen immer mit seinem Leben für seine Aufführung bürgete. Der erste König war ganz gewiß gut, und maßte sich nicht mehr Gewalt an, als ihm seine Untergebenen zugestunden: aber der erste entscheidende Sieg den er über ein feindliches Volk erhielt, verschaffte ihm Unterthanen die es nicht freywillig waren, und legte den Grund zu künftiger Unterdrückung der freywilligen. Der Eroberer wurde nach und nach, schneller oder langsamer, ein großer Monarch, der an der Spitze eines besoldeten Kriegsheeres von dem größern friedlichen Theil seiner Unterthanen nichts mehr zu befürchten hatte, und von diesem Augenblik an sich Alles erlaubt hielt. Sein Recht war das Recht des Stärkern, d. i. ein Uebergewicht, das von den Schwächern stillschweigend und duldend so lange für rechtmäßig anerkannt wird, als es erträglich ist, oder als der Gedanke an Wider-

stand ihnen eben so wenig einfallen kann, als der Gedanke mit dem Kopfe vorwärts durch eine drey Ellen dicke Mauer zu rennen. In lange schon bestehenden polizierten Staaten, — wo der Druck der obersten Gewalt durch ein so künstliches Räderwerk vertheilt ist, daß er von den meisten nur auf eine sehr dumpfe Art gefühlt wird, — wo die Gewohnheit dieses Gefühl endlich so mechanisch gemacht hat, daß der gröste Haufe die ihm aufgelegten Lasten eben so gedankenlos wie jedes andere Lastthier die seinige trägt, — wo zu allen physischen Ursachen des leidenden Gehorsams noch so viele moralische hinzukommen, und besonders die Religion mit ihrer ganzen Stärke zu Gunsten des Monarchen würkt, und die Priester, so lange er sich nicht gelüsten läßt ihre wohl oder übel hergebrachten Rechte anzutasten, seine furchtbarste Leibwache sind — in solchen Staaten wird der Tyrannische Uebermuth auf der einen, und die sclavische Unterwürfigkeit auf der andern Seite oft bis zum Unbegreiflichen getrieben. Indessen ereignet sich doch auch hier zuweilen der Fall, daß der allzustraff gespannte Bogen auch einmal bricht, daß ein aufs äusserste getriebenes Volk in der Wuth der Verzweiflung seine eigene lange verkannte Stärke zu fühlen anfängt, und, wofern günstige Umstände ihm das Uebergewicht geben, nun auch an seinem Theile das Recht des Stärkern gegen seinen Unterdrücker geltend macht. —

Men. Ungefehr wie ein Tyger der seine Kette zerbrochen, oder ein Mastochs, der sich vom Stricke, woran er zur Schlachtbank geführt wird, loßgerissen hätte?

Ich. Die Geschichte der Monarchen und Völker, so weit ich sie kenne, giebt mir kein anderes Resultat als dieses: der Stärkere herrscht, und der Schwächere gehorcht so lange bis er selbst der Stärkere wird.

Men. Ich gestehe dir, daß ich mich nicht an eine Theorie gewöhnen kann, worin die Menschen mit den Ochsen und Eseln in Eine Reyhe gestellt werden.

Ich Ist es meine Schuld? — Aber da sehe ich einen stattlichen feinen Mann, mit einer ofnen Mine und einnehmenden Gesichtsbildung hinter dem Gebüsche hervorkommen. Du kennst ihn vermuthlich. Willst du daß wir ihn zum Schiedsrichter unsers Streites herrufen?

Men. Es ist Xenophon, der Lieblingsschüler des weisen Sokrates. Ich bin es zufrieden, wenn er Lust hat, das Richteramt anzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.
Briefe
über die Kantische Philosophie.

Siebenter Brief.

Skizze einer Geschichte des phychologischen Vernunftbegriffes der einfachen denkenden Substanz.

Daß die Unterscheidung zwischen Seele und Körper unter die frühesten Fortschritte des menschlichen Geistes auf dem Wege seiner Entwiklung gehöre, muß Ihnen, mein Lieber, bey ihrer genauen Bekanntschaft mit den Ueberbleibseln aus den ältesten Zeiten der morgenländischen und griechischen Philosophie vorlängst aufgefallen seyn; würde sich aber, wenn auch alle diese Urkunden verlohren gegangen wären, schon aus der blossen näheren Betrachtung der Natur unsres Erkenntnißvermögens ergeben müssen. Gleich mit der ersten Morgendämerung der Vernunft mußte sich das denkende Ich, den Gesetzen des Bewußtseyns gemäß, von jeder seiner gedachten Vorstellungen, und folglich auch schon darum vom Körper, in so ferne dieser unter jenen Vorstellungen vorkam, unterscheiden. Eben so machten die Gesetze der Sinnlichkeit die wesentliche Unterscheidung zwischen den Gegenständen des inneren und des äusseren Sinnes, das heißt zwischen den Vorstellungen in

uns, und den Dingen ausser uns nothwendig. In so ferne nun alle Vorstellungen in uns dem Ich als ihren Subjekte anhängen, der Körper aber in die Reihe der Dinge ausser uns gehört, mußte der beym Bewußtseyn gedachte Unterschied zwischen dem Ich und dem Körper, einerseits an den Vorstellungen die durch den inneren Sinn, andererseits aber an dem Körper, der durch den äussern Sinn dargestellt wurde, auch sogar in der Anschauung gegeben seyn.

Man war daher sehr bald darüber einig, daß das Ich und der Körper zwey sehr verschiedene Dinge seyn müßten; aber man wurde fast eben so bald über die Frage uneinig, worin der Unterschied zwischen diesen beyden Dingen bestände. Das eine war eine nothwendige Folge der eben angeführten Einrichtung unsres Erkenntnißvermögens, nach welcher jene Unterscheidung auch ohne Erkenntniß ihres Grundes erfolgen mußte; das andere hingegen war eine nicht weniger nothwendige Folge der Unbekanntschaft mit jener Einrichtung, und der dabey unvermeidlichen Misverständnisse über den Grund der besagten Unterscheidung, zu welcher man sich ohne zu wissen wodurch gedrungen fühlte. Der einzige Umstand, daß man schon von den ältesten Zeiten her über die Wirklichkeit des Unterschiedes zwischen Seele und Körper einig, aber bis auf die Unsrigen herab über die Möglichkeit dieses Unterschiedes entzweyt war, würde Beweises genug seyn, daß der menschliche Geist

diesen Unterschied, ohne eigentlich zu wissen warum, behauptet, und daß folglich der Grund dieser Behauptung nicht in seinen wirklichen Einsichten, sondern in den ihm unbekannten Gesetzen seines Erkenntnißvermögens gelegen habe. Indessen hat sich dieser Grund bey der Zergliederung, welche die Critik der reinen Vernunft mit dem Erkenntnißvermögen vorgenommen hat, wirklich vorgefunden; und es ist apodiktisch erwiesen, daß es kein anderer war, ist, und seyn wird, als die Regel, welche die Vernunft den Gesetzen der inneren und äusseren Anschauung gemäß, für den Begrif der Seele vorschreibt, und welche in folgender Formel enthalten ist: **Das Subjekt der Prädikate des inneren Sinnes kann unmöglich durch Prädikate des äusseren Sinnes gedacht werden.** Sie werden l. F. ohne meine Erinnerung an dieser Formel den psychologischen Vernunftbegrif der **einfachen** denkenden Substanz erkennen, der, in so ferne er unsern bisherigen Metaphysikern für **Vernunfteinsicht** galt, den Zankapfel zwischen den Materialisten und Spiritualisten abgegeben, und den Unterschied zwischen Seele und Körper so vielen Streitigkeiten ausgesetzt hat; — in so fern er hingegen als unerkannte **Vernunftregel** in der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens gegründet war, die allgemeine und unüberwindliche Ueberzeugung von einem Unterschiede zwischen Seele und Körper bewirkte, der sich nicht demonstriren, das heißt, von dem sich kein objektiver Grund angeben ließ. — Sie

sehen

sehen auch, warum ich die Geschichte des Psychologischen Vernunftbegriffes mit der frühzeitigen Epoke beginne, welche von der Unterscheidung zwischen Seele und Körper in der Geschichte des Menschlichen Geistes eingenommen wird.

Der psychologische Vernunftbegrif lag sehr lange unentwickelt unter den Grundbestimmungen des menschlichen Erkenntnißvermögens, seine einzelnen Bestandtheile kamen nur allmählig und sehr langsam zum Vorscheine, und erhielten nur nach langen Zwischenräumen ihre Vollständigkeit. Von dem Zeitpunkte der ersten unzweydeutigen Spuren der Unterscheidung zwischen Seele und Körper, die in der Geschichte vorkommen, vergiengen Jahrtausende, bevor der Begrif der Substanzialität, und noch fast zwey tausend Jahre darüber, bevor der Begrif der Einfachheit aus dem Chaos schwankender und unbestimter Vorstellungen in ihrer Reinheit und Vollständigkeit hervortraten; und erst seit sechs Jahren besitzen wir das Werk, welches durch die Zergliederung des Erkenntnißvermögens den Begrif des Denkens erschöpft, und vermittelst desselben die Bedeutung und den Gebrauch der Begriffe der Substanz und des Einfachen vollends bestimmt hat. Wenn man also diese Begriffe für Vernunfteinsichten annimmt, so sind sie weder so alt, noch so allgemein verbreitet, noch so einleuchtend, als die Unterscheidung zwischen Seele und Körper, die man durch sie demonstriren will, und

zu welcher sie geführt haben sollen. Als Vernunftregeln hingegen waren sie immer unter den vielen andern unerkanten Gesetzen unsres Erkenntnißvermögens enthalten, und konnten daher so wenig als diese ohne Erfolg seyn. Ungefähr wie die Lichtstralen den Körpern die Farben gaben, auch bevor sie Newton bey dieser wohlthätigen Wirkung ausgespäht hat: so haben die Gesetze unsres Erkenntnißvermögens, die der psychologische Vernunftbegrif ausdrückt, die Unterscheidung zwischen Seele und Körper verursacht, bevor sie Kant in dieser Eigenschaft entdeckt hat. Und wie man vor Newton das Licht mißverstanden hat, indem man dessen Farben immer den Körpern zueignete, und ihm weiter nichts als die Beleuchtung derselben eingestand: so verkannte man vor Kant die Vernunft in ihrem psychologischen Begriffe, indem man ihre subjektiven Regeln, nach welchen und aus welchen sie allein diesen Begrif hervorbrachte, auf ein Ding an sich selbst übertrug, und ihr nichts weiter einräumte, als das Vermögen jene Regeln, die doch ganz ihr eigenes Werk sind, von dem Dinge an sich selbst, als Gesetze desselben, kennen zu lernen.

Wäre die Unterscheidung zwischen Seele und Körper nicht anders zu erhalten gewesen, als durch Erkenntniß desjenigen was Seele und Körper ausser unsrer Verstellungsart an sich selbst sind: so hätte sie sich erst mit dem Zeitalter der Metaphysik einfinden, und den allmäligen Fortschritt, so wie überhaupt alle

Schick-

Schicksale, mit dieser Wissenschaft theilen müssen; so wäre sie auf die Metaphysiker allein eingeschränkt, und so gar auch unter denselben, so wie es ihr angeblicher Erkenntnißgrund wirklich war, der Gegenstand endloser Streitigkeiten gewesen. Allein als subjektives Gesetz unsres Erkenntnißvermögens mußte sie gleich unter den ersten Aeusserungen des eigentlichen Vernunftgebrauches vorkommen; daher ihr historisches Alterthum; — mußte sie allen menschlichen Individuen mehr oder weniger einleuchten; daher ihre Popularität und allgemeine Verbreitung — konnten sich weder gründliche noch scheinbare Einwendungen gegen sie hervorthun, und diejenigen, welche nachmals aus dem Misverstande ihres Ursprunges erfolgen mußten, nie über die Grenzen der Schule hinauswirken; daher die uralte und fortwährende Uebereinstimmung, welche ihr unter den Entscheidungen des allgemeinen Menschenverstandes einen unverlierbaren Rang anweiset. Als ein Naturproduct des menschlichen Geistes hatte sie also alle diejenigen Eigenschaften, die sie haben mußte, um die Schutzwehre der religiösen Grundwahrheit vom zukünftigen Leben abgeben zu können; Alterthum, Popularität, allgemeine Verbreitung, und Unwiderlegbarkeit; Eigenschaften die selbst der stolzeste Metaphysiker von ihr zu behaupten Bedenken tragen würde, in so fern sie von der Schule zu einem Produkte vorgeblicher Wissenschaft umgeschaffen, und als Grundfeste der religiösen Ueberzeugung gemisbrauchet worden ist. — Unerkannt

kannt und unentwickelt leistete der psychologische Vernunftbegriff, in der Bedeutung die er von der Kritik der Vernunft erhält, der Religion den einzigen Dienst, den er ihr erweisen konnte, den sie von ihm nöthig hatte, und den er ihr in der mehr versprechenden Bedeutung, die ihm die Metaphysik gegeben hat, nimmermehr leisten konnte: Er bewirkte nämlich die eben so einleuchtende als unerklärbare Unterscheidung, die sich der Verwechslung und Vermengung der Seele und des Körpers so unüberwindlich entgegensetzt, daß auch die scheinbarsten und scharfsinnigsten Trugschlüsse nichts dagegen ausrichten können; und er verhinderte dadurch, daß die auf das moralische Bedürfniß gegründete Erwartung des zukünftigen Lebens, durch den Tod und die Auflösung des Körpers keineswegs widerlegt werden konnte.

Eine vollständige Aufzählung und Erörterung der mannigfaltigen Formen, worunter sich der menschliche Geist in seiner Kindheit und früheren Jugend den Unterschied zwischen Seele und Körper versinnlichte, und wovon wir unter den Materialien zur ältesten Geschichte der Philosophie leider nur sehr wenige und unzuverläßige Proben aufzuweisen haben, gehört nicht zur Absicht meiner gegenwärtigen Skizze. Diejenigen, von denen hier die Rede seyn wird, kommen zwar auch unter jenen historischen Ueberbleibseln vor, erhalten aber zugleich aus der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens die vollkommenste Bestättigung.

Die

Die Phantasie, welche ohnehin, während der langwierigen Minderjährigkeit der Philosophie, in dem Gebiete derselben die erste Rolle zu spielen hatte, war bey der Bestimmung des Unterschiedes zwischen Seele und Körper, vielleicht mehr als bey irgend einem anderen Gegenstande, sich selbst überlassen. Die innere Anschauung liefert nichts Beharrliches im Raume, und folglich kein Bild, worunter die Seele im Gegensatze mit dem Körper vorgestellt werden könnte. Und doch war ein solches Bild, bey fortgesetzter Aufmerksamkeit auf den Unterschied zwischen Seele und Körper, eben so unentbehrlich als unvermeidlich. Es mußte dasselbe also von der Phantasie erzeugt werden, während das Bild des Körpers in der äusseren Anschauung gegeben war. Nach dieser Voraussetzung scheint mir die hypostasierte Vorstellung des Lebens, — mit Zügen ausgemahlt, welche sich der Phantasie an dem so auffallenden Unterschiede, zwischen einem belebten und entseelten Körper häufig darbieten mußten — das älteste und allgemeinste Bild abgegeben zu haben, worunter sich der Begrif der Seele der jugendlichen Einbildungskraft des menschlichen Geistes dargestellt hat. Der Anblik eines Leichnams mußte über den undeutlich gedachten Unterschied zwischen Seele und Körper ein plötzliches und blendendes Licht verbreiten. Was dieser Anblick von dem ehemaligen Menschen gewahr werden ließ, war der Körper; was er vermissen ließ, so stark vermissen ließ, war das Leben das von ihm gewichen war — die Seele.

Bey jedem Fortschritte der Vernunft, die sich in gleichem Verhältnisse mit der Kultur und Muße des gesellschaftlichen Lebens entwikelte, wurde die Phantasie genöthiget, an dem erwähnten Bilde etwas zu verändern, widersprechende Züge hinwegzustreichen, und fehlende hinzuzusetzen. Es geschah lediglich zur Befriedigung der Vernunft, welche für das hypostasierte Leben ein bestimmtes Subjekt verlangte, daß die Phantasie unter ihren reichen Vorrathe nach einem Bilde suchte, welches allenfalls das Substratum der Lebendigen Kräfte des Menschen vorstellen könnte. So viel mußte sie den Forderungen der Vernunft einräumen, daß dieses Substratum unsichtbar seyn müßte, weil es von dem Leibe verschieden seyn sollte; aber so weit hatte selbst die Vernunft ihre Forderungen noch nicht getrieben, daß es ausserhalb der gesamten Sinnenwelt hergeholt werden müsse. Die Phantasie suchte und fand also an dem einzigen damals bekannten unsichtbaren Körper — der Luft — das verlangte Bild; und so wurde das Subjekt des Lebens (anima) zum unsichtbaren nur durch seine Wirkungen erscheinenden Körper, zur Luftartigen Substanz. (spiritus) Wer kann unter diesem, obgleich rohen, Schema der Einbildungskraft den psychologischen Vernunftbegrif der einfachen Substanz verkennen, wovon die Einfachheit des Subjekts der innern Anschauung durch Unsichtbarkeit, die Substanzialität desselben aber durch eine wahrgenommene unsichtbare Realität (die Luft) ausgedruckt ist.

Ich

Ich übergehe hier die verschiedenen Modifikationen, die dieses Schema nachmals in den verschiedenen philosophischen Schulen angenommen hat. So wie die Weltseele auf welche man (es gehört nicht hieher, wie?) sehr frühzeitig und ziemlich allgemein gerathen war, und die man bald mit der Gottheit vereinzelte, bald von derselben unterschied, so war auch die menschliche Seele bald göttlicher bald ungöttlicher Natur, in beyden Fällen aber bald Luftartig, bald ätherisch, bald reines Elementarfeuer, bald eine Mischung aus Feuer und Aether u. s. w. Das Schema des unsichtbaren Körpers erhielt sich unter allen diesen verschiedenen Hypothesen, und trotzte, selbst den erhabensten Spekulationen eines Plato, so wie und dem Scharfsinne eines Aristoteles und aller ihrer Nachfolger unter dem Griechen und Römern. Der grosse Stifter der Metaphysik rang gegen dasselbe mit der ganzen Schärfe seines durchdringenden Blutes; er erklärte die Seele für eine einfache Substanz (ἁπλῦν 'ὐσίαν) für ein unkörperliches Ding (ἀσώματον τι;) allein bey allem dem konnte er sich nicht entbrechen, sie gleichwohl für etwas Materielles, für eine Masse, (ὄγκος) für einen unsichtbaren Körper zu erkennen. Selbst in der merkwürdigen Stelle *) wo er der menschlichen Seele ihres Verstandes wegen eine göttliche Natur beylegt, und daraus die Folge zieht, der Mensch müsse sich über bloß menschliche Gesinnungen (ἀνθρώπινα φρονεῖν) erheben, weil

*) De moribus Lib. 10. C. 7.

weil sein besserer Theil, seine Seele, weit über die übrigen Theile seiner Natur erhaben wäre, entfahren ihm folgende merkwürdige Worte, die mir seine Meynung von der Einfachheit dieses besseren Theiles sehr bestimt zu charakterisiren scheinen: „wenn er gleich der Masse nach klein wäre (ἐι γαρ και τῷ ὄγκῳ μικρον ἐϛι) Und wenn Cicero *) in der Folge von der Natur der Seele mit Ausdrücken spricht, die so klingen als ob sie aus den Schriften des Descartes selbst der Seinigen eingeschaltet worden wären: (naturæ individuæ et incorporeæ, omnis concretionis et materiæ expers) so wirft er darum nicht weniger unmittelbar darauf die Frage auf: ob wohl die Seele Feuer, Luft, oder Wasser, oder, wie Empedokles dafür gehalten hätte, eine Mischung aus den feinsten Theilen der vier Elemente seyn möge? —

Nichts destoweniger hatte das besagte sinnliche Schema, bevor man es zum Substratum geistiger Kräfte oder eigentlicher zur reinen Intelligenz erhoben hatte, und gerade in jenen Zeiten, wo man es noch am allerwenigsten entkörpert hatte, durchaus keinen Einfluß, wenigstens keinen nachtheiligen auf den Glauben an ein zukünftiges Leben. Da die Erfahrungen von Tod und Zerstörung nicht weiter reichten als auf den sichtbaren, und, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, leiblichen Körper: so blieb der unsichtbare Seelen:

*) Acad. Quæst. Lib. IV. c. 39.

lenkörper von ihrem fürchterlichen Zeugnisse unangefochten. Seine Unsichtbarkeit schützte ihn in den Augen des unmetaphysischen Sohnes der Natur weit nachdrücklicher gegen die Pfeile des Todes, als ihn die Einfachheit, wodurch ihn in der Folge die Schulen nicht nur jenen Pfeilen entzogen, sondern sogar ausser dem Gesichtskreis alles Begreiflichen entrückt haben, in den Augen der philosophischen Welt nie schützen konnte. Gab gleich seine Natur, so wie sie vor und ausser den Schulen gedacht wurde, keinen Beweis für sein fortgesetztes Daseyn nach dem Tode ab: so begünstigte sie doch wenigstens diejenige Erwartung davon, die man, durch Gründe von anderer Art überredet, gefasset hatte. Die Schatten, welche bey dem Pöbel unter den Griechen und Römern die Seelen der Verstorbenen vorstellten, waren nicht nur bloß durch ein Wunder sichtbar, sondern auch selbst an dem Orte ihrer Bestrafung durch keine Macht der Götter zerstörbar; so wenig als das ausgedehnte Behältniß oder Substratum der Geistigkeit, welches die eifrigsten Vertheidiger der Unsterblichkeit unter den Griechischen und Römischen Philosophen auch schon darum anzunehmen genöthiget waren, weil sie sich kein wirklich existierendes Ding ohne Beharrlichkeit im Raume und folglich ohne Ausdehnung denken konnten.

So blieb es mit den zweyen bisher erwähnten Bestandtheilen des Psychologischen Vernunftbegriffes, näm-

lich, der Einfachheit und der Subſtanzialität, bis der Dritte, der natürlichen Ordnung nach der erſte und vornehmſte, dem ich aber mit gutem Vorbedacht dieſe Stelle aufbehalten habe, auf dem Wege ſeiner Entwiklung weit genug verrücket war, um die Schulen über die Natur des Erkenntnißvermögens in zwey Hauptpartheyen zu trennen.

Es iſt dieſer der Begrif der Denkkraft, der allmählig aus der verworrenen Vorſtellung des hypoſtaſierten Lebens zum Vorſchein kam, und je nachdem er von der feinen Grenzlinie, welche den Verſtand und die Sinnlichkeit trennt und verbindet, rechts oder links abgewichen, entweder zur reinen platoniſchen Intelligenz hinaufgeläutert worden, oder zur epikuriſchen Modification des empfindenden Atoms herabgeſunken war.

Da die Erörterung der Art und Weiſe, wie der menſchliche Geiſt auf die Unterſcheidung zwiſchen Denken und Empfinden gelangte, eben nicht weſentlich mit meinem gegenwärtigen Entzwecke zuſammen hängt, ſo behalte ich mir dieſelbe für eine nahe dringendere Veranlaſſung vor, und begnüge mich hier anzumerken, daß man auch bey dieſer Unterſcheidung, die in der Geſchichte des pſychologiſchen Vernunftbegrifs eine der wichtigſten Epoken ausmacht, eben ſo frühzeitig über den Unterſchied an ſich ſelbſt einig als über die Erklärung deſſelben uneinig wurde. Bis auf die Erſcheinung der Critik der Vernunft, durch welche zuerſt die

Sinn=

Sinnlichkeit als Receptivität unsres Erkänntnißvermögens von der Receptivität der sinnlichen Werkzeuge mit völliger Bestimmtheit unterschieden, die erstere für einen wesentlichen Theil unsres Erkenntnißvermögens, der vor aller Empfindung, und vor aller Receptivität der Organe (die selbst nur durch Empfindung wahrgenommen wird) im Gemüthe vorhanden ist, erklärt, und ihre wesentliche Zusammenwirkung mit dem Verstande bey aller wirklichen Erkenntniß gezeigt worden ist — war das eigentliche Verhältniß der Sinnlichkeit zum Verstande ein tiefes Geheimniß geblieben. Wir dürfen uns daher um so viel weniger wundern, daß man in den früheren Zeiten der Philosophie die Empfindung bald zur Eigenschaft des Körpers, bald zur Eigenschaft einer besonderen mit dem Körper näher verwandten Seele gemacht hat. Je mehr und je länger man sich mit der Spekulation beschäftigte, desto mehr muste der Unterschied zwischen den abstrakten Begriffen und den Sensationen sichtbar werden, auf dessen Erklärung der Umstand. daß bey den letztern zugleich der Körper, bey den erstern aber die Seele allein beschäftiget erscheint, von großem Einflusse seyn mußte. Die fast gänzliche Vernachläßigungen der empirischen Psychologie, und die alte Erbsünde der spekulativen Philosophen, daß sie mit ihren Erklärungen der Erfahrung und Beobachtung zuvoreilen, waren die Ursache, daß selbst in den schönsten Zeiten der Griechischen Philosophie für die Theorie des Denkens und Empfindens

 bey=

beynahe gar nichts vom Belange zu Stande kam, und daß entweder um den Unterschied zwischen Verstand und Sinnlichkeit zu erklären zwey verschiedene Seelen, eine denkende und eine empfindende, angenommen, oder um die Einheit der Seele zu retten, jener Unterschied durch eben dieselben Hypothesen aufgehoben werden mußte, die man zu seiner Erklärung ersonnen hatte.

Schon der Umstand, daß man der empfindenden Seele alle Erkenntniß der Wahrheit (sogar ihrer eigenen Vorstellungen) absprechen mußte, um die denkende Seele damit auszustatten, hatte der erstern die Benenunng der Unvernünftigen zugezogen. Die uralte und von jeher schief aufgefaßte Lehre von der Relativität der sinnlichen Eigenschaften der Aussendinge, bestättigte in der Folge jene Benenung in einer noch weit schlimmeren Bedeutung. Durch gemeine Erfahrungen über die Verschiedenheiten des Geschmacks, Geruchs, Gefühls u. s. w. bey verschiedenen Menschen, oder auch bey einem und ebendenselben zu verschiednen Zeiten, mußte schon sehr frühzeitig bey denkenden Köpfen die sehr richtige Bemerkung veranlasset werden: daß unsre Vorstellungen der sinnlichen Eigenschaften eben so wohl von der Beschaffenheit unsrer sinnlichen Werkzeuge, als von den Wirkungen der Dinge ausser uns abhiengen. Mit einem Sprunge, den selbst die behutsamere Vernunft der neueren Philosophen *) so oft

*) Erst neuerlich Weishaupt in seiner merkwürdigen Schrift, über Materialismus und Idealismus.

oft gewagt hat, befand man sich von dieser Bemerkung zu dem mehr oder weniger deutlich gedachten Satze hinüber gebracht: daß alle sinnlichen Eigenschaften blosse Verhältnisse der Dinge zu unsrer Organisation (nicht zu unserm Anschauungsvermögen überhaupt) wären. Schon die Eleatiker behaupteten, daß die wirklichen Dinge schlechterdings das nicht seyn könnten was sie erscheinen, und daß folglich die Urtheile der Vernunft, in so fern sie sich auf das Zeugniß der Sinne gründeten, nothwendig falsch seyn müßten. Ueberhaupt hat man vor der berühmten Unterscheidung, die Loke zwischen den *qualitatibus primariis* und *secundariis* festgesetzt *) hat, die Veränderlichkeit, und mit derselben, die Trüglichkeit des Zeugnisses der Sinne viel zu weit ausgedehnt, und auch nach jener Unterscheidung nur in sehr unbestimten Schranken eingeschlossen, bevor die Critik der Vernunft den bereits erwähnten Unterschied zwischen der Receptivität der sinnlichen Organe, die selbst nur wahrgenomene Vorstellung ist, und der Receptivität der Sinnlichkeit überhaupt, die alle Vorstellungen erst möglich macht, genauer angegeben hat. Denn nur nach der Voraussetzung dieses Unterschieds ergiebt es sich einleuchtend genug, als zwar die subjek-

*) Den aber Descartes in den Principiis Philosophiæ P. IV. §. 198. schon sehr deutlich bemerkt hat, wo er zeigt: Nihil à nobis in objectis externis *sensu* deprehendi præter ipsorum *figuram*, *magnitudinem*, et *motum*.

tive Beschaffenheit der Organe, aber keineswegs die Sinnlichkeit (das Anschauungsvermögen überhaupt) Veränderungen unterworfen ist; daß die sinnlichen Eigenschaften der Dinge ausser uns, in so ferne sie sich blos auf die erstere beziehen (qualitates secundariæ) veränderlicher Schein genannt werden können; in so fern sie sich aber auf die Gesetze der Letztern gründen, unveränderliche Erscheinungen sind, und folglich eben dieselbe Wahrheit und Zuverläßigkeit mit sich führen, die man bisher an den Dingen an sich selbst mit Recht vorausgesetzt, aber vergeblich gesucht hat.

Ich kehre zu meinem Gegenstande zurück. — Eine sehr natürliche Folge jener misverstandnen Lehre von der Trüglichkeit der sinnlichen Erkenntniß war, daß die Philosophen, die sich zu dieser Lehre bekannten, ohne gleichwohl (wie in der Folge Pyrrho und Arcesilas) die völlige skeptische ἀκαταληψιαν anzunehmen, die Sinnlichkeit nicht nur von dem Erkenntnißvermögen der vernünftigen Seele ausschlossen, sondern sie demselben geradezu entgegensetzten, das heißt, nicht nur zwey verschiedene, sondern sogar zwey entgegengesetzte Seelen behaupteten, und die zuverläßigen Ideen der vernünftigen Seelen, um sie des verdächtigen Ursprunges aus der täuschenden Sinnlichkeit zu überheben, für angebohren erklärten. Plato's angebohrne Begriffe, die man von den Verstandesbegriffen und reinen Anschauungen der Critik der Vernunft, welche sich als Bedingungen

ungen der Erkenntniß auf Erfahrung beziehen, wohl unterscheiden muß, waren Vorstellungen von Dingen an sich selbst, die der große Mann von dem Verstande nicht blos denken, sondern auch anschauen ließ, und die er aus einem vormaligen überirdischen Leben der Seele herleitete. Alle Erkenntniß der Wahrheit in dem gegenwärtigen Leben war ihm daher blosse Erinnerung aus dem vorigen; so wie jeder Irrthum des Verstandes eine Folge der Vereinigung der denkenden Seele mit der empfindenden und dem Körper, den er für den Kerker, so wie diese für eine natürliche Gegnerinn von jener, ansah.

Da sich Aristoteles von den Meynungen seines Lehres über die Trüglichkeit der sinnlichen Erkenntniß und den Ursprung der Begriffe so sehr entfernte: so ist seine Unterscheidung zwischen der vernünftigen und empfindenden Seele, die er für zwey ganz verschiedene Wesen von ganz verschiedener Abkunft hielt, nur um so mehr auffallend. Ungeachtet seine Erklärung des Erkenntnisvermögens unter allen übrigen seiner Vorgänger und Zeitgenossen der Wahrheit am nächsten kömmt, ungeachtet er nicht nur, wie schon Plato gethan hatte, der vernünftigen Seele das Vermögen über die Aehnlichkeit und Verschiedenheit sinnlicher Vorstellungen (κοινη αισθησις) zu urtheilen zuerkennt, sondern ihr sogar Vorstellung sinnlicher Gegenstände, und gewissermassen Empfindung einräumt, indem er den Verstand in den leidens

leidenden und wirkenden unterschied (νυς παθητικος, und ποιητικος) und jenen für ein besonderes Vermögen, die sinnlichen Bilder aufzufassen erklärt: so wurde doch die Erzeugung dieser Bilder selbst, in so ferne sie, ausser der Wirkung der äusseren Gegenstände, und der sinnlichen Werkzeuge, die selbst unter jene Gegenstände gehören, eine Vorstellungskraft voraussetzt, von ihm so gut wie vom Plato auf die Rechnung einer besondern, sinnlichen und unvernünftigen Seele gesetzt, die er für Theile einer besondern animalischen Kraft hielt, welche, seiner Meynung nach durch die ganze Welt verbreitet, das Prinzipium des Lebens und Empfindens in allen Lebendigen Geschöpfen war. Seine vernünftige Seele hingegen war aus einer von den vier Elementen der Körper und jener animalischen Kraft ganz verschiedener, feurigen oder ätherischen Natur hergenommen; und kam von aussen zu ihrer Bestrafung in den Körper, von dem sie auch mit Zurücklassung der empfindenden Seele und selbst des leidenden Verstandes getrennt wurde, um ihr Leben in einem anderem Zustande fortzusetzen.

Man konnte schlechterdings nicht begreifen, wie der Verstand und die Sinnlichkeit wesentlich verschieden, und gleichwohl wesentliche Theile eines und eben desselben Erkenntnißvermögens seyn sollten. Der leidende oder empfindende, Verstand des Aristoteles sollte die Einheit des Erkenntnisvermögens, und die zwey verschiedene Seelen sollten den Unterschied zwischen

Den:

Denken und Empfinden erklären, der in allen übrigen philosophischen Schulen, welche das Auskunftsmittel der zwey Seelen nicht angenommen haben, verlohren gieng. Epikur, vermuthlich durch die sehr richtige Bemerkung, daß der Verstand zu seiner Entwiklung der sinnlichen Erfahrung bedürfe und daß die abstrakten Vorstellungen von den sinnlichen abgezogen wären, verleitet, führte alle Kräfte der Seele, Verstand und Vernunft, auf Empfindung zurück, und machte die sinnliche Evidenz (εναργεια) zur Quelle aller Ueberzeugung und Gewisheit *). Zeno hingegen, oder eigentlicher die Stoische Schule, scheint die sinnliche Anschauung von aller besonderen Mitwirkung mit dem Verstande bey der Erkenntniß der Wahrheit ausgeschlossen, oder vielmehr ganz auf den Verstand zurück geführt zu haben, indem er die Wirkungen der Sinnlichkeit, die Regungen des Begehrungsvermögens, die Affekten und Leidenschaften, von den Urtheilen des Verstandes ableitete, und alles durch den Verstand allein erkennen oder verkennen ließ. Beyde Schulen, die Stoische sowohl als die Epikurische, erkannten also keinen Unterschied zwischen vernünftigen und empfindenden Seelen;

 aber

*) Auch die προληψεις des Epikur gehörten so gut als die καταληψεις desselben der Sinnlichkeit an; sie waren **Vorstellungen abwesender Gegenstände**, aus vormaligen sinnlichen Eindrücken geschöpft, und das Criterium ihrer Wahrheit war ihre Uebereinstimmung mit neuen sinnlichen Eindrücken.

aber die ihnen gemeinschaftliche Verwechslung der wesentlich verschiedenen Erkenntnißarten hatte nicht nur die schlimme Folge, daß die Moralität im stoischen Systeme zu einem blossen unerreichbaren Ideale der Vernunft, und im Epikurischen zu einem wohlberechneten Systeme des Eigennutzes und der feineren Sinnlichkeit wurde: sondern auch daß die Lehre von der Unsterblichkeit in beyden verlohren gieng. Nichts dauerte in dem einen Systeme ewig als die Atomen und das Leere, und in dem anderen der Urstoff der Materie und die Substanz der Gottheit; in beyden entstand und vergieng die Seele mit dem Körper; ein Schicksal womit sie die Rettung eines Theils ihres Erkenntnißvermögens viel zu theuer erkaufte.

Die Stoiker sowohl als die Epikuräer hatten die Sinnlichkeit zur Quelle aller Begriffe erhoben. Sie glaubten, wie die heutigen Nachfolger des grossen Locks, zeigen zu können, wie aus mehreren homogenen sinnlichen Eindrücken Erfahrungswahrheiten, aus Erfahrungswahrheiten allgemeine Begriffe und Grundsätze, und aus diesen allen zusammengenommen Vernunft entstehe. Was war nun natürlicher als ihre Meynung, daß mit den sinnlichen Werkzeugen aufhören müsse, was mit und durch den Gebrauch der sinnlichen Werkzeuge entstanden war? Sie hätten die Unentbehrlichkeit der letztern bey der Empfindung läugnen müssen, um ihren empfindenden Verstand oder ihre

ver-

verständige Empfindung die Zerstörung jener Werkzeuge überleben zu lassen. Aristoteles hingegen, der zwar auch seine vernünftige Seele alle, selbst ihre eigentlichsten, Begriffe den Sinnen verdanken ließ, half sich mit der animalischen Seele heraus, die er durch die Empfindung in unmittelbare Gemeinschaft mit den Sinnen versetzte, und das Schicksal derselben im Tode theilen ließ.

Ungeachtet nun alle benannten Philosophischen Schulen darüber untereinander einig waren, daß die Seele ein von dem Leibe verschiedener Stoff von feinerer Art wäre; so hatte doch die Verschiedenheit ihrer Meynungen über das sinnliche und vernünftige Erkenntnißvermögen einen unverkennbaren Einfluß auf ihre Gedanken von der Natur des Seelenstoffes selbst. Diejenigen, welche neben der denkenden Seele noch eine empfindende annahmen, leiteten die erstere von einem edleren Theile der Weltseele, oder gerade zu von der Gottheit her, und gestanden ihr ohne Ausnahme Unsterblichkeit zu. Die übrigen aber, welche den Unterschied zwischen den beyden Seelen aufheben, läugneten entweder die Weltseele, wie Epikur, oder ließen sie für nichts weiter als blosse Materie, Luft, Feuer oder Wasser gelten, wie die Eleatiker, Heraklit, und die Stoiker, und behaupteten geradezu die Sterblichkeit derselben. Die empfindende Seele, man mochte in ihr zugleich das Vermögen zu denken anerkennen oder nicht,

nicht, war mit dem Leibe zu enge verbunden und zu nahe verwandt, um des besseren Schicksales fähig zu seyn, welches die übersinnliche Denkkraft allein ihrer Selbstthätigkeit und ihrer Verwandtschaft mit der ersten selbthätigen Ursache zu verdanken hatte. Auf diese Weise hatte die Unterscheidung zwischen Denken und Empfinden, durch den Misverstand ihres eigentlichen Erklärungsgrundes, den Spiritualismus und Materialismus fast um zweytausend Jahre vorher veranlasset, als der reine Begrif der Spiritualität entwickelt und festgesetzt war. Der eine Theil der damaligen Philosophischen Welt hatte seinen Gesichtspunkt mehr auf das Beysammenseyn der Sinnlichkeit und des Verstandes in einem und ebendenselben Erkenntnißvermögen gerichtet. Sinnlichkeit und Verstand galten ihm also für Attribute eines und ebendesselben Subjekts, und da erklärte er (wie die Stoiker) die Sinnlichkeit für Modifikation des Verstandes, oder (wie die Epikuräer) den Verstand für Modifikation der Sinnlichkeit, das Subjekt aber dieser durch Empfindung mit dem Leibe unmittelbar zusammenhängenden Seele, für einen Stoff ähnlicher Natur mit dem Leibe, einem stäten Ab- und Zuflusse unterworfen, so wie von den Luft- und Feuertheilchen, die entweder die Weltseele ausmachten, oder aus den feinsten Atomen Epikurs bestanden, mehr oder weniger in den Leib eindrangen, oder nach der Zerstörung desselben einzudringen aufhören mußten. — Der andere Theil hingegen,

welcher

welcher mehr den wesentlichen Unterschied zwischen Verstand und Sinnlichkeit vor Augen hatte, fand das Beysammenseyn dieser beyden Eigenschaften in einem und ebendemselben Subjekte widersprechend, und schloß daher auf das Daseyn zweyer verschiedener Seelen, wovon blos die eine (die empfindende) aus den ab- und zufliessenden Feuertheilchen der gröberen Weltseele bestand, und mit dem Leibe vergänglich, die andere hingegen (die denkende) ein unveränderliches, fortdaurendes unzerstörbares Wesen, vom göttlichen Theile der Weltseele genommen, ein Ausfluß der Gottheit selbst war. Beyde Partheyen, so wohl die Materialistische als die Spiritualistische, folgerten die Sterblichkeit oder Unsterblichkeit der Seele mehr aus den Begriffen die sie sich von dem Erkenntnißvermögen, als aus denjenigen, die sie sich von dem Substratum der Seele machten — Ich muß den weiteren Verfolg der Schicksale des Psychologischen Vernunftbegriffes für meinen nächsten Brief aufbehalten.

X.

IV.

Prolog,

gesprochen bey einer gesellschaftlichen Vorstellung in Ettersburg, *) den 11ten August 1787.

Hascht, weise Sterbliche, hascht bey des Mantels Saume
Die Freude! sie entflieht gleich einem Morgentraume;
Und ach! Zevs rechnet uns auf dieser kurzen Bahn
Auch ungenoßne Lust und leere Stunden an.
„Gekommen ist der Sturm, der lang euch fernher drohte.
Die Parze winkt. Hinweg!„ ruft einst der Götterbote,
Und schleppt die Sträubenden aus dieser schönen Welt
Hinab zur alten Nacht, die Phöbus nie erhellt. —
Ist das die Reise, Thor, auf die du Schätze spartest? —
Die Fässer, die du karg, wie Heiligthümer, wahrtest,
Sprich, wer entsiegelt sie? wer leert sie nun? — wem blühn
Die Rosen deines Parks? — wer wird dein Schloß beziehn? —

Wie leicht ist Lebensart — wie schwer die Kunst zu leben!
Hier seh' ich Menschen blöd' an Vorurtheilen kleben,
Und zu bequem, zu scheu, selbst um sich her zu schaun,
Mit abgemeßnem Schritt des Haufens Leitung traun;
Indessen dort ein Schwarm queer durch die Welt trottiret;

In

In Sümpfen untergeht, in Wäldern sich verlieret,
Und planlos, ohne Rast, von Wünschen angefacht,
Des Glückes Irrlicht sucht, das seiner Mühe lacht. —
Die selbst, die, seit zuerst die Sonn' ihr Aug' entzückte,
Nie eine Hoffnung trog, nie eine Sorge drückte,
Günstlinge des Geschicks, das sie zu Göttern schuf —
Wie oft verkennen sie den glänzenden Beruf!
Der Neid (Ihr wißt, daß er, der Großen Ruhm zu schmälern,
Auf jede Schwäche lauscht, und ihren kleinsten Fehlern
Die grellsten Farben leiht!) der Neid sagt ohne Scheu:
„Daß Lebens-Nichtgenuß ihr Loos vor Vielen sey;
Daß leicht ein Diadem ihr zartes Hirn verdrücket;
Ihr Herz, von Politik umharnischt, oft ersticket;
Daß ihre Seele schläft; daß die Ideenwelt,
In der's uns Andern mehr, als unterm Mond, gefällt,
Für sie ein Mährchen ist so ungefähr, wie — Tausend
Und eine Nacht. — Ob jetzt der Sturm, wie Donner brausend,
Vom Felsen wiederhallt, und in den Fluten wühlt;
Ob Zephyrs linder Hauch die welken Blumen kühlt;
Für sie gilts gleich. Was hat Natur mit ihrer Freude
Gemein? Ihr Intendant ist — Kunst. Für Augenweide
Und Ohrenschmauß, für Geist und Herz und Sinnenlust
Sorgt sie — die arme Kunst! Wohl ist sie sich's bewußt,
Wie wenig sie allein des Menschen Durst zu stillen,
Und Grillen zu zerstreun, und Lücken auszufüllen
Vermag. — Und wenn sie gar, von ihrem ächten Werth

Herab-

Herabgewürdiget, zum Hausrath nur gehört;
Wenn eines Fürsten Stolz, wie Kakadous und Affen,
Auch Virtuosen sich geruhet anzuschaffen;
Wie dann?" — —

Schweig, Lästerung! Verstumm in diesem Hain,
Den heut' aufs neue sich der Freude Götter weihn.
Hier! wo, statt Flittergolds, geschmückt mit Blumenkränzen,
Die beste Fürstin einst sich gern zu Hirtentänzen
Gesellte; wo Sie oft im Anschaun der Natur
Der Morgen fand, die Nacht Sie auf bethauter Flur
Oft überraschte; wo die süßesten Gefühle
Ihr Herz beschäftigten; wo Freundschaft neue Spiele
Für Sie ersann, und Witz mit Laune sich verband,
Und ganz vergnügungsleer Ihr nie ein Tag verschwand.
Hier! wo Sie Ettersbergs verlassne Oreade,
(Die sich vier Sommer schon der glücklichern Najade
Tiefurts geopfert sah) mit Jubelliedern grüßt,
Und ihrem edlen Sohn sich jedes Herz entschließt.
Hier! wo, mit ihr ein Prinz erscheint, in dessen Busen
Ein Herz sich regt, so warm, so gut, als je die Musen
Sich eines heiligten; ein Prinz, der liebevoll
Verdienste sucht und schätzt; doch jeden Weyhrauchszoll
Bescheiden meidet; der — ach! Seine Wangen glühen;
Ich muß Ihm durch Sein Lob mißfallen — oder fliehen.

Gotter.

*) Etters-

*) Ettersburg ist ein Jagdschloß bey Weimar; vor einigen Jahren der Sommeraufenthalt Ihro Durchl. der Herzogin Mutter, den sie aber seitdem mit dem Landhause zu Tiefurt vertauscht hat. Auf dem kleinen Theater daselbst wurden damals alle Gattungen Schauspiele von der Schloßgesellschaft selbst gegeben; und mehr als ein Stück, das jetzt das Vergnügen des Publikums ausmacht, hat jenem Zeitpunkte seine Entstehung zu danken. Bey der neuern Vorstellung, der diesen Prolog veranlaßte, waren Ihro Durchl. der Prinz Constantin von Sachs. Weimar und der Prinz August von Sachs. Gotha mit zugegen.

V.

Rousseaus Lehre von den Wundern.

Mich dünkt, nicht Hume, wie man gewöhnlich glaubt, sondern Johann Jacob Rousseau, der mit einer grossen Anhänglichkeit an die ewigen Grundsätze der Vernunft eine tiefe Ehrfurcht gegen das Evangelium und die Person seines erhabenen Stifters verband, hat das stärkste geschrieben, was in unsern Tagen zur Bestreitung der Wunder geschrieben worden ist.

Widerlegt hat ihn noch keiner, wenigstens gewiß nicht, auf eine Art, die für tiefe Denker befriedigend wäre.

Ein Wunder ist nach Rousseaus Erklärung *) eine unmittelbare Wirkung der Allmacht, eine in die Sinne fallende Veränderung der Ordnung der Natur, eine reelle und sichtbare Ausnahme von ihren Gesetzen.

Zuerst untersucht er die Frage: kann Gott Wunder thun? Wer kann es läugnen? antwortet er. Man müßte ein Hebräer seyn, um fragen zu können, ob Gott in der Wüste einen Tisch decken könne?

Die zweyte Frage war: will Gott Wunder thun? Um diese Frage mit Gewißheit aufzulösen, müßte man — sagt Rousseau — in den ewigen Rathschlüssen lesen können. Denn durch Fakta ist sie nicht zu entscheiden. Gleichwohl haben wir, nach dem eigenen Geständniß des grossen Mannes, mehr Gründe für die Negative. Nur der Stolz macht uns geneigt, zu glauben, daß für uns bisweilen Wunder geschehen müßten. Wenn aber — es ist noch immer Rousseau welcher redet — ein Sterblicher **) uns keklich versichert, er habe ein Wunder gesehen: so schneidet er jene große Frage brevi manu ab. Man urtheile selbst, ob ihm auf sein Wort zu glauben ist?

Tausend möchten es mir bezeugen, ruft Jean Jacques hier aus, und ich würde ihnen doch nicht glauben!

Nach

*) In den lettres écrites de la montagne. Verglichen mit dem Schreiben an Herrn von Beaumont, Erzbischof von Paris.

) d. h. ein Wesen, welches **lügen, sich **irren**, und von andern **getäuscht** werden kann.

Nach Rousseaus Philosophie — welche in diesem Punkt auch wirklich die natürlichste zu seyn scheint — ist es ein grobes Sophisma, den moralischen Beweis zu brauchen, um dadurch physisch unmögliche Fakta (des faits *naturellement* impossibles) zu bestätigen. Warum? — Weil das Principium der Glaubwürdigkeit, welches auf die natürliche Möglichkeit sich gründet, uns alsdenn im Stiche läßt.

Rousseau will unstreitig sagen: der Grund, warum wir etwas, das uns als geschehen erzählt wird, glauben können, ist großentheils in der physischen Möglichkeit des bezeugten Fakti, d. h. in seiner Uebereinstimmung mit den bekannten beständigen Gesetzen der Natur oder mit dem durch allgemeine Erfahrung bekannten Naturlauf, zu suchen. Wenn aber das erzählte Faktum physisch unmöglich ist, d. h. solchen Naturgesetzen entgegen ist, für deren Einförmigkeit und Beständigkeit, für deren Begründung in der Natur der Dinge, die allgemeine Erfahrung aller Zeiten und Welttheile zeugt: so kann man allemal eher annehmen, daß die Erzähler gelogen, oder sich geirret haben, als, daß sich eine so unwahrscheinliche Begebenheit zugetragen habe.

Metaphysisch möglich mögen Wunder immerhin seyn. Dis läugnet der Bürger von Genf nicht. Er bestreitet nur ihre Erweislichkeit durch menschliche Zeugnisse; und hier scheint er wirklich gewonnen Spiel zu haben.

Denn: es ist nicht bloß metaphysisch möglich, sondern selbst physisch möglich, und den gewöhnlichen Naturlauf ganz gemäß, daß Menschen die Unwahrheit sagen, oder sich irren.

Die Menschen betrügen sich eben so leicht über Thatsachen, als über Meynungen, sagt D'Alembert.

Wenn also eine Lüge, oder eine Sinnentäuschung ein natürliches Faktum, die Verwandlung der milischen Bauern in Frösche aber ein aussernatürliches Faktum ist, so ist die Frage bald entschieden: welches von beyden Faktis, als das unendlich wahrscheinlichere, zu glauben sey? das natürliche? oder das aussernatürliche? —

Der Mann, (sagt Rousseau) der den Ausspruch thut, diese oder jene Würkung sey ein Wunderwerk, giebt dadurch zu verstehen, ihm seyen alle Gesetze der Natur bekannt, und er wisse, daß die besagte Würkung eine Ausnahme davon sey.

Aber wer kennt alle Gesetze der Natur? — alle Kräfte der endlichen Naturen?

Gesetzt aber, daß ich selbst ein Mirakel gesehen zu haben glaubte?

Auf diesen Fall erwiedert Rousseau: au lieu, de me rendre *credule*, j'aurois grand peur, qu'il ne me rendit que *fou*.

Diese Aeusserung hat man ihm sehr übel genommen. Ich glaube, mit Unrecht.

Mich dünkt, Rousseau wollte nur sagen: eine, mir unmerkliche Täuschung meiner Sinne oder meiner

Einbildungskraft zu vermuthen, wäre in diesem Falle noch immer natürlicher, folglich vernünftiger, als, eine Ausnahme von bekannten beständigen Naturgesetzen anzunehmen. *)

Denn, daß unsere Sinne der Täuschung unterworfen sind, und daß die Imagination oft siehet, was nicht ist, dis können wir nicht bezweifeln.

Ausserdem lassen sich gewisse wunderbare Fakta des Alterthums auch nicht durch Berufung auf ähnliche, sichtbare, und unstreitige Thatsachen aus unsern Tagen wahrscheinlich machen, wofern man nicht die Mirakel so vieler Heiligen der Legende, nebst denen des Abt Paris, des Bettlers Labre, u. s. w. als unläugbare Beweise von der fortdauernden Aeusserung der Wun-

*) Ich denke nicht daß dies der Sinn der angezogenen Worte Rousseaus sey. Ich übersetze sie so: Wenn ich in den Fall käme etwas zu sehen, das ich für ein Mirakel halten müßte, so besorge ich sehr, es würde mich, anstatt glaubig, **närrisch machen**, oder, ich würde den Verstand darüber verlieren. Er will vermuthlich damit sagen: ein einziger Fall, wo das Zeugniß seiner Sinne mit dem, was vermöge des ordentlichen Laufes der Natur geschehen müßte, im Widerspruch wäre, würde ihn in die Alternative setzen, entweder seinen eigenen **Sinnen** oder seiner **Vernunft** nicht mehr trauen zu dürfen; und der violente und unnatürliche Zustand, in welchen er sich dadurch versetzt fände, wäre hinlänglich ihn um den Verstand zu bringen. Mich dünkt, Rousseau habe hiemit eine große Wahrheit gesagt. Es giebt Fälle, wo nur diejenigen den Verstand nicht verlieren, die **keinen haben**, oder, was sehr oft auf das nehmliche hinauslauft, die sich die unglückliche Gewohnheit zugezogen haben, bey gewissen Gelegenheiten **keinen Gebrauch** von ihrem Verstande zu machen. W.

derkräfte in unsern Zeiten, der gesunden Vernunft zum Trotze, citiren will.

Ein gewisser Kardinal sagte vielmehr: die neuern Wunder machen mir die alten verdächtig.

Si l'on nie les *prestiges*, sagt Rousseau, on ne peut prouver les *miracles*; parce que les uns et les autres sont fondés sur la *même* autorité. Et si l'on admet les prestiges avec les miracles, on n'a point de regle *sûre*, *précise* et *claire* pour distinguer les uns des autres; ainsi les miracles ne prouvent rien. Rousseau wußte wohl, daß man nicht bloß den göttlichen Ursprung einer Lehre durch Wunder, sondern auch hinwiederum die Göttlichkeit der Wunder durch die — anderswoher erkannte — Wahrheit und Vortreflichkeit der Lehre zu beweisen pflegt. Aber seinem Scharfsinn entgieng auch die so natürliche Bemerkung nicht, daß dis ein fehlerhafter Zirkel sey.

Läßt sich die Wahrheit und der Werth einer Lehre anderswoher, d. h. unabhängig von den Wundern, erkennen, so bedarf es der Wunder nicht, da alle Wahrheit von Gott kommt.

Die Lehre kann wahr und heilsam, und doch die Wunder falsch seyn. Denn die Wahrheit der Lehre hängt von andern Gründen ab, und wird aus andern Gründen erkannt.

Anonymus.

VI.

VI.

Ueber die Thierarzeneykunst und Herrn Kersting, ehemahligen Lehrer derselben in Hannover.

Wie der erste Mensch in die Welt trat, und alle Gegenstände ihm neu waren, alles sich seinen Sinnen aufdrang, und er doch von keinem Dinge sich Rechenschaft geben konnte, schwebte er auf einem Ozean, wo lauter Unwissenheit ihn umgab, wo tausend Wellen auf ihn anschlugen, tausend neue Gestalten seine Sinne trunken machten, und er, gelassen und sich seiner selbst unbewußt, mit auf diesen Meere fortschwamm. Junges und frisches Leben floß durch seine Adern, alles war in ihm lebendig und neu, unverdorben jeder Lebenssaft, er unschuldig und voller Zutrauen zu allen Wesen und Dingen; er kannte und wußte ihre Eigenschaften nicht.

Er kannte keine Vernichtung, keine zerstöhrende Kraft, alles schien ihm schön und gut wie er selbst, alles ihm gegeben um sich dessen zu freuen und schönen Genuß aus ihm zu saugen.

Kurz und vorübergehend war dieser Traum. Der Naturmensch konnte nicht immer so bleiben. Sein Geist sah eine unermeßliche Ferne, sein Leben schien ihm eine Ewigkeit. Er brauchte Mittel dieses weite Feld zu

durchreisen, Werkzeuge seinen Gang durch diese Gefilde leichter und annehmlicher zu machen.

Er erfand also, trat allen Wesen näher, untersuchte sie, und brachte oft körperlichen Schmerz, getäuschte Erwartung und die Ueberzeugung aus diesen Untersuchungen mit zurück, daß nicht alles auf dieser Erde gut sey, daß nicht alles ihn anlächle, daß Schmerz und Mühe der Lohn solcher Untersuchungen würde. Seine Arbeitsamkeit, seine Thätigkeit stöhrte den Lauf seiner Säfte, die Werkzeuge seiner Bequemlichkeit wurden oft Waffen in seiner Hand, mit welchen er sich selbst verwundete, und Schmerz und Wunden lehrten ihn, daß sein Körper weich, seine Lebenskraft vergänglich, und alles dem Vergehn, Schmachten und Hinsinken unterworfen sey. Nicht allein hieraus zog er diesen Schluß; die ganze thierische Natur wurde ihm hierin Lehrerin; das Kommen und Verschwinden der Geschöpfe, das Winseln und Aechtzen eines verwundeten Wesens, eines Wesens aus der Zahl derer die mit andern in ewigen Kampfe liegen, und das in einem solchen Kampfe den Kürzern gezogen hatte. Andere Thiere waren ihrem Instinkte gefolgt, hatten ihre Thätigkeit angewendet; aber das Maas ihrer Kräfte reichte nicht zu ihrem Zweck hin, die Geschwindigkeit, welche in ihnen lag, ließ sie ihres Ziels verfehlen, ein harter Fall lähmte ihre Glieder, winselnd und langsam fortkriechend predigten sie der ganzen Schöpfung ihr trauriges Loos.

Dies

Dies war das Schicksal der Lehrer des Naturmenschen. Täglich machte er diese Erfahrung in dem großen unermeßlichen Hörsaale des Weltalls. Er empfing von seinen Lehrern nicht allein den weisen Gebrauch seiner Kräfte: er erhielt auch den Unterricht, daß die thierische Natur oft schwach, hinfällig, und in ihren einzelnen Theilen zerstörbar sey.

Die thierische Natur hatte ihn so vieles gelehrt, er hatte von ihr Töne und Sprache, Bekleidung und Kenntniß der Nahrungsmittel empfangen, sie hatte ihm ihren Schoos geöfnet, und alle die mannichfaltige Bedürfnisse gewiesen, die er brauchte um seine Kräfte zu erhöhen und zu veredeln, sein Leben schön, bequem und gefällig zu machen. Er hatte von ihr gelernt, sich Höhlen zu bauen, Vorräthe einzusammeln, zu genießen, und dem Mangel zu trotzen.

Was that er nun jetzt, da ihm Ueberfüllung, Vollsäftigkeit und körperlicher Schmerz, den die allzugroße Ausdehnung seiner Theile, oder ihre Trennung verursachten, niederwarfen, und ihm an allem einen Eckel erweckten. Er befragte seine Lehrer, er gieng ihnen nach, er lernte von ihnen Wald und Feld und ihre mannichfaltigen heilenden Kräfte kennen; er lernte von ihnen, daß Ruhe neue Spannung gäbe, und daß er auch hierin sein eigner Arzt, sein eigner Helfer seyn könnte.

Das Thier suchte diese oder jene Pflanze, die seinen Umständen zuträglich war, riß sich, wenn das Blut aus Ueberfluß in seinen Adern tobte, die Adern selbst auf, wurde dadurch leichter, fröhlicher und muthiger.

So bildete sich die Arzneykunst. Den Thieren gab die Natur, — weil sie ihnen kein Nachdenken, keine Kraft verlieh, Absonderungen zu machen, und einzelne Fälle zu unterscheiden und zu beobachten, — den Instinkt. Dieser wurde der Lehrer des Menschen; sein Nachdenken darüber wurde der stärkende, erleichternde und helfende Engel in Schmerz und Krankheit für ihn und seine Brüder.

Aber was that er für seine Lehrer? Undankbar gegen alles das Gute, was er von ihnen gelernt hatte, raubte er ihnen ihre Freiheit, brauchte sie zu seiner Arbeit, legte ihnen ein Gebiß in den Mund, setzte sich auf ihren Rücken, gewöhnte sie an sich, bauete ihnen Häuser, und setzte sie dadurch ausser Stand ihre Kräfte zu benutzen, und in der weiten Natur das zu suchen, was ihnen nützlich und dienlich seyn konnte. Von ihm selbst ersonnene Nahrungsmittel, überhäufte Arbeit, Gefühl des Zwangs und der Tiranney, stöhrte früher ihre Lebensbewegungen, das Thier lag unter, sank hin, und schmachtete an seiner Krippe, seufzete unter dem Druck.

Er

Er hatte für die Thiere keine Aufmerksamkeit. Stets nachdenkend und beschäftigt, sich neue zu erziehen, vergaß er alle ihre treuen Dienste, alle Arbeit, und war oft grausam genug, wenn Krankheiten sie untauglich zur Arbeit gemacht hatten, das Ziel ihres Lebens früher herbey zu rufen, und, statt ihnen zu helfen, den tödtenden Stahl in ihre Brust zu stoßen.

Höre deine Lehrer, o Mensch! höre es, wie wenig menschlich du gegen die Thiere handelst; höre es, daß diese Handlungen, diese Grausamkeiten dich eben so sehr, eben so nachdrücklich vor dem Richterstuhl der Natur anklagen, als Unterdrückung und Tiranney deiner Brüder.

Das Thier kann nur ächzen und winseln, es hat keine Vernunft; es fühlt den Sitz seiner Krankheit, kann ihn aber dir nicht angeben. Wofür gab dir die Natur Verstand? Warum machte sie daß alles sich deinen Sinnen aufdringt, dich rührt, und Gedanken in dir erweckt? — Daß du das Amt des Königs unter deinen Mitgeschöpfen verwalten, ihr Schutz, ihr Trost, ihre Hülfe, ihr König in eigentlichsten Sinn des Worts seyn sollst! — Du kannst den Sitz ihrer Krankheiten finden, du kannst ihn aufsuchen und das Seufzen der Kreatur lindern.

Bey den Römern fieng man an, richtiger, mitleidiger und menschlicher in dieser Rücksicht zu denken; man machte den Anfang die Arzneykunst der Thiere, zu bear-

bei-

beiten. Absyrt*) Vegetius**) und Columella***) sind Namen, die in der Gallerie der Menschlichkeit ewig und unvergeßlich aufgezeichnet sind.

Aber Barbaren brachen herein, und der Sinn des Menschen wurde wieder wild und grausam. Er hatte kein Licht für sich selbst, er schwebte in Dunkelheit; wie hätte er ein Stern der Hülfe für die ganze Natur werden können? Immer seufzete noch die thierische Natur, immer schwand sie dahin unter fürchterlichen Zuckungen, unter lauten Anklagen der Nachläßigkeit des Menschen. Er that nichts für sich selbst, wie hätte er gütig und mild gegen die Thiere seyn können? Die Religion der damaligen Zeiten, die Religion der Gregore, dieses Gewebe von Plattitüden, Meinungen und absurden Lehrsätzen, die für göttlich gehalten werden sollten, beschäftigte die Köpfe der Mönche, der einzigen Schrift-steller

*) Er lebte unter Kayser Constantin dem Großen, und war Soldat. Nach dem Suidas schrieb er: Ιππιατρικον βιβλιον, ein Buch über die Pferdearzneykunst. Einige Fragmente von ihm hat Simon Grynæus gesammelt, und seiner Collectioni Veterinariorum, welche zu Basel, 1537. herauskam, einverleibet.

**) Unter dem Kayser Valentinian lebte er, und schrieb ein großes Werk über die Kriegskunst, aus welchem die Abhandlung, die wir unter seinem Nahmen besitzen, wahrscheinlich nur ein Auszug ist. Ueber die Art die Krankheiten der Maulthiere zu behandeln, hat er 4 Bücher hinterlassen, welche Sambucus im Jahr 1524 zuerst bekannt gemacht hat.

***) Columella blühete unter der Regierung des Kaysers Claudius. Ein besonders Buch über die Thierarzeneykunst hat er nicht geschrieben; aber viele nützliche und gute Anmerkungen, über die Art die Krankheiten der Thiere zu behandeln, in sein Buch de re rustica eingestreut.

steller der damaligen Zeit; die Fürsten waren Werkzeuge in ihren Händen, ihre Religion zu verfechten, und durch Feuer und Schwert auszubreiten. Anstatt die Fürsten auf ihre gegenwärtige Pflicht aufmerksam zu machen, anstatt ihnen eine Bildung zu geben, und ihre Bemühungen auf das Glück und den Wohlstand ihrer Staaten zu richten, hörten sie nur von Himmel und Hölle, Glauben und Fegefeuer sprechen; kannten die drey Regionen des Himmels, das Terrein des Fegefeuers besser als ihre eigene Länder, und hatten mit den Heiligen mehr Bekanntschaft, als mit den Gesetzgebern der Nazionen, und den Titussen, Trajanen und Antoninen der Vorwelt. Wie konnte also in ihrem Blick, in dem Kreise ihrer Aufmerksamkeit, die Natur liegen? Wie hätten sie die Kinder derselben schützen, unterstützen und ihre Noth lindern können?

Auch für den Menschen that der Mensch nichts. Seuchen brachen herein, und ganze Länder wurden verödet; man begegnete keiner hereinbrechenden Krankheit, man kannte keine Mittel ihr entgegen zu gehen und sie zu lindern; Pesten und Seuchen wütheten, wenn sie ihr Gift einmal verbreitet hatten, durch ganz Europa.

Aus Asien war von jeher alles was der Menschheit nützlich und heilsam war, gekommen; Alle Pflanzen der Erkenntniß, alle Blüthen der Einsicht waren dort unter diesem glücklichen Himmelsstriche gediehen und

zu schönen Früchten gereift. Auch die heilende Kunst gieng von hier aus, die Luft der Erquickung wehete von dort her, und die Europäer lernten von Arabern und Mahomedanern, Aerzte, d. h. Bothen und geliebte Söhne der Natur zu werden. Ebn-Sina und Averroes wurden unter den Europäern die Patriarchen und ersten Priester der heilenden Gottheit.

Jetzt hatte der Europäer genug mit sich selbst zu thun. Neue unerhörte Krankheiten rieben ihn auf, fürchterliches Gift rollte durch alle seine Adern. Er war voll heiligen Eifers in das gelobte Land gezogen, und hatte in dem Blute der Ungläubigen sein Schwert getränkt. Die Gottheit ließ ihn merken, wie wohlgefällig ihr diese Opfer wären, und wie dauerhaft und glücklich ein Europäisches Königreich in einem andern Welttheil, in einem fremden Klima, unter einem Volke von andern Sitten und Lebensart seyn würde. Er brachte aus diesen Lande den Aussatz, und andere Krankheiten mit zurück.

Unmäßig in jedem Genuße, heraustretend aus dem Zirkel, den um ihn die Lebensart, das Klima, die Temperatur seines Blutes gezogen, und wo sie zu ihm gesagt hatten, bis hieher und weiter nicht sollst du gehen; eilte er aus diesen Schranken, um sich in ein Meer von Wollust zu stürzen. Er genoß, und die Uebermäßigkeit seines Genußes streckte ihn auf das Krankenlager. Die Wollust gab ihm die Hefen ihres Giftbechers zu trinken,

das

das Gift zerriß seinen Bau, und die Lustseuche errichtete ihren Thron. Eiter und Beule waren ihr Schmuck, Unthätigkeit und Schmachten ihr Leben, Hospitäler, Chariteen und Siechhäuser ihr Reich.

Man suchte sie zu heilen, Mittel gegen sie zu entdecken, und die ersten Versuche wurden dem Pabste geweihet. An dem Hofe dieses Souverains hatten sich die Aerzte durch öfters angestellte Versuche in diesem Zweige der Heilkunst am leichtesten routiniren können.

Tausend neue Bedürfnisse und Erfindungen banden unterdessen das Thier mit eisernen Fesseln fester und unzertrennlicher an seinen Tyrannen. Ueberhäufte Arbeit, ganz neue Beschäftigungen, die er ihm gab, richteten es frühe zu Grunde; ohne daß sich seiner irgend einer annahm, nur eines einzigen Arm sich zu seiner Erleichterung rührte. Man fing an die Erde besser zu bauen, wüste Felder urbar zu machen, und der Schweiß des Thiers düngte den Boden, sein Aechtzen durchhallte die Luft.

Jetzt mit seinen eignen Krankheiten, die er kaum selbst recht kannte, beschäftigt, dachte der Europäer bloß an sich, und ohnerachtet er immer seinen Zustand verbessern, seinen Reichthum vermehren, seinen Viehstand mehr ausbreiten wollte, rührten ihn doch die Leiden deren nicht, durch deren Hülfe er diese Zwecke allein erreichen konnte.

Endlich fühlten einige dies traurige Looß der edelsten und nützlichsten Geschöpfe des Thierreichs. An ihren Umgang gewöhnt, stets um sie, ihre Bereitwilligkeit, ihren Nutzen sehend, regte sich die allgemeine Empfindung des menschlichen Herzens in ihnen, ihre Hartherzigkeit wurde erweicht, sie sahen diese guten Thiere leiden, und wollten gerne helfen. Wer waren

diese

diese, die zuerst diesen edeln Saamen der Liebe in ihren Herzen aufkeimen und Wurzel schlagen ließen? Es waren Schmiede, und Hirten.

Jetzt waren sie im ausschließenden Besitz dieser Kunst, sie hatten einigemal mit Glück diese oder jene Krankheit geheilt, dieser oder jener Landmann war, getröstet durch seines Thiers Besserbefinden, von ihrem Tempel weggegangen, was thaten sie jetzt? Sie merkten sich diese zwey oder drey Heilmittel, die sie den Thieren selbst und einer langen Erfahrung abgestohlen hatten, und wendeten sie bey allen Krankheiten an. Unaufgeklärt, mit der thierischen Natur nicht bekannt und vertraut, unwissend in der Maschinerie des thierischen Lebens, bläheten sie sich dennoch auf, und von Geschlecht zu Geschlecht blieben diese Heilmittel die nähmliche. Da war keiner der über die Witterung, die Art der Arbeit, die Zeugung und das Gebähren dieser Thiere nachgedacht hätte, dem diese Dinge Prämissen gewesen wären, aus welchen er seine Schlußfolge gezogen hätte.

So kam diese nützliche Wissenschaft in die Hände der Ignoranten, der Stolzen, der Selbstgenugsamen aus den Hefen des Volks. Die Landwirthschaft litt; die Felder wurden mager, und die Heerden dünn; der arme Landmann, das gemeine Wesen, und der Wohlstand des Staats fühlten die Kombinazionen dieser unglücklichen Verhältnisse. —

X.

(Die Fortsetzung nächstens.*)

*) Ungeachtet der ungenannte Verfasser dieses Aufsatzes so weit aushohlt, und in einem declamatorischen Tone schreibt, der nicht der gute Ton ist, so schien er mir doch, des Gegenstandes und Inhalts wegen, der Einrückung nicht unwürdig zu seyn.

d. H.

Der Teutsche Merkur.

September 1787.

I.

Ueber das Denken der Materie.

Kants Philosophie hat, wie die Freunde seiner Kritik sagen, sowohl den Spiritualismus als den Materialismus in das Feld der unhaltbaren und unbefriedigenden Hypothesen zurückgewiesen.

Es giebt ein System, welches zwischen beyden in der Mitte stehet, und welches zur Probe zu vertheidigen, doch nicht eben Unsinn heissen darf? — Der Urheber dieses Systems war so gewiß einer der tiefsinnigsten und gründlichsten Weltweisen, als er ein rechtschaffener und liebenswürdiger Mann war. Mich freuet es, daß ihm Herr von Diez, einer unsrer kühnsten und unbefangensten Denker, ein kleines aber elegantes Monument errichtet hat. *)

Den Beweis für der Materie Unfähigkeit zum Denken haben die Herrn Mendelssohn, Garve, Feder, und

*) Benedikt von Spinoza, nach Leben und Lehre, von — — Diez.

und Plattner unstreitig mit der meisten Stärke und in der scheinbarsten Wendung vorgetragen. Der Nerv des Beweises scheint in dem Argumente zu bestehen, welches von der Ausdehnung und Zusammensetzung — als solchen Eigenschaften der Materie hergenommen wird, die mit dem unausgedehnten und untheilbaren Denken unverträglich wären. „Wäre das denkende Subjekt zusammengesetzt, sagt man, so müste jeder Theil desselben, einen Theil des Gedankens enthalten, d. h. jeder Theil stellte sich nur einen Theil des vorzustellenden Objekts vor. Die Idee des Ganzen, welche Vergleichung der Eindrücke der einzelnen Theile voraussetzt, wäre nirgends. Nihil tunc esset, cui perceptio *totius* tribui possit, nisi in simplici aliqua parte partium perceptiones *colligerentur*, sagt Feder. Man kennt zur Gnüge die schöne Entwicklung dieses den Alten nicht unbekannten Arguments in Mendelssohns Phädon — welcher immer eine der schönsten Schriften dieses Jahrhunderts bleibt — und in seiner zu Wien 1785. gedruckten Abhandlung von der Unkörperlichkeit der menschlichen Seele.

Unter den vielen Weltweisen, welche dieses Argument verwerfen, ist auch der nun verstorbene Ragusaner, P. Boskowich, den man für einen der subtilsten Köpfe halten muß. Ich will aus seiner zu Venedig herausgekommenen Theoria philosophiæ naturalis, in 4, eine interessente Stelle hersetzen, welche bestätigt, was ich hier sage:

„Der

„Der Hauptbeweis für der Materie Unvermögen zu denken, wird von der Ausdehnung und Zusammensetzung derselben hergenommen. Mich überzeugt dieses Argument nicht. Die Empfindbarkeit (Fähigkeit, empfunden zu werden) als die vornehmste Eigenschaft der Körper und der Materie, welche diese von den Geistern unterscheidet, hängt nicht von der stetigen Ausdehnung, und der Zusammensetzung — wie ich gezeigt habe — sondern von der Undurchdringlichkeit ab, welche wieder nicht auf die stetige Ausdehnung und Zusammensetzung, sondern auf die attraktiven und in der kleinsten Entfernung repulsiven Kräfte der Elemente gegründet ist. Wenn die Materie dächte, sagt man, so müßten ihre einzelnen Theile, auch einzelne Theile des Gedankens enthalten. Kein Theil stellte sich also das ganze Objekt vor, da keiner den Theil der Perzeption hat, der dem andern beywohnt." Dieses Argument (fährt Boscowich fort) geht in meiner Theorie verlohren. Aber nach meinem Urtheil hat es keine Kraft. Man könnte diesem Beweis entgegensetzen: der ganze Gedanke existire ungetheilt in der ganzen Masse der Materie, welche mit einer gewissen Disposition der Theile begabt ist, so, wie die rationale Seele von manchen Philosophen, als untheilbar, aber doch im ganzen Körper, oder wenigstens in irgend einem ausgedehnten Theil des Körpers existirend, angenommen wird; wobey sie zur Manifestation ihrer Gegenwart,

 einer

einer gewissen Disposition der Theile des Körpers bedarf. So könnte der untheilbare Gedanke, der Natur der theilbaren Materie inhäriren. — So weit P. Boscowich.

Ich bin der Meinung, daß dieser Einwurf, welchen Boscowich gegen obigen Hauptbeweis für die Einfachheit des denkenden Wesens macht, noch weiter verstärkt werden könnte.

Unzählige Fakta, welche die Natur uns vor Augen legt, beweisen dem Physiker und Chymisten: „daß ein auf gewisse Art zusammengesetztes Ganze gar wohl eine Kraft haben könne, die sich in den einzelnen Bestandtheilen, vor ihrer Verbindung zu einem Ganzen, wenigstens nicht durch uns bemerkbare Erscheinungen äusserte, und die wir also, als das Produkt einer gewissen Zusammensetzung — deren Wirkungen wir nur durch Erfahrung kennen lernen, nicht a priori bestimmen können — anzusehen berechtigt seyn. Könnten nicht der Substanz, der in Beziehung auf unsern äussern Sinn die Ausdehnung zukommt, an sich selbst Gedanken beywohnen, die durch ihren eigenen innern Sinn mit Bewußtseyn vorgestellt werden können? — *)

Auf solche Weise würde eben dasselbe, was in einer gewissen Beziehung körperlich heißt, in einer andern zugleich ein denkendes Wesen seyn, dessen Gedanken wir

*) vid. Kannt's Kritik der reinen Vernunft, p. 359. und an andern Orten.

wir zwar nicht, aber doch die Zeichen derselben in der Erscheinung, anschauen können.

So dachte Spinoza, und so würde mancher Forscher jetzt laut denken, wenn nicht schon der Umstand, daß jene Theorie einen Artikel in Spinosens System ausmacht, eine Aufforderung an theologische und philosophische Kezermacher wäre, mit der Posaune des Fanatismus das Signal zur Verfolgung zu geben, und Gründe, an statt sie streng zu prüfen, durch plumpe Machtsprüche, schale Alltagsmetaphysik, oder, allenfalls fromme Deklamationen, sofort niederzuschlagen.

Ich begnüge mich, die Leser in Absicht auf den Ursprung unserer Begriffe vom Einfachen auf dasjenige zu verweisen, was einer der größten Naturforscher und Philosophen, der Graf von Büffon, in seiner allgemeinen Naturgeschichte der Thiere, in der zweyten Abtheilung, Kap. 2. „von Hervorbringung seines gleichen überhaupt" davon gesagt hat.

„Das Abstrakte ist, nach unsrer Meinung, das Einfache der Sachen. Das Abgesonderte heißt bey uns „immer das Einfache; das Wirkliche (concrete) hingegen das Zusammengesetzte. In der Natur aber giebt „es nichts abgesondertes, nichts einfaches." ——— Dies ist Büffons Ausspruch.

So wenig man, wegen der Theilbarkeit der Materie, die Unendlichkeit der körperlichen Substanz, oder daß

dieselbe zum Wesen Gottes gehört, läugnen kann *), so wenig läßt sich meines Erachtens, der Materie, wegen ihrer Ausdehnung und Zusammensetzung (Theilbarkeit) die Fähigkeit zu denken absprechen.

Sollte jener so sehr misverstandene, so oft in den Tag hinein bestrittene Lehrsatz Spinosens wirklich so gar ungereimt seyn? — „Der unmittelbare Begrif, „den ein wirklich vorhandenes einzelnes Ding (Individuum) von sich selber hat, wird die Seele (mens) „desselben einzelnen Dinges genannt. Das einzelne „Ding selbst, als das unmittelbare Objekt dieses Begriffes, heißt der Körper."

Jener Begrif seiner selbst, der dem Dinge beywohnt, jene Seele des Dinges, ist also eine Art zu seyn, eine Modifikation desselben Dinges.

In so fern man es blos als ausgedehnt, u. s. f. betrachtet, heißt es Leib; in so fern es aber sich seiner selbst bewußt ist, oder unter der Eigenschaft des Denkens wahrgenommen wird — — Seele.

Nach Spinosens Theorie also sind Seele und Leib ein und ebendasselbe Ding, welches ausgedehnet ist und denkt.

In so fern es ausgedehnt ist und Körper heißt, kommt ihm Figur und Bewegung zu, wovon jene nichts

ist,

*) Siehe die Anmerkung zum 15ten Satz im 1. Theil der Ethik.

ist, als Grenze der Ausdehnung, diese, (die Bewegung) eine Art zu seyn, ein Modus des Ausgedehnten.

In so fern das Ding denkt und will, d. h. sich seiner selbst, seiner Tendenz, bewußt ist, heißt es Seele.

Aber die Seele existirt nicht ohne ihren Körper, der Körper nicht ohne seine Seele.

Denn: Seele ist dieser Theorie zufolge, das Bewußtseyn einer Sache oder der Begrif, den sie von sich hat.

Kann aber dieses Bewußtseyn, dieser Begrif, das Individuum überleben, zu dessen Arten zu seyn (modis) er gehört? — —

Denken ist überall — wo wir es wahrnehmen können — mit Ausdehnung verbunden.

Wir kennen es nur als eine Eigenschaft gewisser Thiere, welche ohne Ausdehnung, d. h. ohne Körper gar keine Existenz haben würden.

Gleichwohl unterscheidet sich Spinosens System von andern materialistischen Systemen gar sehr.

Ihm zufolge kann weder das Denken von der Ausdehnung, noch die Ausdehnung vom Denken (die Materie von dem Geiste) entspringen. Gedanken sind keine Modifikationen der Ausdehnung. Beide sind ganz verschieden, ob sie gleich zusammen nur Ein Ding ausmachen, deßen Eigenschaften sie sind. Also

ist es auch nicht die Bewegung, welche das Denken hervorbringt. Denn Bewegung ist nur Modifikation des Ausgedehnten, in so fern es ausgedehnt ist.

Veränderung des Ortes und Gedanke sind ganz verschieden, obgleich hieraus nicht gefolgert werden kann, daß sie einander ganz entgegengesetzt wären — daß beyde nicht bey einem Individuum zugleich statt finden könnten.

Wir können uns — die orthodoxen Metaphysiker mögen sagen, was sie wollen — Substanz ohne alle Ausdehnung, unendliche Substanz ohne unendliche Ausdehnung, unmöglich denken.

Die Einfachheit — in so fern man darunter absolute Unausgedehntheit versteht — ist nur ein abstrakter, verneinender Begrif. Wie man diesen auf für sich bestehende Dinge, als eine wirkliche Beschaffenheit derselben, übertragen, wie man diese und andere, ähnliche, Abstraktionen realisiren kann, ist beynahe unbegreiflich.

Hume's Einwürfe gegen den Lehrsatz der neuern Metaphysiker von der Einfachheit des hyperphysischen Urwesens scheinen wirklich nicht ohne Grund zu seyn. *)

„Durch die Sinne, sagt er, kann das höchste Wesen — da es deren beraubt ist — keine Begriffe erhalten. Die Begriffe, die wir dem innern Sinn, der „in-

(* David Hume, Dialogen über natürliche Religion.

„innern Empfindung zu danken haben, machen, mit den „Ideen zusammengenommen, welche die äussern Sinne „uns zuführen, den ganzen Stoff unsres Verstandes „aus. Wir können daraus schließen, daß in Ansehung „des Grundstoffes der Gedanken, zwischen dem mensch„lichen Geist und dem göttlichen gar keine Aehnlich„keit statt finden kan. Was aber die Form des Den„kens betrift, wie können wir in Ansehung dieser, zwi„schen beyden einige Analogie vermuthen? Unsre Ge„danken sind schwankend, ungewiß, transitorisch suc„ceßiv, und zusammengesetzt. *) Wenn wir diese Be„stimmungen davon trennen, so vernichten wir ihr Da„seyn, und es ist nur ein Misbrauch der Ausdrücke, „sie noch Gedanken zu nennen." —

„Ein Geist, fährt Hume fort, dessen Handlungen, „Empfindungen, und Begriffe nicht von einander ver„schieden, nicht successiv, sind, sondern der ganz ein„fach und unveränderlich ist, ist ein Geist, welcher „keinen Gedanken, keine Vernunft, keinen Willen, „keine Empfindung, keine Liebe, keinen Haß hat; mit „einem Worte, er ist ein Geist, der kein Geist ist. „Wir könnten mit eben dem Rechte von begrenzter

*) Jacob, in einer Prüfung der Mendelssohnischen Morgenstunden sagt p. 251. seqq. in der Note: unendlicher Verstand ist ein völlig leerer Begriff, weil ihm ein Objekt fehlt, und auch keines gedacht werden kann, da das Endliche mit dem Unendlichen nicht die kleinste Aehnlichkeit haben kann. Ferner ist Denken ohne Succession für uns gar nichts.

„Ausdehnung ohne Figur, von Zahlen ohne Zusam-
„mensetzung, reden." —

Nachdem Hume auf das System der Weltseele zu reden gekommen ist, und bemerkt hat, daß die Theologen des Alterthums, wenn sie die Entstehung der Welt erklären wollten, mehr den — heutzutage kezerischen — Begrif der Zeugung, als den Begrif der Schöpfung adoptirt haben, so fährt er fort: „die erwähnte Theorie hat einige Vortheile, wodurch sie „sich den Theologen des Alterthums empfahl." Nichts war, wie Hume sagt, ihren Begriffen mehr zuwider — weil nichts der gemeinen Erfahrung mehr widerspricht — als eine Seele ohne Körper, eine geistige Substanz welche nicht in die Sinne fällt, noch begriffen werden kann, und von der sie auch in der ganzen Natur kein einziges Beyspiel bemerkt hatten.

Von Seele und Körper wußten sie, weil sie beyde in sich selbst fühlten. Ordnung, Harmonie, Organisation, innerer Mechanismus, waren ihnen gleichfalls, und aus den nehmlichen Gründen, in beyden bekannt, und es konnte nicht anderst, als vernünftig, und der Analogie gemäß scheinen, diese Erfahrung auf das Weltall anzuwenden, d. h. vorauszusetzen, daß Gott und Welt, oder Seele und Körper, gleichzeitig (coexistent) und Ordnung und Zusammenhang, beyden wesentlich eigen, und von ihnen unzertrennlich wären.

Ich

Ich bin weit davon entfernt, dieser Hypothese beyzustimmen. Allein mich dünkt doch, sie sey bey weitem so ungereimt nicht, als sie es in den Augen vieler heutigen Metaphysiker ist.

Nach der gemeinen Vorstellungsart, kann die Gottheit, ohne alles Organ, durch ihren blossen **Willen**, unmittelbar auf die Materie wirken, und sie bewegen. **Willen** kennen wir doch in der That nur, als ein Attribut gewisser organisirten lebenden Wesen auf unserm Globus. Diese können aber nichts unmittelbar bewegen als die Glieder ihres Körpers. Wollen sie auf andre Dinge wirken, so können sie es nur mittelbar, d. h. vermöge der Anstrengung und Bewegung ihrer eigenen Organe. Ohne deren Action würde ihr blosses **Wollen** unkräftig, ohne Effect bleiben. Sie würden ein Sandkorn so wenig, als die Masse des ganzen Sonnensystems, durch einen **Befehl** ihres **Willens** bewegen können.

Woher kommt uns also, könnte ein **Skeptiker** fragen, die Ueberzeugung von jener Allkraft des **Willens**, da wir den Willen doch nur von seinem uns allein bekannten Subjekt — der menschlichen und thierischen Natur — abgesondert, und auf die **Grundursache** der Dinge deswegen übertragen haben, weil wir ihn für eine **Vollkommenheit an sich**, halten, obgleich was wir Vollkommenheit nennen es **nur beziehungsweise** seyn kann? —

Hier

Hier rede ich nur von dem Wege der Speculation, und ob man auf diesem allein, zur Ueberzeugung von Gottes Eigenschaften gelangen könne? —

Ich schliesse diesen Aufsatz mit einer Stelle von Diderot: „Die Unmöglichkeit, die Bildung eines Thieres „oder einer Pflanze, durch blosse Attraction, Träg„heitskraft, Beweglichkeit, Impenetrabilität, Aus„dehnung, Bewegung, u. d. zu erklären, hat den Phi„losophen Baumann *) dahin gebracht, in der Natur „noch andere Eigenschaften anzunehmen. Unzufrieden „mit den plastischen Naturen, welche alle Wunder der „Welt wirken, unzufrieden mit den intelligenten Sub„stanzen, welche auf eine unbegreifliche Art in die Ma„terie einwirken; und mit der Simultaneität der Schö„pfung und Bildung der Substanzen, die, in einander „enthalten, sich in der Zeit auswickeln, durch die Fort„setzung eines Ersten Mirakels; eben so wenig erbau„et von der Extemporaneität ihrer Hervorbringung, „welche nichts als eine Kette von Wundern seyn würde, „die in jedem Moment der Dauer wiederholt wür„den, hat er gedacht, daß jene unphilosophischen Syste„me nicht statt gefunden haben könnten, ohne die übel„gegründete Furcht, sehr bekannte Modificationen einem „Wesen zuzuschreiben, dessen innere Natur uns unbe„kannt ist, und aus eben dem Grunde, trotz unseres Vor„urtheils, mit jenem Modificationen sehr verträglich seyn „kann.

*) vid. Diss. metaph. de universali Naturæ systemate, Erlang. 1751.

„kann. Aber welches ist dieses Wesen? welches sind die„se Modificationen? — Darf ich es sagen? fahren D. Baumann und Diderot fort, die körperliche Substanz (l'Etre corporel,) ist dieses Wesen. Zu seinen Modifikationen gehören: „Begierde, Abscheu, Sensation, Gedächtniß."

Anonym.

II.
Etwas von Naturgesetzen.

Johann Bernoulli behauptete die Contingenz der Gesetze der Bewegung: Euler und d'Alembert lehren, wie es scheint mit mehrerm Rechte, ihre Nothwendigkeit.

Mich dünkt, d'Alembert hat den wahren Gesichtspunkt dieser Frage, sehr treffend bestimmt.

Sie schränkt sich darauf ein, zu wissen: ob die Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung, die man in der Natur beobachtet, von denjenigen verschieden sind, welchen die sich selbst überlassene Materie folgen würde?

Nach dem Urtheil jenes großen Geometers ist es von der höchsten Evidenz, daß, wenn man nur die Existenz der Materie und der Bewegung supponirt, aus dieser doppelten Existenz nothwendig gewisse Wirkungen

kungen resultiren müssen. Ein Körper — der durch irgend eine Ursache in Bewegung gesetzt ist, muß entweder nach Ablauf einiger Zeit Halt machen, oder allzeit fortfahren sich zu bewegen. Ein Körper, der, indem er sich bewegt, den beyden Seiten eines Parallelogramms zu folgen strebt, muß nothwendig — entweder die Diagonale, oder irgend eine andere Linie beschreiben. Wenn mehrere Körper in Bewegung sich begegnen und aneinander stossen, so muß, zufolge ihrer gegenseitigen Undurchdringlichkeit, nothwendig irgend eine Veränderung im Zustande aller dieser Körper — oder wenigstens im Zustande einiger unter ihnen — erfolgen. Nun ist unter verschiedenen möglichen Wirkungen — sey es in der Bewegung eines isolirten Körpers, oder in der Bewegung mehrerer Körper, die aufeinander wirken — nothwendig Eine, welche zufolge der bloßen Existenz der Materie, und ohne Rücksicht auf ein anderes Principium, ohnfehlbar statt finden muß.

Nach d'Alemberts Regel muß der Philosoph durch das Raisonement zu entdecken suchen, welches die Gesetze der Statik und Mechanik in der sich selbst überlassenen Materie seyn würden? —

Sodann muß er durch die Beobachtung ausfindig machen, welche Gesetze wirklich in der Welt angetroffen werden. Wenn jene, welche ihm das Raisonnement angiebt, von denen differiren, welche die Erfah-

rung

rung ihm kennen lehrt, so muß er urtheilen, daß die letztern zufällig sind, oder daß sie von einem besondern Willen des höchsten Wesens abhangen.

Wenn aber — und dies ist wirklich der Fall! — die durch die Erfahrung gegebenen Gesetze der Statik und Mechanik, mit denjenigen übereinstimmen, welche uns das Raisonnement a priori entdeckt, so ist der Schluß natürlich, daß die beobachteten Gesetze, nothwendige Wahrheiten, also nicht von der Willkühr oder Wahl irgend eines Wesens abhängig sind.

Man sieht alsdenn, daß diese Gesetze aus der Existenz der Materie selbst resultiren.

Nun ist es demonstrirt, daß ein sich selbst überlassener Körper ewig in seinem Zustand der Ruhe oder der einförmigen Bewegung bleiben muß — es ist demonstrirt, daß, wenn ein solcher Körper in seiner Bewegung, auf einmal den beyden Seiten eines Parallelogramms zu folgen strebt, die Diagonale die Richtung ist, die er von sich selbst nehmen muß. Es ist demonstrirt, daß alle Gesetze der Mittheilung der Bewegung zwischen den Körpern, sich auf die Gesetze des Gleichgewichts reduciren, und daß diese letztern sich wider auf die Gesetze des Gleichgewichts zweyer gleichen Körper zurückbringen lassen, die mit gleichen virtuellen Geschwindigkeiten, in entgegengesetzten Richtungen, begabt sind.

In

In diesem letztern Falle müssen offenbar die Bewegungen der beyden Körper sich einander wechselsweise aufheben. Mit geometrischer Nothwendigkeit wird auch dann noch Gleichgewicht seyn, wenn die Massen sich im umgekehrten Verhältniß der Geschwindigkeiten befinden.

Es bleibt nur noch zu wissen übrig, ob der Fall des Gleichgewichts einzig ist, d. h. ob, wenn die Massen nicht im umgekehrten Verhältniß der Geschwindigkeiten sind, der eine Körper den andern nothwendig in Bewegung setzen muß? —

Es ist leicht zu sehen, daß, sobald es einen möglichen und nothwendigen Fall des Gleichgewichts giebt, keine andern Fälle statt finden können. Sonst würden, wie d' Alembert sehr wohl bemerkt, die Gesetze des Stoßes der Körper, die sich nothwendig auf die des Gleichgewichts reduciren, unbestimmt werden. Dies aber kann nicht seyn, weil, wenn ein Körper einen andern stößt, nothwendig daraus eine einzige Wirkung resultiren muß, welche die unausbleibliche Folge von der Existenz und Impenetrabilität dieser Körper ist.

Ausserdem hat d' Alembert die Einheit des Gesetzes des Gleichgewichts — welche Necessität involvirt — durch ein mathematisches Raisonnement, in seinem treflichen Traité de Dynamique, so gut als erwiesen.

Aus allem dem folgt, daß die durch Erfahrung bekannten Gesetze der Statik und Mechanik eben diejenigen

nigen sind, welche aus der Existenz der Materie und der Bewegung selbst entspringen. Denn die Beobachtung zeigt uns diese Gesetze an den Körpern, die uns umgeben. Also sind die Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung, nothwendige Wahrheiten.

Einige Weltweisen haben bey der Demonstration, welche sie von den Gesetzen der Bewegung geben, sich des Prinzips der Endursachen bedient, und jene Gesetze aus den Absichten herzuleiten versucht, welche der Urheber der Natur bey der Feststellung jener Regeln sich vorgesetzt haben könnte.

Boscowich, D'Alembert, und Büffon verwerfen diese Art zu raisonniren, wie mich dünkt, mit gutem Grunde. Nach der Absicht der Schwere, der anziehenden und zurükstossenden Kraft, und der einfachen aber indispensabeln Regeln zu fragen, nach welchen jene Kräfte wirken, ist unstreitig eben so ungereimt, als ob man nach dem Endzweck der Ausdehnung, der Undurchdringlichkeit, u. d. m. fragen wollte. Die Gesetze, nach welchen die Materie wirkt, müssen, sobald sie existiert, nothwendig aus ihrer eigenen Natur fließen.

„Die ewigen Gesetze nach welchen die Welt erhalten und regiert wird, sagt ein großer Mathematiker, *) sind

*) Ich glaube, es war Condorcet.

sind so einfach, daß sie sich von selbst zu etabliren scheinen.“

At mihi nec unqnam placuit, nec placebit sane unquam in investigatione Naturæ *causarum finalium* usus. Nam non perfectiones omnes innotescere nobis possunt, qui *intimas* rerum naturas nequaquam inspicimus, sed externas tantummodo proprietates quasdam agnoscimus, sagt P. Boscowich, in seiner zu Venedig gedruckten Theoria philosophiæ naturalis.

Eben dieser wahrhaftig geometrische Kopf verwirft den Leibnizischen Optimismus, unter andern, auch aus dem Grunde: weil in jeder Art der Möglichkeiten, nur eine — obgleich ins Unendliche verlängerte — Reihe von endlichen Dingen statt finden kann, und weil hier so wenig ein *Maximum* als ein *Minimum* der Vollkommenheit sich denken läßt.

Quavis *Finita* perfectione, utcunque magna vel parva, sit alia perfectio major vel minor, sagt Boscowich.

Er schließt daraus, daß Gott, welchen Grad der Vollkommenheit er auch für seine Welt hätte wählen wollen, doch nothwendig andere grössere Grade hätte vorbeygehen müssen. Optimum non selegit, ubi optimum est nullum, fährt er fort.

Mich freute es, vor kurzem zu sehen, daß auch der Herr Geheime Kanzleysekretair Rehberg in Hannovre/

ver, den ich für einen der tiefsinnigsten teutschen Philosophen halte, in seiner neuesten Schrift: über das Verhältniß der Methaphysik zu der Religion, welche überhaupt mit seltener Freymüthigkeit geschrieben ist, p. 160, u. f. den Optimismus deswegen verwirft, weil es ihm an bündigen Beweisen sehr fehlt, und, weil er ausserdem noch unauflöslichen Einwürfen ausgesetzt ist.

Sein Hauptbeweis, dünkt mich, gründet sich auf die Lehre von den moralischen Eigenschaften der Gottheit. Diese sind aber keines Erweises fähig, und offenbar bloß menschliche Vorstellungsart.

Anonym.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

III.

Olivier Mac-Allesters sonderbare Nachrichten von dem was im Jahr 1758 in Frankreich mit ihm vorgegangen. *)

Bey meiner Ankunft zu Paris, am Abend des 31sten März 1758 fand ich ein Billiet von einem Policey-

*) Aus desselben Series of Lettres, discovering the schemes projected by France in 1759. for an intended Invasion upon England ausgezogen.

Inspector Nahmens Buhot, worinn er mich bat am andern Morgen sehr früh zu ihm zu kommen, weil er wichtige Sachen mit mir zu verabreden habe. Herr Lewis *) und ich wunderten uns ein wenig hierüber. Wir glaubten es würde ein Befehl seyn, Paris in vier und zwanzig Stunden zu verlaßen, wie es Fremden oft wiederfährt. Wir hatten im Hause gehört, daß dieser Mann, der den völligen Aufzug einer Standesperson führte, eigentlich die Vollziehung derer Befehle auf sich habe, vermöge deren Fremde, die nicht eine besondre Erlaubnis vom Minister haben, Paris in Kriegszeiten verlassen müssen; dies bestärkte uns in unsrer Meynung. Der Einladung zu folge, begab ich mich am andern Morgen, den 1sten April vor 8 Uhr zu ihm. Er empfieng mich in einem prächtig aufgeputzten Zimmer, einem sehr reichen seidnen Schlafrocke, mit einer Art von Größe als ob er selbst erster Minister gewesen wäre. Er versicherte mich sehr höflich, er freue sich daß mich sein Billiet richtig getroffen, Nach einigen andern Complimenten (wovon auch der geringste Franzos einen Ueberfluß, jedoch ohne einigen Grad von Aufrichtigkeit, zu allen Zeiten fertig hat,) frug er mich, ob ich wohl ein Geheimnis verwahren könne? Ich bejahete es. Er sagte mir darauf, daß er es selbst nicht wisse; allein er sey überzeugt, es sey von Wich-

*) Ein vertrauter Freund des Autors dieser Briefe der mit ihm von Dünkirchen nach Paris gekommen war.

Wichtigkeit, und dürfe schlechterdings nicht bekannt werden. Hierauf fügte er noch hinzu: „Sie sind „nicht völlig angezogen; wollen Sie nach Hause fah„ren und sich so kleiden, daß Sie um eilf Uhr mit mir „zu einem sehr angesehenen Manne gehen können, wel„cher schon längst gewünscht hat Sie zu sprechen." Ich begab mich deswegen in meine Wohnung; und hier muß ich meine Schwachheit gestehen; ich betrachtete diesen Mann als eine sehr wichtige Person, fand aber nach der Zeit, daß er nichts weiter als einer von den gewöhnlichen Spionen der Policey war. Als ich zu ihm zurück kam, fand ich den Herrn prächtig angezogen, gepudert und parfümirt. Wir begaben uns sogleich in das Hotel des Herrn Bertin, damaligen Policey-Lieutenant, den ich vorher nie gesehen, noch etwas von ihm gehört hatte; ich war so gar nie in dieser Gegend der Stadt gewesen. Es war eben der Tag, wo Lever oder Cour bey ihm war.

Ich folgte meinem Führer; wir kamen durch das erste Vorzimmer, das sehr groß, und mit Leuten vom mittlern Stande, als Offiziers, Abbés, Priestern, und dergleichen angefüllt war. Das zweyte war voller Personen von Range, von beyden Geschlechtern. Kurze Zeit darnach erschien Herr Bertin in seiner Amts-Perüke und Kleidung aus seinem Kabinete, welches nahe an dem Orte war, wo ich mit meinem Führer stand. Nachdem er eine Menge Bittschriften

angenommen, mit einigen Personen gesprochen, vielen aber Versprechungen gethan hatte, entließ er die Gesellschaft, uud ohne zu denen im ersten Zimmer zu gehen, kam er auf mich zu und grüßte mich höflich. Mein Begleiter war vorher bey ihm in seinem Kabinette gewesen, und hatte ihm meine Ankunft gemeldet. Mein Führer gieng hierauf in das andre Vorzimmer, und ließ uns beysammen. Bertin fieng mit vieler Höflichkeit (nach Pariser Mode) an: „er glaube ich sey zu einem sehr wichtigem Geschäfte ausersehen, und frug ebenfalls, ob ich ein Geheimnis verschweigen könne?“ Ich versicherte es ihm, und fügte hinzu, „daß „wenn es auch bekannt würde, es doch nie durch mich „geschehen sollte; daß ich aber in diesem Falle unmög„lich dafür stehen könnte.“ Er antwortete darauf, dies könnte nie geschehen; er wolle schon dafür sorgen; auch hätte ich deswegen nichts zu fürchten, weil die ganze Sache nur mir allein anvertraut werden sollte. Er bat mich also, zu überlegen, ob ich Entschlossenheit und Klugheit genug habe das Geheimnis zu bewahren, im Gegentheile aber lieber mich auf nichts einzulassen.

Alle diese große Vorsicht reitzte meine Neugierde so sehr, daß ich eifrig wünschte zu wissen, was es sey, und ihm dieserwegen alle mögliche Versicherungen gab. Er antwortete, er zweifle an denselben gar nicht, jedoch fügte er hinzu: „Sie gehen tiefer ins Land, und „wer=

„werden dort Leute antreffen, die Sie noch nicht ken„nen. Wenn Ihnen auch nur das geringste entwischt, „so können Sie durch Leute *) ermordet werden, von „denen Sie es am wenigsten vermuthen, und die „ich nie entdecken kann, so daß Sie bloß sich selbst und „Ihr eignes Betragen anklagen könnten." Würde ich hingegen, die Sache glücklich ausführen, so könnte ich auf die größte Ehre und Vortheile rechnen. Ich versicherte ihm, daß ich für meine Aufführung mit meinem Leben haften wolle, und also von dieser Seite nichts zu fürchten habe. Hierauf bat er, daß ich mich künftigen Sonntag früh in Versailles bey dem Grafen von St Florentin einfinden möchte, welches ich ihm auch versprach.

Der Policey-Lieutnant, als der unterste Minister, ist verbunden, jeden Sonntag früh, wenn nicht irgend ein außerordentlicher Zufall ihn daran hindert, nach Versailles zu gehen, um dort die Befehle des ersten Ministers, welches damals der Graf von St. Florentin war, zu holen. Ich erschien in der Wohnung dieses letztern, nach der Anweisung des Herrn Bertin; nach einer halben Stunde kam dieser auch, und nikte mir vertraulich mit dem Kopfe, als er bey mir] vorbey in das Kabinet des Ministers gieng. Ich befand mich damals im Vorzimmer, in einer sehr großen und vornehmen Gesellschaft, wovon ein jeder die Ankunft des

*) Der Autor fand nach der Zeit, daß er die J. f..t. n meynte.

Grafen erwartete. Als dieser erschien und die ersten Complimente vorbey waren, bemerkte ich, daß die Augen des Ministers und Bertin's auf mich gerichtet waren; und da es schien, als ob sie sich nach mir zu bewegten, so näherte ich mich ihnen, mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, ohne jedoch einige Unterwürfigkeit oder kriechendes Wesen zu verrathen. Dies Betragen schien ihnen zu gefallen. Der Minister besah mich mit einem durchdringendem Blicke, vom Fuße bis zum Kopfe, (denn er hatte mich vorher nie gesehen) und sagte mir etwas, das ich nicht völlig verstand, auf meine bescheidne Begrüßung; ich glaube aber er hieß mich warten. Bertin aber nahete sich mir völlig, und sagte nur halb laut, jedoch deutlicher: ich möchte verziehen, es würde ein Herr kommen und mit mir sprechen. Da meine Neugierde aufs höchste gestiegen war, das Geheimniß zu wissen, so wurde ich ein wenig verdrießlich, da ich sie beyde das Zimmer verlassen sahe, ohne weiter etwas erfahren zu haben. Sie giengen gerade zum Könige, der sich erst in die Messe und von da in den geheimen Rath begab.

Ehe der Minister im Vorzimmer erschien, hatte ich, unterdessen Bertin bey ihm war, einen Mann der ein Ludwigskreutz trug bemerkt, welcher zweymal bey ihnen aus und eingieng, als ob er Geschäfte mit ihnen abzuthun hätte. Dieser Mann, wie ich hernach erfuhr, war erster Kammerdiener beym Grafen. Ich blieb wohl

wohl eine Viertelstunde da, und gieng aus Unzufriedenheit hin und her. Endlich sahe ich diesen Mann nebst noch einem anderem hereintreten; der letzte kam auf mich zu, grüßte mich sehr freundlich und sagte: der Minister habe ihn geschickt um mit mir zu sprechen. Wir giengen deswegen in die Gärten. Dieser Herr, wie er mir selbst sagte, hieß Trefraville, und war Grand Prévôt von Poitou; ein sehr artiger einnehmender Mann im Umgange. Ich erwartete nun das Geheimnis von diesem, deßen Stelle sehr wichtig und einträglich ist. Im spatzieren gehen frug er mich, wie lange ich in Paris wäre? wie lange ich französisch gelernt? und schien verwundert, daß ich es so gut spräche. Ich nahm dies für ein Compliment, denn ich sprach es damals ziemlich schlecht. Hierauf sagte er mir: daß er nicht oft nach Versailles käme, und auf dem Lande lebte, wo es ihm eine Ehre seyn würde mich zu sehen, weil er bald von hier weg zu gehen gesonnen wäre. Er glaubte ich würde in einer höchst wichtigen Angelegenheit, die die größte Klugheit erfordre, auf das Land geschickt werden, wobey ich Gefahr liefe mich unglücklich zu machen, wenn ich von etwas spräche was mir anvertraut wäre; hingegen hätte ich nichts zu befürchten, wenn ich klug verführe. Auch wäre er in der Nähe mich zu beschützen, wenn jemand mir einiges Leid zufügen wollte; ich sollte nichts fürchten. Er glaubte sogar, es würde sich so fügen, daß wir zusammen abreisten. Endlich sagte er: er müße in des Königs

Pallast essen, bat mich gegen vier Uhr wieder bey dem Grafen von St. Florentin zu seyn und verließ mich.

Ich war nun allein, und wieder sehr misvergnügt meine Absicht nicht erreicht zu haben. Ich hatte eben keinen großen Hunger und brauchte deswegen nicht zu Tische zu gehen. Ich wunderte mich, wie ich in die ganze Sache verwickelt worden war, und fieng an zu glauben, daß nun kein Weg mehr für mich übrig sey, herauszukommen. Demungeachtet hofte ich noch immer das Geheimniß zu erfahren. Um vier Uhr war ich im Vorzimmer des Ministers. Kaum war ich eine Viertelstunde dort, so kam Herr Trefraville und sagte mir: Herr Bertin habe versprochen um sieben Uhr zu uns zu kommen, wir wollten unterdeßen in die große Gallerie gehen, und dort mit einander sprechen. Als wir dort angekommen waren, setzten wir uns in ein Fenster, zogen den Vorhang zu, und saßen nun so allein als in einem Kabinette. Er fieng an von der Pracht von Versailles, dem Pallaste und den Gärten zu sprechen; alsdenn kam er auf den andern Punkt, aber in dem nehmlichen Tone wie ehedem, und begnügte sich, so wie der Polizey-Lieutenant, mir Stillschweigen und Verschwiegenheit zu empfehlen; ich erfuhr zu meinen Erstaunen weiter nichts. Zwischen sieben und acht Uhr begaben wir uns zu dem Minister; da aber Herr Bertin nicht zur bestimmten Zeit kam, führte mich Herr Trefraville auf sein Zimmer. Kurze

Zeit

Zeit hernach kam der Polizey-Lieutenant, setzte sich zum essen, und sagte: „er habe den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen;" als er fertig war, giengen sie beyde in ein ander Zimmer, und sprachen lange Zeit mit einander. Endlich wurde ich auch in dasselbe geführt. Bertin sagte mir, ich müße in zwey oder drey Tagen in sein Haus kommen, wo er mit mir sprechen würde; ich wäre bestimmt in einer Sache von der größten Wichtigkeit auf das Land zu gehen; ich würde weder von ihm noch von irgend einem Minister abhängen, sondern der König selbst wolle für mich sorgen. Hierauf fuhr er fort mir Entschlossenheit und Verschwiegenheit aufs neue zu empfehlen, und rieth mir einige Arzeneyen zu nehmen, weil ich in eine andre Luft kommen würde. Ich nahm Abschied, versprach zu ihm zu kommen, wie er es verlangt hatte, nahm einen Wagen, und begab mich nach Paris zurück.

Es ist schwer, sich meine Unruhe und Zweifel über diese Sache vorzustellen. Während dem Rückwege, als ich darüber nachdachte, sahe ich in allem dem Betragen nichts als überflüßige Weitläuftigkeiten, Kunst, Arglist und Verstellung. Demungeachtet konnte ich ohne große Gefahr mich nicht davon loßmachen. Ich beschlos also, bis zur Erösnung des außerordentlichen Geheimnisses alles mit Gedult zu erwarten, welches ich gewiß bey der nächsten Unterredung mit dem Herrn Bertin zu erfahren glaubte. Ich begab mich

des-

deswegen zu ihm. Er bat mich zu Duval seinem ersten Sekretär, der eben in seiner Kanzley war, zu gehen. Dieser alte Mann, der funfzig Jahr in dieser Stelle gewesen war, muß alle Wochen einmal die Bastille visitiren, und Bericht von den Gefangenen geben; allein unter dem Scheine von Weichherzigkeit, Menschlichkeit und Erbarmen, ist er von Grausamkeit verhärtet und ohne Gefühl. Die Menge der Unglücklichen, und die Gewohnheit sie zu sehen, haben ihn gegen jede Empfindung stumpf gemacht, auch sind ihm ihre Leiden und so gar ihr Tod nur Scherz. Dies sind die traurigen Folgen der Gewohnheit in verhärteteten Seelen.

Ich sahe diesen alten Cerberus zum erstenmale, der, als er erfuhr wer ich war, mich so gütig empfieng, daß ich ihn für den menschenfreundlichsten Mann hielt. Er sagte mir, er erwartete den Herrn Trefraville, der auch kurz darauf kam. Sie sprachen eine kurze Zeit mit einander, und nun beschrieb Duval ein gedrucktes Pappier, worin leere Stellen waren, und schickte es herunter, damit es von dem Herrn Bertin besiegelt und unterschrieben würde. Als es zurück kam, sprach er zu mir: „mein Herr, Sie werden mit diesem „Herrn in wenig Tagen verreisen; Sie dürfen an niemand schreiben, noch jemand wissen lassen wo Sie „sind.“ Dies war unnöthig, denn ich wußte es von mir selbst. Trefraville sagte mir, er müßte mich den

nächsten Abend im Louvre sprechen. Hierauf gab mir Duval das erwähnte Papier, wobey er mich errinnerte es wohl in acht zu nehmen, und beständig bey mir zu tragen; hier ist die Uebersetzung davon.

Heinrich Leonard Johann Baptista Bertin, Mitglied des Königlichen Geheimen Rathes, General-Lieutenant der Polizey, Prevot und Vicomte von Paris, Commissar des Geheimen Raths, Fügen hiermit zu wißen: daß, auf Ansuchen des Herrn Mac Allester aus Irrland bey Sr. Majestät dem Könige wegen seines Aufenthalts in Frankreich, Se. Majestät ihn von dem allgemeinem Befehle der alle Grosbrittanische Unterthanen angeht, das Königreich zu verlaßen, ausgenommen haben. Zu Urkund deßen haben wir ihm gegenwärtiges Certificat ausgestellt. Gegeben unter unsrer Hand und Siegel, zu Paris, am 6ten April. 1758.

Bertin. (L. S.)

Zufolge unsrer Abrede, traf ich Trefraville am nächstem Abend. Er sagte mir, er habe Geschäfte die ihn nöthigten noch vor mir auf das Land zu gehen: allein er hofte mich noch unterwegs zu treffen, und bat mich nochmals, künftigen Morgen bey dem Polizey-Lieutenant mit ihm zusammen zu kommen; welches ich auch that. Er bezahlte mir 300. Livres, nahm meine Quittung, und sagte, ich sollte das Geld zu meinem Gebrauche anwen-

anwenden, denn ich könnte viel Ausgaben unterwegs haben, ehe wir einander träfen. Dies so wohl als das übrige geheimnisvolle Betragen beunruhigte mich sehr. Ich gieng nun nach Hause, und kam zu keinem von ihnen, weil ich glaubte sie würden in einem oder etlichen Tagen wohl nach mir schicken. Da aber dies nicht geschahe, so schloß ich, es müsse irgend etwas vorgegangen und die ganze Sache in Vergeßenheit gekommen seyn, oder, daß sie mir das Geheimnis nicht anvertrauen wollten. Jedoch, ungefehr zwölf Tage darnach, als ich eben aus dem Bette gestiegen war, verlangte mich jemand zu sprechen. Es war, so viel ich mich errinnere, beynahe sieben Uhr. Ich ließ ihn herein kommen. Er bat mich, mich bereit zu halten; er sey von Buhot geschickt, ich müßte unverzüglich abreisen; Pferde und Wagen würden sogleich kommen; ich sollte befehlen, daß meine Kleider und Wäsche so gleich eingeschloßen würden. Ich frug ihn wo ich hingehen sollte? er antwortete aber, er wiße es nicht; ich brauche ihn nicht zu fragen, es warte jemand auf mich, der mir alles erklären würde. Ich zog mich an, und bestellte mein Frühstück während meine Kleider eingepakt würden. Mein Bedienter trug das Felleisen; allein er war kaum die Straße lang gegangen, so nahm es ihm dieser Mensch ab, schickte ihn zurück, damit, wie er sagte, niemand den Ort wissen möchte wo wir hingiengen, und gab das Pakt einem Savoyarden zu tragen. Mein Freund Lewis, der mit uns gefrühstükt hatte, ließ bey meiner

Ab=

Abreise einige Thränen fallen, und weder er noch ich dachte, daß ich jetzt unschuldiger Weise den Grund zu seinem unglüklichem Tode legte. Mein Führer brachte mich in eine Straße, die Rue de Contrescarpe heißt. In einem Wirthshause, Bureau des Carosses pour la Rochelle genannt, fand ich ein Pferd fertig für mich, sechzehn wohlgekleidete Leute die bereit waren aufzusitzen, und einen Mann von gutem Ansehen, der unser Führer seyn sollte, und schon seine Verhaltungsbefehle meinetwegen erhalten hatte.

Man sagte mir nunmehr: daß ich mit diesem Manne und seiner Gesellschaft nach Rochelle gehen sollte, wo ich den Herrn Trefraville antreffen würde. Die Bagage, wobey auch die meinige war, folgte auf einem Karren mit sechs Pferden. Als die Reitpferde in den Hof heraus gezogen wurden, so fiengen alle die Herren, welche, bis auf einen oder zwey, alle Offiziers bey der Armee waren, mit der dieser Nation eignen Lebhaftigkeit an, so mit ihren Peitschen zu knallen, daß ich über diese lächerliche Aufführung sehr verwundert war. Ich glaubte eben soviel Pistolen-Schüße vor meinen Ohren zu hören. Dies ist ihre Gewohnheit so oft sie in eine Stadt kommen oder selbige verlaßen. Wir begaben uns sogleich auf den Weg; unser Führer der recht gut aussah, ritt voran, und die Gesellschaft folgte wie ein Trupp leichter Reuter. Die Reise war angenehm, und es begegnete uns nichts merkwürdiges, als

als die ungeheure Menge Bettler, die uns überall umringten. Unser Tisch und übrige Aufnahme war aller Orten recht gut. Das Knallen der Peitschen, welches unaufhörlich fortdauerte, brachte mich auf die Bemerkung, wie vieler Gefahr man sich in England mit dieser albernen Gewohnheit aussetzen könnte, weil dadurch alle Hunde rege werden und Menschen und Pferde anfallen würden.

Am Sonntage kam ich mit einem Offizier von der Gesellschaft gegen fünf Uhr Abends an, die übrigen folgten; wir stiegen in dem besten Wirthshause ab. In einem fremden Lande, ohne Freund oder Bekannten, konnte ich nichts besseres thun als mich bey den Leuten im Hause nach dem Herrn Trefraville zu erkundigen. Sie versicherten mich, daß sie ihn gut kenneten, glaubten aber nicht, daß er gegenwärtig in der Stadt sey; allein die sicherste Nachricht würde ich in seinem Hause oder bey dem Marschall Seneterre erhalten. Dies beruhigte mich ein wenig; denn ich wußte noch nicht daß dieser Ort sein gewöhnlicher Aufenthalt war. Als ich zu ihm schickte, erhielt ich zur Antwort: daß weder er noch irgend jemand zu Hause sey, der einige Auskunft geben könne. Ich begab mich also nach dem Pallaste des Marschalls. Dort erkundigte ich mich bey den Schildwachen, allein sie kannten meinen Mann nicht. Ich gieng in das Haus und begegnete unten an der Treppe einem Bedienten; ich frug ihn erst, ob der

Mar-

Marschall zu Hause sey, welches er bejahete, ferner ob Herr Trefraville bey ihm wäre? Er gab mir zur Antwort, er wisse es nicht; es sey eben eine große Gesellschaft bey dem Marschall, der selbst eben im Spiele begriffen sey; es stände mir aber frey herauf zu gehen, und ich würde ihn in dem großen Zimmer gerade der Treppe gegenüber finden. Ich gieng hinauf, und war nicht wenig verwundert, mich, nachdem ich die Thüre geöfnet hatte, auf einmal in einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen zu befinden. Es war eben diesen Abend Spiel bey dem Marschall; der Bediente hatte mich wegen meines Anzugs, der blau mit Silber war, vermuthlich für einen Offizier angesehen, und dies glaubte auch wohl die ganze Gesellschaft. Alle Augen waren auf mich gerichtet, und ich mochte wahrscheinlicher Weise auch ein wenig verwirrt aussehen; ich war in Stiefeln, hatte eine Peitsche in der Hand, und meine Kleider trieften von einem heftigen Regen der mich kurz vor der Stadt überfallen hatte.

Ein paar Herren kamen auf mich zu und fragten mich sehr höflich was zu meinen Diensten stände? Ich erkundigte mich nach Herrn Trefraville, und erfuhr daß er nicht hier sey, aber in ein oder zwey Tagen erwartet werde. Ich entschuldigte hierauf meinen unvermutheten Eintritt, worüber man mir aber viele Höflichkeiten sagte, und begab mich in mein Wirths-

haus zurück. Am nächsten Abend als ich eben spazieren gieng, sahe ich Trefravillen in seinem Wagen mit sechs Pferden, von einigen Dragonern begleitet, ankommen. Er empfing mich mit offnen Armen. Nun hofte ich endlich gewiß das große Geheimniß zu erfahren: allein er erwähnte kein Wort davon, und ich hielt es nicht für meine Sache ihn darum zu fragen.

Gegen das Ende des Mayes, sagte er mir eines Abends, es würde ihm lieb seyn mich den andern Morgen bey sich zu sehen. Nie glaubte ich der Befriedigung meiner Neugierde so nahe gewesen zu seyn; ich hofte nun ganz gewiß etwas ausserordentliches zu hören, und dies geschah auch: denn er sagte mir, er habe Befehl vom Hofe mich sogleich wieder nach Paris zu schicken, und zahlte mir wieder 300 Livres aus, wofür ich ihm meine Quittung gab. So sehr auch diese schnelle Veränderung mich mit Verwundrung und Nachdenken erfüllte, so hielt es mich dennoch nicht ab, sogleich fortzureisen.

Bey meiner Ankunft zu Paris schrieb ich an den Herrn Bertin, und gieng von da nach Versailles, um mich dem Grafen von St. Florentin zu zeigen. Als ich ihm, oder vielmehr seinem Sterne und blauem Bande, meine Verbeugung machte, dankte er mir mit einer bekannten und vertraulichen Art; eine hinreichende Belohnung in den Augen eines Franzosen.

Ich

Ich machte noch oft meine Aufwartung bey dem Polizey-Lieutenant, allein er frug mich nie ein Wort wegen meiner Reise, oder erwähnte irgend etwas von dem was zu Versailles vorgegangen war. Dies Betragen machte mir eben nicht die größten Begriffe von der Großmuth des französischen Ministerii. Ich beschloß von diesem Augenblicke mich so bald als möglich von selbigem loszumachen.

Ich lebte nun einige Zeit sehr einsam, ohne ein Wort von einem Minister zu hören. Als ich einst Abends im Luxemburg spatzieren gieng, begegnete mir Buhot dessen ich schon erwähnt habe, und bat mich am folgenden Tag zu ihm zu kommen. Ich that es. Nachdem er von verschiedenen gleichgültigen Dingen gesprochen hatte, frug er mich, ob ich in London jemand Nahmens Hamilton kenne? Ich gab ihm zur Antwort, es gäbe deren viele, und ich kennete ihrer selbst einige. Er fuhr hierauf fort: der welchen er meynte sey ein Priester. Ich erwiederte, daß mir kein solcher bekannt sey, ausgenommen einer der Kaplan bey dem venetianischen Gesandten gewesen wäre. Buhot gieng hierauf fort ohne weiter etwas von der Sache zu sprechen. Ungefähr zwey Monathe darnach traf er mich wieder in dem Garten von Luxemburg an, wohin er, wie ich vermuthe, gekommen seyn mochte mich aufzusuchen. Er zog mich auf die Seite und sagte: er glaube ich würde auf Befehl des Mi-

 nisters

nisters auf zwey oder drey Tage verreisen müssen, und bat mich am folgenden Tage zu ihm zukommen. Da ich dies nicht sogleich des Morgens that, so fand ich gegen Mittag folgendes Billet von ihm.

„Ich bitte Sie, mein Herr, sogleich nach Tische „zu mir zu kommen, damit ich wegen der bewußten „Angelegenheit mit Ihnen sprechen kann. Da Sie „einige Tage abwesend seyn werden, so versehen „Sie sich mit etwas Wäsche, Nachtzeug und dergl. „Ich bin Ihr aufrichtiger Freund. Am 18ten No„vember 1785.

Buhot.

Ich befahl also meinem Bedienten einige nöthige Sachen in einen Mantelsack zu packen, sie zu Herrn Buhot zu tragen, und ich folgte ihm. Ich fand den Caffee bey ihm schon fertig; er befahl eine Kutsche zu holen. Als ich ihn frug wohin wir reißten? antwortete er mir: nicht weit, wir machen nur eine Spazierfarth. Als der Wagen gekommen war, wurde mein Mantelsack hinein gelegt, und ich wunderte mich ein wenig, daß für ihn nicht eben diese Vorsicht beobachtet war. Der Kutscher, welcher vermuthlich schon unterrichtet seyn mochte, fuhr nach einer Seite der Vorstadt wo ich noch nie gewesen war; sie schien mir eben nicht sehr volkreich zu seyn. Nachdem wir ungefähr zwey kleine Meilen gefahren waren, hielten wir vor einem großen Hause still, das ich für einen an-

sehnli-

sehnlichen alten Pallast hielt, (was es auch, wie ich nach der Zeit erfuhr, ehedem gewesen war). Das Gebäude, welches in einer Art von halbem Cirkel herum gieng, war sehr groß und schön, der Hof davor ebenfalls weitläuftig und wurde von der Landstraße durch ein starkes eisernes Geländer abgesondert, so wie sie gemeiniglich vor den prächtigsten Landhäusern der vornehmsten Leute sind. Auf der einen Seite war ein hübsches Haus für den Thürsteher.

Da ich mich, sobald der Wagen still hielt, umsahe, und dennoch niemand erblickte, sondern überall eine große Stille gewahr ward, so schloß ich daraus es sey ein Kloster, oder der Pallast irgend eines Erz-Bischofs. Sobald wir ausstiegen kam der Thürsteher sogleich entgegen. Buhot, den er gut zu kennen schien, befahl ihn dem Mantelsack heraus zu nehmen, und mich bat er meinen Degen bis zu meiner Rückkunft zurück zu laßen; wodurch ich noch mehr in meiner Meynung daß es ein Kloster sey bestärket wurde. Indem wir über den Hof giengen frug ich ihn, was dies für ein Ort sey? Es ist Bicetre, gab er mir zur Antwort. Ich ward dadurch nicht weiser, weil ich diesen Nahmen nie gehört hatte. Ich bemerkte noch eine Arkade oder bedekten Gang auf der einen Seite, und ein paar schöne eiserne Thore, die in einen andern geräumigen Hof führten. Ich erkundigte mich bey Buhot, was für ein Ort Bicetre sey? und er sagte mir: daß hier eine

Menge liederliches Volk nebst andern Gefangenen bewahrt würden; auch wären hier Leute von Vermögen gleichsam in der Kost, und man könne da sehr artig, nach Verhältniß seiner Umstände, leben. Endlich fügte er noch hinzu: „Sie werden vielleicht eine kurze Zeit dort „zubringen, um mit jemand über eine gewisse Sache, „die ich Ihnen schon sagen will, zu sprechen. Diese „wenigen Tage werden Ihr Glück machen. Sie sind „der einzige Mann in Frankreich, dem diese Angelegenheit anvertraut wird, und es ist für den König „selbst, daß Sie hieher kommen.„ Unter diesem Gespräche waren wir an dem Fuße der großen Treppe, die dem Hofe gegen über ist, angelangt, und während dem Heraufgehen sprach er, indem er mir ein Papier gab: „nehmen Sie dies und stecken es in Ihre „Tasche; allein lesen Sie es nicht eher, bis wir wieder herunter kommen. Sie werden daraus sehen, was „Sie mit der Person zu reden haben. Sie dürfen „Ihren Nahmen nicht nennen, sondern müssen sich den „geben, womit ich Sie nennen werde, wenn uns jemand „anreden sollte." Wir kamen nunmehr in ein großes Zimmer, wo uns ein Herr empfieng mit welchem Buhot sehr vertraut schien, und dessen Nahmen Sonnete war. Mein Führer zog ein Papier aus der Tasche und gab es ihm. Kaum hatte es jener übersehen, als er, mit einem Seitenblick auf mich, sagte: „dies „ist also der Herr Philip Grandville von dem in die„ser Schrift die Rede ist?" Buhot bejahete es und

ich

ich schwieg. Herr Sonnete, ein Mann von Vermögen, der, wie ich in der Folge erfuhr, sein Equipage hält, klingelte. Hierauf trat ein dicker Mann, der ungefähr wie ein Pächter gekleidet war, herein. Zu diesem sprach er: „nehmt diesen Herrn mit, und zeiget ihm das Haus „ wobey er mich bat ihm zu folgen; Ich that es, denn ich hatte nicht den geringsten Verdacht, und glaubte gewis in kurzer Zeit wieder zu Buhot und den andern zurück zu kehren. Wir giengen über den Hof, und als wir bey den eisernen Thoren ankamen, zog mein Führer ein paar große Schlüssel aus der Tasche, schloß selbige auf, und sobald wir herein waren, sogleich wieder hinter uns zu. Ich bemerkte inwendig Grenadiers mit aufgepflanzten Bajonetten, die Schildwache standen; in einiger Entfernung giengen verschiedene Soldaten herum, wie vor einer Wache, und noch einige andre Leute, die jämmerlich und wie verhungert aussahen. Diese Unglücklichen giengen alle in der Uniform des Hauses, nehmlich in einer groben braunen Jacke, langen Hosen von eben der Farbe wie Schifferhosen, groben Strümpfen, einer hohen braunen Mütze in Form eines Zuckerhuts, und hölzernen Schuhen.

Dieser Anblick, ob er gleich nur flüchtig war, erfüllte mich mit Schrecken. Unterdessen kamen wir in ein anderes Thor, bey einem anderem Gebäude. Wie wir im ersten Stockwerk anlangten, brachte

 mich

mich mein Führer durch seine Küche, woneben eine Wohnstube, und neben dieser ein Schlafzimmer, ordentlich genug eingerichtet, war. Er bat, mich nieder zu setzen; ich that es. Was ist dies für ein Ort, frug ich ihn? — Das Spital und Gefängniß Bicetre, versetzte er. — Was für ein Amt bekleiden Sie? fuhr ich fort. — Ich bin der Aufseher über das Gefängniß. — „Sie haben wohl viel Gefangene?“ — Zwischen fünf und sechstausend von beyden Geschlechtern, antwortete er, und beständig eine Wache von achtzig Mann. Ich frug hierauf, wer die Leute wären, die ich bey meinem Eingange in einem besondern Aufzuge gesehen hätte? Er sagte mir, es wären Gefangene, die schon lange hier wären, sich aber gut aufführten, und zur Belohnung die Freyheit hätten herum zu gehen, und allerhand kleine Dienste im Hause verrichteten. Ihre Kleidung sey deswegen so, damit man sie gleich erkennen könne, wenn einer entwischte; denn, fügte er hinzu, wenn der größte Mann in ganz Frankreich hierher als Gefangener kommt, so werden ihm seine Kleider, Geld, und sogar die Schuhschnallen (welches Alles er aber wieder bekömmt, wenn er die Freyheit erhält) ausgezogen, und dafür jener Anzug gegeben. Es ist ihm so gar nicht erlaubt ein Messer, eine Näh- oder Steknadel, oder irgend etwas von Metal zu haben. Diese letzte Vorsicht sey, damit sie sich nicht selbst umbringen. Ich wollte ihn meinetwegen ausforschen, und sagte deswegen, „ich

„hoffte

„hoffte in kurzer Zeit wieder von hier abzureisen. —
„Nicht so bald, mein Herr, fiel er ein, Sie kön-
„nen nicht ohne Befehl hinweg. Sie werden sich ei-
„nige Zeit hier aufhalten, aber nicht wie die anderen
„Gefangenen betrachtet; überdies wird binnen ei-
„nigen Tagen, wie ich glaube, noch jemand erwartet,
„den man zu ihnen bringen wird.“ Ich fand daß
ich nunmehr aller Höflichkeiten ungeachtet ein Gefan-
gener war, der zu irgend einer außerordentlichen Ab-
sicht ausersehen worden.

Da der Abend heran nahete frug mich der Auf-
seher, was ich zum Abendessen haben wollte? und
sagte mir dabey, daß ein recht guter Tisch für die Offi-
ziers gehalten würde: allein ich dankte, denn alle
mein Hunger war vor Furcht und Erwartung ver-
schwunden. Ich frug wo ich schlafen würde, und er
sagte mir, in einem gutem Zimmer im ersten Stocke,
welches noch kürzlich von einem Marquis, einem
Manne von vornehmer Geburt, der erst vor wenig
Tagen seine Freyheit erhalten, bewohnt worden sey.
Ich fand daselbst, nebst einem Lichte, ein gutes Feuer,
einen Tisch, zwey Stühle, und ein leidliches Bette
für einen solchen Ort. Der Aufseher schloß, als er
mich verließ, die Thüre zu, und versprach mir am
nächsten Morgen Materialien zum schreiben, so wie
es ihm befohlen worden, zu bringen.

Als ich allein war, besah ich das Papier welches mir Buhot gegeben hatte; es war seine Hand, aber vermuthlich von dem Minister dictirt; hier ist ein Auszug davon.

Instruction für den Herrn Mac-Allester.

„Die Person, auf die selbiger acht haben soll, spricht oft „von den Jesuiten, und besonders von einem Pater Fleu- „riau, der ihm, wie er sagt, viel Dienste geleistet hat. „Es ist nothwendig auf eine geschickte Art von ihm zu „erfahren, wo dieser Pater lebt und besonders in wel- „chem Kloster er sich aufhält."

„Bey der genauesten Vorsicht ist dennoch nöthig, „die Namen, Länder, Oerter des Aufenthalts derer „Personen, mit denen der Gefangne sich rühmt in Ver- „bindung zu stehn, nicht zu vergessen."

Je mehr ich dies durchlas, je weniger konnte ich mich in das Geschäft finden. Jedoch, nachdem ich alles vorhergegangne genau überdachte, so glaubte ich, daß ich nunmehr durch die Person, die ich ausfragen sollte, je- nes berühmte Geheimnis erfahren würde. Ich schloß deswegen, daß mein Geschäft, ohne daß ich es selbst wußte, unter das Kapitel von Damien gehöre; daß die Leute, die man mir als so gefährlich geschildert hatte, niemand anders als die Jesuiten wären, und ich also bey der geringsten Unvorsichtigkeit eben der Gefahr aus- gesetzt seyn würde, als ehedem der König.

Ich brachte eine unruhige Nacht ohne Schlaf zu. Die Wächter, deren eine große Anzahl ist, klopften alle Viertelstunden mit gewaltigem Geräusch an alle Thüren, und schrien mit einer fürchterlichen Stimme, ist alles richtig? Dies und die übrigen betrübten Ueberlegungen, die mich plagten, vertrieb allen Schlaf aus meinen Augen. Denn kaum hatte das gräßliche Geschrey an einem Ende der Gallerie, die um das ganze beynahe runde Gebäude herum geht, aufgehört, so fieng es an dem anderm wieder an, und dauerte so fort bis der Tag anbrach. Gegen sieben Uhr endlich trat der Aufseher in mein Zimmer, nachdem ich seine Ankunft schon durch die angenehme Musik der großen Schlüssel, Riegel und Schlösser wahrgenommen hatte. Er frug mich: ob ich wohl geschlafen hätte? ich ihn hingegen, ob es möglich sey daß ein Mensch in diesen schreklichen Mauern schlafen könne? — Eben so gut wie in einem Schiffe, wo sie eingewiegt werden, gab er zur Antwort. Er frug mich hierauf wegen meines Mittagsessens, und sagte endlich: wenn ich Lust hätte spatzieren zu gehen, so wäre ein sehr großes Zimmer zur rechten Hand von dem meinigen, worin ich gehen könnte so lange es mir beliebte. Kaum war er fort, als jemand an meine Thüre pochte; wie er hereintrat, sahe ich an seiner Uniform daß es ein Officier war. Er sagte, er käme auf Befehl des Herrn Honnete, um sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen; ich erwiederte seine Höflichkeit mit Dank. Er

frug

frug mich, ob er mir mit einem Schlafrocke dienen könnte, weil er sahe daß ich keinen hatte; und ob ich es gleich verbat, so schickte er mir dennoch einen, nachdem er mich verlassen hatte. Ich gieng nunmehr in das große Zimmer, wo ich dem nemlichen Mann der des Abends vorher mein Bette überzogen hatte, antraf. Ich trat mit ihm an ein Fenster, und erkundigte mich wegen der gegenüber liegenden Gebäude. Er sagte: das gerade überstehende Haus, sey ein andres sehr festes Gefängniß mit Namen Galbanon, noch fürchterlicher als die Bastille, weil wenige von denen die einmal dort wären, je wieder heraus kämen; denn sie würden entweder heimlich hingerichtet, oder müßten in ihren Zellen verschmachten. Diese wären so eingerichtet, daß nicht mehr Raum als für eine kleine Bettstelle, einen Tisch und einen Stuhl darin sey; die Höhe und Länge derselben betrage ungefähr fünf Fuß, und jedes habe ein kleines mit starken eisernen Stäben verwahrtes Fenster. Ueberdies gäbe es noch Kerker zwanzig Fuß unter der Erde, wo die Unglücklichen mit Ketten an den Boden angeschlossen wären. Ein Mann, der verschiedene Jahre in einem derselben gewesen, sey überall mit weißen Haaren bewachsen, so daß man seine Gesichtszüge nicht anders erkennen könne, als wenn man dieselben mit einem Kamme wegstriche. Wenn die übrigen Gefangenen, aus dem obern Theile des Gefängnisses rasirt würden, so brächte man sie aus ihren Zellen heraus auf eine Gallerie, wo sie sich auf einen Stuhl se-

tzen

tzen müßten, der von Grenadiers umgeben sey, die ihnen die Spitzen der Bajonette auf die Brust setzen, damit diese Elenden nicht etwa diese Gelegenheit ergreifen sich frey zu machen. Von Abscheu über diese Erzählung erfüllt, sagte ich, ich hofte es wären deren jetzt nicht viele da. Leider! antwortete er, ist es ganz voll. Ums Himmels willen, rief ich, was für eine Art von Leuten ist es denn, und um welcher Verbrechen willen? Da sind, sprach er, Marquis, Grafen, Jesuiten, andre Geistliche, Advocaten, und eine Menge Edelleute. Einige sind aus den Provinzen, andre aus dem Schooße ihrer Familien hergebracht worden, die nichts von ihrem Schicksale wissen, und dennoch auf ihre Unkosten unterhalten werden; die meisten liegen in Ketten. Viele von ihnen leiden deswegen, weil sie übel von der Marquisin von Pompadour gesprochen, gegen sie oder vielleicht einen von den Ministern, oder über sehr unwichtige Staatsangelegenheiten geschrieben haben. — Er schikte dieser Dame noch einen heftigen Fluch nach, und schloß endlich damit; daß der Tod besser sey, als in einem solchen Gefängnisse, wo weder Freund noch Verwandter zugelassen wird, zu verschmachten. Noch setzte er hinzu, daß hier Männer von ihren Weibern, die mit den Ministern in Verbindung ständen, oder es sonst durch Geld machen könnten, gefangen gehalten würden, und so vice versa.

Den andern Morgen nach dem Frühstücke kam der Aufseher und bat mich herunter zu kommen, weil Buhot

hot mich sprechen wollte. Ich gieng ein wenig mit diesem spatzieren. Er bat mich nicht unruhig zu seyn, denn die bewußte Person werde bald kommen; ich sollte sie nur genau ausforschen, alles aufschreiben, und die Briefe durch den Aufseher selbst an den Herrn Hon nete schicken, der sie sogleich durch einen Courier an den Minister bestellen würde. Ich versprach es.

Diesen Abend gegen 8 Uhr, als ich eben beym Feuer saß, hörte ich verschiedene Leute an meiner Thür, die selbige öfneten. Ich war ein wenig erschrocken als ich einen Mann, der beynahe sechs Fuß hoch war, und dessen Größe noch durch die Zuckerhut förmige Mütze, hölzernen Schuhe, und übrige Uniform des Hauses vermehrt wurde, herein treten und auf mich zu kommen sah; ihm folgte aber gleich der Aufseher und noch einer von seinen Leuten. In meiner Stube war noch eine Thüre mit starken eisernen Riegeln und Schlössern versehen; diese führte in ein anderes großes Zimmer. Indem sie aufgeschlossen ward, sagte der Gefangene, der sehr stark und gut gebaut war, und ein sehr entschlossenes Wesen zeigte, indem er näher auf mich zu kam, was für ein Landsmann ich sey? Ich fand dies sehr unverschämt, und da ich ihn für einen elenden Kerl hielt, gab ich ihm eine kurze Antwort, und sagte zum Aufseher, ich hofte er würde mir keine solchen Leute herbringen, und diesem einen andern Platz anweisen. Er gab mir zur Antwort: „machen Sie

„sich

„sich keine Sorgen, ich will ihn schon zur Ruhe brin-
„gen." Der Gefangene schrie hierauf: „verdammt
„seyd ihr! ich fürchte mich weder vor euch noch vor
„euern Martern, — ich verachte sie; allein, da der
„König gute Wund-Aerzte für das Haus bezahlt, so
„hoffe ich ihr werdet mir morgen einen schicken, der
„meine Wunden, die mich sehr schmerzen, verbinde."
Sie trieben ihn nunmehr wie einen Hund in das an-
dere Zimmer, wo kein Feuer und kein Licht war; er
war also genöthigt im Finstern sein Bette zu suchen,
welches in einer elenden Matrazze, auf einem alten
Bettgestelle, und einer groben Decke bestand; die übri-
gen verließen das Zimmer, ohne weiter ein Wort zu
sprechen. Ungefähr eine halbe Stunde darnach, fieng
dieser Mann, von dem ich glaubte er müsse unter der
Last seines Elends erliegen, an, lateinische Kirchen-
gesänge mit lauter Stimme zu singen; am nächsten
Morgen that er es wieder um 6 Uhr, und rief am En-
de eines jeden Verses: Eli! Eli! Eli!

Morgens zwischen acht und neun Uhr, kam der
Aufseher mit noch einem andern Manne, der in ei-
nem kleinem Topfe dem Gefangenen eine elende Sup-
pe brachte. Dieser unglückliche Mann beschwerte sich
sehr über die Schmerzen die er von seinen Wunden
fühlte. Er frug nach dem Gelde welches in seinen
Kleidern gewesen sey, als man ihn hierher gebracht
habe; der Aufseher antwortete: dies sollte für ihn,

zu Speisen und Wein angewendet, wenn er es haben wollte; denn seine angewiesene Kost bestünde nur in Brod und Wasser; zugleich schickte er nach einem Wund-Arzte. Ich gieng während dieser Zeit ein wenig in sein Zimmer; er lag ausgestreckt auf seinem schlechtem Lager, schien aber seiner Wunden ungeachtet munter zu seyn und wünschte mir einen guten Morgen. Als ich in mein Zimmer zurück gieng, folgte mir der Aufseher und sagte: dieser unglückliche Mann, sey ein gelehrter Geistlicher, der schon lange hier gewesen, aber vor wenig Tagen entkommen wäre; da man ihn aber wieder gefangen, hätte er Befehl erhalten ihn in dies Behältnis zu thun, weil es die bewußte Person sey, mit der ich sprechen sollte. Wenn er, fuhr er fort, nicht selbst darum bittet, daß ich die Thüre zwischen ihnen offen lasse, so bitten Sie mich nur darum, ich werde es sogleich thun; er nennt sich Hamilton, aber das ist nicht sein rechter Nahme.

Diese Nachricht setzte mich in Erstaunen, denn bis jetzt hatte ich ihn höchstens für einen Straßenräuber gehalten. Ich gieng so gleich wieder zu ihm; er frug mich als ich mich ihm nahete, wie ich mich befände? Ich antwortete ihm höflich darauf, und sagte, ob er mir auch eine Frage erlauben wollte? Von Herzen gern, erwiederte er. Sind Sie ein Geistlicher, frug ich? Ja antwortete er, und ein sehr unglücklicher. Als ich ihm mein Leidwesen bezeigte, ihn an einem solchen Orte zu sehen, sagte er sehr philosophisch: dafür ist keine

Hül-

Hülfe, und wer weiß was ich noch zu erwarten habe. Sprechen Sie englisch? denn ich höre an Ihrer Aussprache, daß Sie kein Franzos sind. Ich sagte ihm: ich sey ein Irrländer, aber lange in London gewesen. Er fieng hierauf an englisch zu reden, und sprach: „Sie „sehen ich rede es wie meine Muttersprache, allein ich „kann noch mehr Sprachen, ausser dem griechischen „und hebräischen. — Bitten Sie doch den Aufseher „daß er mir erlaubt in Ihr Zimmer zu gehen, und „meine Wunden beym Feuer verbinden zu lassen, denn „ich bin vor Kälte ganz erstarrt." Dies that ich gleich, denn der Aufseher wartete noch in meiner Stube auf den Wundarzt, und dieser stand ihm sein Gesuch zu, nachdem er zum Scheine einige Schwierigkeiten gemacht hatte.

Nachdem Hamilton mit Mühe von seinem Bette aufgestanden war, setzte er sich zum Feuer. Seine Blicke waren fürchterlich. Unterdessen kam der Wundarzt, und verband ihn; seine Arme, Seiten und übrige Theile waren so zerrissen, daß es nicht anders schien, als ob ihn die Hunde so zugerichtet hätten. Er stand viel bey dem Verbande aus, jedoch nach einiger Zeit schien der Schmerz nachzulassen. Als wir allein waren, erkundigte ich mich, wie er zu diesen Beschädigungen gekommen sey? Es ist eben kein Geheimnis, sprach er. Ich und der Pater Fleuriau waren schon lange Gefangene in dem Hause gegen

über, das dicht an Galbanon stößt und worüber eine Wit=
we, die die Gouvernante heißt, die Aufsicht hat. Ich und
der Pater machten einen Anschlag, uns, was es auch
kosten möchte, in Freyheit zu setzen. — Ich frug, von
welchem Orden Fleriau sey? und er sagte, ein Jesuit,
ein ehrlicher, rechtschaffener, gelehrter Mann, und einer
der vornehmsten im ganzem Orden. Er fügte hinzu:
Fleriau habe ihm viel Freundschaft erzeigt, auch liebe
er ihn wie seinen Bruder. „Nachdem wir lange alle
„Mittel überlegt hatten (fuhr er fort) fielen wir end=
„lich auf eine kleine Treppe, die nach einem kleinem
„engen Boden, ganz oben am Dache führte, wo
„nichts als unnützer Plunder hingeworfen wurde.
„Dieser Ort war so enge daß kaum ein grosser Hund
„darinn Platz gehabt hätte, ganz oben war ein kleines
„Fenster. Wenn die Gouvernante in andere Zimmer
„des Gebäudes gieng um wegen weiblicher Angelegen=
„heiten Befehle zu ertheilen (welches die Woche über
„drey oder viermal geschahe) so kroch einer von uns
„beyden hinauf, um sich nach der Gegend umzusehen,
„(indessen der andere alle diejenigen die in der Nähe
„waren, mit geistlichen Gesprächen aufhielt damit jener
„nicht gestört würde) fragte jemand nach ihm, so hieß es
„allezeit, er halte seine Andachtsübungen. Auf diese
„Weise machten wir endlich das Loch welches das Fenster
„vorstellte, so weit, daß ein Mann durchkriechen konnte.
„Nun beschlossen wir auf diesem Wege seinen Versuch zu
„machen, oder darin umzukommen. In der Nacht die

wir

„wir dazu auserſehen hatten, ſtellte ſich Fleuriau krank,
„und bewürkte dadurch daß wir nicht eingeſchloſſen
„wurden.

„Als alles ſchlief zerriſſen wir die Bettücher mei-
„nes Gefährten, dreheten ſie zuſammen, und befeſtig-
„ten ein Ende davon an einen Balken in dem kleinen
„Boden. Ich entſchloß mich den erſten Verſuch zu
„wagen, und Fleuriau wollte mir nachkommen, wenn
„ich hinunter ſeyn würde. Gegen drey Uhr des Mor-
„gens alſo begab ich mich auf die gefährliche Reiſe;
„bis ungefähr auf die halbe Höhe des Hauſes kam ich
„glücklich herab; allein nun mochten vermuthlich die
„halb verfaulten Bettücher reiſſen, und ich ſtürzte alſo
„zwey Stockwerke hoch herunter. Wie lange ich ſinn-
„los gelegen habe, weiß ich nicht; als ich mich wieder
„erholte, war es völlig Tag; ich hörte nicht weit von
„mir das Geräuſch eines Wagens. Meine Sicher-
„heit nöthigte mich alle Kräfte zuſammen zu nehmen
„um aufzuſtehen, ſo unausſtehlich auch meine Schmer-
„zen waren; unterdeſſen machte ich mich doch auf den
„Weg. Ich habe vergeſſen Ihnen zu ſagen, daß
„ich und Fleuriau nicht die gewöhnliche Kleidung
„der Gefangenen trugen, ſondern unſern geiſtlichen
„Anzug, weil wir nur unter der Aufſicht der Gou-
„vernante ſtanden. Ich erreichte Paris glücklich und
„begab mich ſogleich in das Hotel de Dieu, wo ich
„auch aufgenommen und gut verpflegt wurde. Kurze
„Zeit darnach aber ward ich dort wieder erkannt, und

„so lange bewacht bis ich wieder hieher gebracht wer„den konnte, wo man mir denn gleich bey meinem „Eintritte die Liverey des Hauses anzog. Wenn der „gute Fleuriau noch lebt so sitzt er gewis in Calbanon, „welches so schlimm ist wie die Hölle; allein ich glau„be vielmehr, daß sie ihn heimlich hingerichtet haben."

Er erzehlte mir hierauf noch einige Umstände die ihn betrafen.

Durch die Vorsorge und Geschicklichkeit des Chirurgus befand er sich ungefähr in zehn Tagen völlig hergestellt, vermuthlich um in Zukunft noch mehr zu leiden. Ich setzte mich nunmehr hin und schrieb folgende Briefe, wovon ich aber hier nur einen Auszug gebe, an den Herrn Bertin.

NB. Hamiltons eigentlicher flämmingischer Nahme war Vlieghe, auch hatte er sich zuweilen Phlins genennet.

Am 22sten November.

„Heute erzählte mir Hamilton, daß er im Jahre 1747. Dixmüden bey Ostende, wo er einige Jahre Pfarre gewesen, verlassen habe, und am 8ten April in seinem eigenen Wagen, mit einem paar schöner Pferde, zum erstenmale nach Paris gekommen sey. Er hatte zu seiner Reise 500 Guineen, desgleichen eine ansehnliche Summe in Wechsel- und Credit-Briefen *).

Wäh-

*) Schade, daß wir bloß errathen müssen, warum er seine Pfarre verlassen? Was er zu Paris zu thun gehabt? Und wie er zu dem schönen Equippage, den 500. Guineen und den Wechselbriefen gekommen sey? D. H.

Während seines Aufenthalts zu Paris, der ungefähr vier Monate dauerte, ward er mit verschiedenen Leuten von hohem Stande bekannt. Im Haag ist er oft mit dem Sekretair des Gr. von E. der dazumal in Aachen war, und mit dem Sekretair des Herzogs von E. in Gesellschaft gewesen. In der Folge reiste er in seinen Geschäften durch Teutschland, und besuchte verschiedene dortige Höfe. Nachher hielt er sich einige Zeit in Petersburg, Madrid, Lissabon, und Rom auf. An den drey letzten Orten hatten ihm die Jesuiten sehr schön gethan, und grosse Summen Geld gegeben.

Am 23sten November.

Im Jahr 1750. im Monath April traf er in Brügge mit einem französischen Jesuiten Nahmens Dumont zusammen, der aus Teutschland kam. Sie unterzeichneten einen Contract mit einander nach England zu gehen. „Ich wurde (sagte er) von den Jesuiten ganz eingenommen; es sind listige Teufel; demungeachtet liebe ich sie wegen ihrer Klugheit und Ränke, und weil sie es mir nie haben an Gelde fehlen lassen. Um diese Zeit hatte ich dessen mehr als ich brauchte. Dumont gab mir zweyhundert Guineen. Als alles zur Abreise fertig war, kleideten wir uns als Kaufleute. Dumont schifte sich in Ostende, und ich in Calais ein. Im Monath May trafen wir in London wieder zusammen. Ich wohnte neun Monathe im Türken-

Kopfe nicht weit von Soho. Drey Monathe nach unserer Ankunft gieng Dumont nach Teutschland. Bey seiner Abreise heftete er einen Zettel an die Capellen-Thür des Kayserl. Gesandten, worin er berichtete er sey todt, und alle christliche Seelen bat, für die Ruhe der seinigen zu beten. Er war ein feiner Mann, voll Witz und guter Laune, das Leben und die Seele aller anderen Jesuiten."

„Zuweilen brachte er ein Frauenzimmer mit in Gesellschaft die er für seine Frau ausgab. Viele andere Jesuiten thaten das nehmliche. Diese Frauenzimmer waren ihnen sehr behüflich ihre Angelegenheiten heimlich zu betreiben. Es waren um diese Zeit gegen 500 Jesuiten in London. Nichts in der Welt ist lustiger (fuhr er lachend fort) als die Kunstgriffe dieser Herren mit anzusehen, wenn man nehmlich mit ihnen zu thun hat. Sie sind bald Kaufleute, bald Handwerksleute, Haushofmeister, Bürger, Pächter, und alles was sie nur wollen. Sie stellen sich so unwissend als möglich. Ich muß gestehen, daß ich viel ihrentwegen gelitten habe, aber ich habe auch manches Vergnügen durch sie genossen. Ich übergab eines Tages dem K— als er ins P— gieng ein Gedicht; allein er nahm es nicht an. Hierauf bot ich es dem L — H — H— E— an, dieser steckte es in die Tasche. Ich war bey der H — von Y. Sie gab mir Geld. Auch gab ich in London einige Bücher heraus; einige davon wurden bey der königlichen Börse verbrannt. Es

ward

ward ein Preis darauf gesetzt wer mich fienge. Ich schifte mich also in Dover wieder ein, nachdem ich vorher von dem Provinzial-Sekretair 100 Guineen zu meiner Reise empfangen hatte.

Im Jahre 1751. im Junius oder Julius schifte ich mich wieder in Ostende in der Kleidung eines schottischen Matrosen ein. Ich besaß damals 200 Guineen. Als ich in London ankam, nahm ich mein Quartier in Whitechapel, kaufte mir verschiedene reiche Kleider und einen Degen. Nachdem ich einige Wochen dort gewohnet hatte, bezog ich eine Wohnung in Towerhill und blieb dort bis auf den folgenden Julius. Während dieser Zeit vereinigte ich mich mit den Jesuiten und ihren Freunden, und genoß in ihrer Gesellschaft tausend Vergnügen. In einen blauem Rock gekleidet, den Degen an der Seite, hielt ich eine öffentliche Rede an die Kaufleute und viele andere Personen, auf der königlichen Börse, über ihre Gesetze, und ermahnte sie darin zu einer allgemeinen Religion. Ein Jude, der sich bey dem Herzog von Mirepoix, dem französischen Gesandten, aufhielt, kam zu mir, und rieth mir das Königreich zu verlassen. Ich versicherte, daß ich mich vor niemand, selbst nicht vor den Ministern fürchtete; denn ich kannte die englischen Gesetze zu gut. Im Julius 1753. schifte ich mich mit zwey Jesuiten Le Grand und Finion ein, und wir kamen zu Havre de Grace an, wo wir ungefehr drey Wochen blieben. Ich und Le Grand nahmen Pferde nach Rouen. Finion

nion sagte mir, er wolle an den König, die Königin und den Dauphin schreiben. Wir wurden von allen Jesuiten, mit denen wir fast beständig in Gesellschaft waren, geliebkoßt. Zu Rouen gieng ich mit einem holländischen Schiffe nach Amsterdam."

Am 24sten November.

„Ich blieb den ganzen September 1753. in Amsterdam. Von hier gieng ich nach Berlin, von da nach Potsdam, wo ich die Ehre hatte zwey oder dreymal mit dem Könige zu sprechen. Zuweilen war ich ein italienischer Kaufmann, auf diesen Reisen, oft aber auch ein unglücklicher Mann von Stande, der sein Vermögen eingebüßt hatte, oder ein Geistlicher, nachdem es die Umstände erforderten. Von dort gieng ich nach Wien. Während meines Aufenthalts daselbst war ich oft bey dem P — E—. Endlich ward ich arretirt, ins Gefängnis geworffen, und man bemächtigte sich aller meiner Papiere. Doch ich erhielt am 2ten Julius 1755. meine Freyheit wieder, ward aber durch eine Wache über die Grenze gebracht."

„Nach verschiedenen anderen Reisen in Deutschland und Flandern, kehrte ich nach Paris den 13ten Oktober 1756. zurück. Ich bezog ein meublirtes Zimmer in St. Honoré; am 19ten desselben Monaths gieng ich nach Fontainebleau, wo ich gefangen gesetzt wurde."

Am 26sten November.

Hamilton schrieb eine Liste verschiedener falscher Nahmen, unter denen sich die Jesuiten in London aufhielten, und alles des Geldes, welches er zu seinen Reisen empfangen hatte. Er schien an den Grafen von St. Florentin und an den Superior der Jesuiten schreiben zu wollen. Er sagt: es sey kein Jesuit auf der Welt, der nicht seine besondere Bestimmung wisse. Alle diejenigen die sich in England aufhielten wären dem Minister ergeben; es wären unter ihnen Teutsche, Franzosen, Niederländer und Holländer. Er fügte hinzu: er glaube, wenn er an den Superior schriebe, so würde dieser thun als kenne er ihn nicht.

Am 27sten November.

Diesen Tag schickte er einen Brief an den Superior, wovon hier eine genaue Abschrift folgt:

Ehrwürdiger Vater,

Seit dem ich hier gefangen bin, habe ich mir die Ehre gegeben dreymal an Sie zu schreiben, ohne einer Antwort gewürdiget worden zu seyn. Ich bitte Sie nochmals recht demüthig mir meine Freyheit zu verschaffen, und an den ehrwürdigen Vater Joseph Dumont, er mag seyn wo er wolle zu schreiben, daß er mir etwas Geld schicke, denn ich bin in äusserster Dürftigkeit. Ich hoffe, daß die berühmte Gesellschaft Je-

zu sich meiner annehmen werde. In dieser schmeichelhaften Hofnung verharre ich

Ehrwürdiger Vater,

Ihr 2c.

Lorenz Hamilton.

Dieser Brief ward so wie die übrigen dem Grafen St. Florentin geschickt.

Am 28sten November.

In dem Briefe an den Minister spricht er viel von einer Weibsperson Namens Lucy Vivens, die sich auch oft Elisabeth Gray nenne. Er sagt: sie sey eine Kundschafterin der Jesuiten, und ausgeschickt worden ihn anzutreffen. Sie hat viel durch mich bekommen, (sagte er) sie war so schön wie die Liebe selbst, aber ich habe mich nie mit ihr abgegeben. Dumont hatte sie beständig bey sich. Hier lachte er überlaut, und rief: ah! die verteufelten Politiker! Im Haag lebte sie mit dem H — von E — und seinem Sekretär. Indem er die Liste wieder durchlas, lachte er bey dem Namen Balthasar, Gouverneur von Syracus, herzlich. Montags (sagte er) ist dieser Mann ein Protestant; Dienstags ein Lutheraner; Mittwoche ein Presbyterianer; Donnerstags ein Jude; Freytags ein Calvinist; und Sonnabends ein Quaker. So bald er wieder einmal nach London käme, wolle er dem L — H — S — sein Schicksal sagen.

Am

Am 30sten November.

Hamilton sagt: er habe in Teutschland und in London an einer allgemeinen Religion, und fürs gemeine Beste gearbeitet. In Wien habe er den Herrn Keith gesprochen. Die Franzosen wären eine schlimme Nation, die nicht werth sey daß man ihr diene; die Königin sey zu beklagen; der K — ein Narr, der sich durch eine H — leiten ließe. Die Jesuiten, setzt er hinzu, sind wie eine große Kette, deren Glieder durch ganz Europa an einander hängen.

Er sagte verschiedenes von dem alten und jungen Prätendenten; der letztere habe ausgesprengt, er sey nach Frankreich gekommen ihn umzubringen, (wie er aus London erfahren habe.) Auch wäre ihm auf seinen Befehl das Sakrament verweigert worden, ehe er entsprungen sey: allein, fügte er hinzu, ich verachte ihn und seinen ganzen Anhang. Wenn er seine Freyheit wieder hätte, sollte seine erste Reise zu dem Primas in den Niederlanden seyn, der die Franzosen hasse; von dort zur Prinzessin von G — nach diesem zu dem Gr — von H — und H — von C. nebst noch einigen andern. Ferner, sagte er: hätte der Märtyrer Damiens sein Messer nur etwas tiefer gestoßen, so wäre sein Geschäfte gethan gewesen, und ob es ihm gleich mislang, so würde er dennoch entkommen seyn, wenn er nur seinen Hut abgenommen hätte; allein er hatte den Kopf vor Schrecken verlohren, und vor Angst die 50

Guß

Guineen zu verlieren, die er in der Tasche hatte, er, der nie eine größere Summe als zehn oder zwölf Livres gekannt hatte. Demungeachtet, da vermöge der Verbindung die sie in England haben, alles bey Hofe bekannt ist, so will ich mein Bekenntnis mit Freymüthigkeit schreiben. Vielleicht verzeiht mir der Prätendent; wo nicht, so will ich doch lieber sterben als hier leben. *) Es komme wie es wolle, ich fürchte mich nicht und verachte alle Martern.

Am 2ten December.

Er schrieb sein Bekenntnis zweymal mit Thränen in den Augen.

Am 4ten December.

Er schickte eine Abschrift davon an den Minister, und eine an den Prätendenten; in beyden sind, wie er sagt, die Nahmen der Personen angeführt die in diese Sache verwickelt sind. Er erkennt sein Verbrechen, und gestehet, daß er seine Indulgenz die er für sich und verschiedene andere vom Pabste erhalten, dem Gr. von H — gegeben habe. Nachdem er dies Bekenntnis unterschrieben und zugesiegelt hatte, frug ich ihn ob die Herren Pitt und Fox etwas um diese Sache wüßten? Er versicherte nein, auch habe er nie einen von ihnen gesehen.

Dies ist ein Auszug aus den Erzählungen des unglücklichen Hamiltons. Ob alles genau mit der Wahr-

*) Wie dies zusammenhängt, errathe Oedipus! d. H.

Wahrheit übereinstimmt, kann ich nicht sagen. Ich habe getreulich alles aufgezeichnet, wie er es erzählte, und wie ich es dem französischen Ministerio übergeben habe. Einen Umstand habe ich noch vergessen anzuführen. Ich frug ihn: warum er gerade den Namen Hamilton angenommen habe? Er gab mir hierauf folgenden Bericht: Es sey wahr, daß seine Mutter mit einem Flämminger Namens Vlieghe verheyrathet gewesen, sie habe aber ihren Ehemann nie leiden können. Ein englischer Officier, Nahmens Hamilton, der in den letzten Jahren der Königin Anna in Flandern bey der englischen Armee gedient, und nachdem sich in Ostende niedergelassen, hätte einen vertrauten Umgang mit ihr gepflogen, und da sie mit ihm (dem Erzähler) niedergekommen, hätte ihn jedermann für einen Sohn des englischen Officiers gehalten; aus dieser Ursache habe er auch in der Folge auf seinen Reisen dessen Namen angenommen.

Er sagte mir: er hielte mich für einen Abgeschikten des Ministers, der ihn ausforschen solle; allein es sey ihm sehr gleichgültig, weil er ohnedem alles entdecken wolle; auch sey er überzeugt, daß jeder Schritt, den er in London gethan habe, durch den Prätendenten und seine Freunde in England am hiesigen (französischen) Hofe bekannt sey. Es bleibe ihm keine Hofnung übrig, als durch ein freymüthiges Bekenntniß.

Als

Als er sein Bekenntniß schrieb, weinte er verschiedenemale bitterlich, und sagte: er sey verlohren wenn man ihm nicht Vergebung wiederfahren ließe. Die Hofnung zu einer großen Summe, die ihm ein Bischoff versprochen, habe ihn verleitet den jungen Prätendent ermorden zu wollen; er fügte eine Liste aller der Personen bey, die um dieses Projekt gewußt hätten.

W—rf.

Ungeachtet es gleich schwehr zu errathen ist, was der Minister Bertin mit dem ehrlichen Irrländer Mac-Allester, Herr Mac-Allester mit seinem Berichte, und der Verfasser dieses Auszuges mit seinem Auszuge eigentlich gewollt haben; und wiewohl man einen Spiritum Pythonis nöthig hat, um aus den Confessionen des angeblichen Hamiltons klug zu werden; kurz, wiewohl die Geschichte aus diesem Beytrage wenig Zuwachs an Licht erhalten wird: so habe ich ihn doch um zwey oder drey Ursachen willen des Druckes würdig gehalten, die ich bloß darum nicht angebe, weil ich gewiß bin, daß verständige Leser sie errathen, und mit mir darin einstimmig seyn werden. Auch werden sie in der platten, weitläufigen und doch confusen, aber treuherzigen und keinen Verdacht der Unwahrheit und Betrügerey zulassenden Manier, wie der gute Irrländer seine Geschichte erzählt, den hinreichenden Grund finden, warum ich nichts an seinen Vortrage geändert habe.

d. H.

IV.

IV.

Briefe über die Kantische Philosophie.

Achter Brief.

Fortsetzung des vorigen. — Hauptschlüssel zur rationalen Psychologie der Griechen.

Haben Sie Dank für die ungesäumte Mittheilung Ihrer Zweifel gegen die letztere Hälfte meines vorigen Briefes, oder eigentlicher, gegen die Erörterung über den Materialismus und Spiritualismus der Alten, die ich daselbst versucht, und deren Gründe ich freylich bisher nicht sowohl entwickelt als blos angedeutet habe.

Die Beantwortung ihrer Einwendungen liegt so wenig ausser dem Wege, den ich mit Ihnen bey meiner Geschichte des Psychologischen Vernunftbegriffes eingeschlagen habe, daß sie mir vielmehr nicht nur die Gefahr ersparet, diesen Weg vielleicht gegenwärtig ohne Ihre Begleitung fortzusetzen, sondern auch uns beyde auf demselben um eine beträchtliche Strecke weiter bringen wird.

Sie sind also mit mir wenigstens über folgende Resultate, die sich aus meinen beyden letztern Briefen ergeben, einig:

„Wenn

„Wenn das Subject unsrer Vorstellungen, (oder „die Seele, in so ferne sie mehr als das blosse Erkennt„nißvermögen ist) heut zu Tag so unbekannt ist, als „es vor sechstausend Jahren war, und unbekannt blei„ben muß, so lange die Menschheit Menschheit blei„ben wird; — wenn die Idee der einfachen Substanz „keineswegs wirkliche Eigenschaften bezeichen kann, „die man an gedachtem Subjekte durch allmählige Be„kanntschaft mit demselben entdeckt hätte; — wenn „diese Idee nicht mehr und nicht weniger enthält als „die Regel des logischen Unterschiedes zwischen dem un„bekannten Subjekte des innern Sinnes, und den be„kannten Objekten des äussern; und wenn diese Regel „von der Vernunft nicht den Dingen an sich selbst ab„gelernt, sondern von denjenigen Gesetzen unsres Er„kenntnißvermögens abgezogen worden sind, welche der „uralten, fortwährenden, populären Unterscheidung „zwischen Seele uud Körper zum Grunde liegen: so „ist es offenbar, daß die in der Geschichte der Philoso„phie vorkommenden Vorstellungsarten von der Ein„fachheit und Substanzialität sowohl als von dem Den„ken und Empfinden der Seele, durch den jeweiligen „Grad der Einsicht in die Natur des Erkenntnißver„mögens bestimmt werden mußten. Die blossen Na„turgesetze des Erkenntnißvermögens konnten und muß„ten zwar auch unerkannt, und gleich beym ersten Ver„nunftgebrauch, Unterscheidung zwischen Seele und „Körper bewirken. Allein der wahre Sinn dieser Un-

ter-

„terscheidung, die Kenntniß und der Gebrauch der Ver=
„nunftregel, welche den eigentlichen Grund davon an=
„giebt, mit einem Worte, die Bedeutung des psycho=
„logischen Vernunftbegriffes setzte schlechterdings Kennt=
„niß jener Naturgesetze voraus, und war daher dem
„Grade und der Beschaffenheit dieser Kenntniß ange=
„messen. Das Erkenntnißvermögen mußte lange und
„vielfältig misverstanden werden, bevor die einfachen
„aber darum nicht weniger tiefverborgenen Gesetze, an
„welche der Unterschied und der Zusammenhang zwischen
„Sinnlichkeit und Verstand, zwischen innerem und äuß=
„serem Sinn, zwischen Verstand und Vernunft geknüpft
„ist, entdeckt werden konnten; und da diese Gesetze
„(so wie jedes andere Naturgesetz) auch unerkannt ih=
„ren Erfolg haben mußten: so lag in ihnen selbst der
„Grund, warum man die von ihnen hervorgebrachte
„Unterscheidung zwischen Seele und Körper ausser ih=
„rem Gebiethe aufsuchte, und durch allerley Hypothe=
„sen über die objektive Natur der Seele erklären zu
„können glaubte; — Hypothesen auf welche die Mey=
„nungen über die Natur des Erkenntnißvermögens auch
„schon darum entscheidenden Einfluß haben müß, weil
„die Hauptfrage dabey doch immer nur das Subjekt
„des Erkenntnißvermögens betraf.„

Sie fanden es daher auch sehr natürlich, l. Fr.
daß ich den Versuch gemacht habe, den Materialismus
und Spiritualismus der griechischen Philosophie, das

heißt, die Trennung derselben über die vergängliche und unvergängliche Natur der Seele, aus einem allen Schulen gemeinschaftlichen und unvermeidlichen Misverständnisse des Unterschiedes zwischen Sinnlichkeit und Verstand herzuleiten. Die Ursache, schreiben Sie, warum Sie mein Versuch nicht ganz befriediget habe, läge theils in ihrer bisherigen Ueberzeugung, daß sich der Materialismus und Spiritualismus der Alten, aus den Meynungen derselben über die Natur der Weltseele noch kürzer und natürlicher erklären lasse, theils in ihrer Vermuthung, daß das Misverständniß, welches ich zu meinem Erklärungsgrunde gemacht habe, auf einen bloßen Wortstreit hinauslaufe; indem die Verwechslung der Sinnlichkeit mit dem Verstande, aus welcher ich den Materialismus, und die Trennung zwischen Sinnlichkeit und Verstand, aus welcher ich den Spiritualismus erklärt wissen wollte, viel wahrscheinlicher in den Ausdrücken als in den Begriffen der Alten aufgesucht werden müßte.

Ich gestehe Ihnen gerne ein, l. Fr. daß Sie bey ihren beyden Einwürfen auch das Ansehen der vorzüglichsten Philosophischen Schriftsteller, und zumal der neueren Geschichtschreiber der Philosophie für sich haben. Da es bey dem bisherigen Zustande der spekulativen Philosophie schlechterdings unmöglich war, die Meynungen der Griechen über das Denken und Empfinden zu vereinigen, oder unter einerley Gesichtspunkt zu bringen; so waren den bisherigen Geschichtschreibern

bern der Philosophie, so oft sie von jenen Meynungen handelten, nur die zwey Auswege offen: entweder die größten Köpfe des Alterthums der gröbsten Widersprüche zu beschuldigen, oder unter den verschiedenen Behauptungen derselben eine verstekte Uebereinstimmung der Begriffe vermuthen zu lassen. Dieses Zerhauen des Knotens, wovon unsre Philosophischen Geschichtskompendien so viele Beyspiele lieferten, war also auch die gewöhnliche Manier sich aus der Verlegenheit zu ziehen, in die man durch die Wahrnehmung des sonderbaren Umstandes versetzt wurde, „daß die Griechen zweytausend Jahre vor dem Des Cartes, und also zweytausend Jahre vor der Entwicklung des Begriffes von der einfachen Substanz, gleichwohl aus der körperlichen oder unkörperlichen Natur der Seele, die Sterblichkeit oder Unsterblichkeit derselben gefolgert haben. Man konnte sichs unmöglich verbergen, daß die Griechen über die Natur des Einfachen von uns wesentlich verschieden dachten; daß selbst diejenigen, welche die Substanz der Seele für untheilbar hielten, sich darum noch lange nicht in den Sinn kommen ließen, dieselbe für unausgedehnt zu halten, und daß sie folglich die Unzerstörbarkeit der Seele eben so wenig auf die Abwesenheit aller (auch homogener) Theile, als die Zerstörbarkeit derselben auf die unausgedehnte Natur gegründet hätten. Woher also diese vergängliche oder unvergängliche Natur der Seele, welche weder aus der Nothwendigkeit noch auch der Unmöglichkeit der Ausdehnung an

der Seele geschlossen, und gleichwohl der Substanz derselben beygelegt wurde? — „Aus den verschiedenen „Begriffen von der zerstörbaren oder unzerstörbaren „Natur der Weltseele, aus welcher die Alten die Sub„stanz der menschlichen Seele hergeleitet haben;„ sagten fast aus Einem Munde die neueren Philosophischen Schriftsteller, die ich über diesen Gegenstand zu Rathe gezogen habe, und lange habe ich mir, so wie Sie, m. Fr. an dieser Antwort genügen lassen. Allein lassen Sie uns sehen, ob damit die eigentliche Schwierigkeit nicht vielmehr abgelehnt, als aus dem Wege geräumt ist. Fürs erste haben nicht einmal alle philosophischen Schulen den Ursprung der menschlichen Seele in der Weltseele aufgesucht. Die Epikuräer erkannten durchaus keine Weltseele, und Aristoteles unterscheidet die fünfte Natur, aus welcher er die menschliche Seele entstehen läßt, nicht nur von der Substanz der Gottheit, sondern auch von der animalischen Kraft, die bey ihm als das allgemein verbreitete Principium des Lebens und Empfindens die Stelle der Weltseele vertritt. Aber lassen Sie uns den Einfluß, den die Meynungen von der Natur der Weltseele auf die Meynungen von der Natur der menschlichen Seele in den übrigen Systemen hatte, und den ich in mehr als einer Stelle meines vorigen Briefes selbst eingestanden habe, immer allgemeiner annehmen, als er wirklich war: woher wurden aber dann nach dieser Voraussetzung die Ideale des Erkenntnißvermögens genommen, womit man diese ver-

schie-

schiedenen Weltseelen ausstattete, und wodurch sie allein den Namen der Seelen erhalten hatten? Woher konnten, frage ich, diese Ideale hergenommen werden, als von dem Urbilde des Menschlichen, dem einzig möglichen Urbilde aller für uns denkbarer Erkenntnißvermögen, Seelen, und Geister, selbst den Göttlichen nicht ausgenommen? Woher die denkende unvergängliche, woher die empfindende vergängliche Weltseele? woher die Erhebung der reinen Denkkraft, der Intelligenz, zur ewigen Natur der Gottheit, und woher die Erniedrigung des Empfindungsvermögens zur Hinfälligkeit des thierischen Körpers? — Sie sehen also hier unsre Frage wieder, und zwar durch ebendieselbe Antwort herbeygeführt, wodurch man sie bisher abfertigen zu müssen glaubte. Meine Antwort, die ich aus dem uralten und allgemeinen Misverständnisse des Unterschieds zwischen Denken und Empfinden zu geben versucht habe, hat also nur noch ihre zweyte Einwendung gegen sich, die jenes ganze Misverständniß bloß scheinbar vermuthet, und mehr auf die Verschiedenheit der Ausdrücke als der Begriffe selbst zurückgeführt wissen will.

„Selbst Plato, meynen Sie, so sehr er übrigens die Sinnlichkeit dem Verstande entgegensetze, spräche der vernünftigen Seele keineswegs die Sinnlichkeit geradezu ab; Er gestehe ihr nicht nur das Vermögen *) das

*) Einer unserer philosophischen Geschichtschreiber läßt den Plato behaupten: die Sinne wären in der Seele; und führt die

das ähnliche und verschiedene an den sinnlichen Eindrücken zu unterscheiden, sondern auch sogar ein Anschauungsvermögen zu, das ihr bereits vor ihrer Verbindung mit dem Körper beygewohnt habe. Epikur hingegen, der zwar die Begriffe des Verstandes auf Empfindung zurükführe, läugne darum weder den Verstand, noch den Unterschied desselben von der Sinnlichkeit; welches auch schon aus dem einzigen Umstand erhellen würde, daß dieser Philosoph dem Verstande das Vermögen beylegt, das Zeugniß der Sinne zu prüfen, zu berichtigen und zu bestätigen. Noch leichter ließe sich vom Aristoteles zeigen, daß seine Eintheilung des Erkenntnißvermögens in die vernünftige und unvernünftige Seele, blos tropisch war, und von den Stoikern, daß sie zwar einige Handlungen des Verstandes und der Sinnlichkeit verwechselt, übrigens aber die beyden Erkenntnißquellen, ungeachtet des innigen Zusammenhangs den sie von denselben behaupteten, sehr genau unterschieden hätten. Aus welchem allen sich denn ergäbe, daß die Griechen sowohl über die Einheit des menschlichen Erkenntnißvermögens, als über die Verschiedenheit der wesentlichen Bestandtheile desselben im

die Worte: ἡ αἴσθησις (ἐστὶ) δύναμις ψυχῆς, τὸ δὲ ὄργανον σώματος, die **Plutarch** de Placit. philos. L. I. c. 20. dem **Plato** in den Mund legt. Ob Plutarch hier den Plato recht verstanden habe, und ob ψυχὴ hier die **vernünftige** Seele heiße, hierüber schweigt der Text des besagten Philosophischen Geschichtschreibers.

im Grunde eben so einig waren als unsre heutigen Philosophen, und daß folglich die Verschiedenheit ihrer Meynungen über die Dauer der Seele aus ganz anderen Gründen hergeleitet werden müsse, als aus ihrer vermeyntlichen Absonderung der Denkkraft von der Sinnlichkeit, oder ihrer Verwechslung der beyden Erkenntnißquellen." —

Ich bin ganz Ihrer Meynung, l. Fr. daß unsre neueren Philosophen in Rücksicht auf ihre Meynungen von der Natur des Erkenntnißvermögens bisher vor den Griechen wenig voraus hatten; und daß sich wohl mehr als Ein Faden auffinden läßt, der die Hypothesen der Griechen so wie die Systeme der Neuern aneinander knüpfe. Ich habe mir auch nie einfallen lassen, daß die alten Spiritualisten jede Einheit des Erkenntnißvermögens, und die Materialisten jeden Unterschied von dessen Bestandtheilen geläugnet hätten. Es giebt einen Zusammenhang sowohl als einen Unterschied zwischen Denken und Empfinden, über welchen Plato mit dem Epikur, Zeno mit dem Aristoteles eben so gut einverstanden waren, als nachmals Leibnitz mit Locken, Mendelssohn mit dem Helvetius. Aber es giebt auch einen Zusammenhang und einen Unterschied zwischen diesen beyden Erkenntnißquellen, über welchen Plato, Epikur, Zeno und Aristoteles so verschieden dachten, als Leibnitz, Locke, Helvetius und Mendelssohn. Es giebt eine Verschiedenheit der Meynungen über die Natur des Denkens und Empfindens, die eine Folge der

verschiedenen richtigen Gesichtspuncte ist, aus welchen verschiedene Denker das Erkenntnißvermögen betrachtet haben. Es giebt aber auch eine Verschiedenheit unter jenen Meynungen, die eine Folge des noch nicht entdeckten einzigen Gesichtspunctes ist, aus welchem sich alle übrigen Gesichtspunkte vereinigen lassen. Wir wollen diese beyden Gattungen der Verschiedenheit unter den Meynungen der Alten über das Erkenntnißvermögen näher betrachten.

Epikurs Gesichtspunkt war psychologisch. Durch den gesunden und hellen Beobachtungsgeist, der den Character seiner Philosophie ausmachte, geleitet, fand Epikur, daß alle Materialien des Denkens von den Sinnen herbey geschaft würden, und daß folglich so wohl die Subjecte als die Prädicate, die den Verstand beschäftigen, in so fern ihnen wirkliche Gegenstände und Eigenschaften derselben entsprechen sollen, durchaus in der Empfindung vorkommen müssen. Allein indem er bey dem Beytrage, den die Empfindung zum Erkenntnisse liefert, stehen blieb, verkannte er den Antheil, der dabey dem Verstande zukömmt. Die Begriffe des letztern waren ihm daher nichts weiter als die zurückgebliebenen Eindrücke von Sensationen; und so blieb dem Verstande beym Erforschen der Wahrheit fast kein anderes Geschäft übrig, als das Zusammenhalten alter Eindrücke mit neuen, und das Beobachten der Uebereinstimmung oder des Widerstreites unter denselben. Da diese Uebereinstimmung, nach dem Epikur

das

das höchste Criterium aller Wahrheit, lediglich von dem Zeugnisse der Sinnen abhieng, so wurde sie keineswegs von dem Verstande nach dessen eigenen Gesetzen erzeugt; sondern sie wurde ihm, so wie den Sinnen ihre Eindrücke, von aussen gegeben. Auf diese Weise räumte zwar Epikur nicht nur Zusammenhang sondern auch sogar Unterschied zwischen Verstand und Sinnlichkeit ein, indem er beyde für verschiedene Arten von Empfänglichkeit einer und eben derselben Seele hielt; aber er hob den eigentlichen und wesentlichen Unterschied zwischen den beyden Erkenntnißquellen darum nicht weniger auf, indem er die Selbstthätigkeit (Spontaneität) der einen mit der Empfänglichkeit (Receptivität) der andern verwechselte, und den Verstand nicht nur in Rücksicht auf den Inhalt, sondern auch auf die Form der Begriffe der Sinnlichkeit unterwarf.

Der Gesichtspunkt der Stoiker war **moralisch.** Diese Schule hatte sichs zum Hauptendzwecke ihres Philosophirens gemacht, die Moral festzugründen, die sie von den Epikuräern untergraben hielt. Die Folge ihrer zu weit getriebenen Beharrlichkeit bey ihrem Gesichtspunkte war, daß sie sogar ihre Psychologie nach ihrem Moralsysteme modificirte: so wie ihre Gegnerin ihr Moralsystem von ihrer Psychologie abgeleitet hatte. Während daß diese sogar die Verstandeshandlungen aus der Quelle der empirischen Vorstellungen (der Empfindung) entstehen ließ: führte jene sogar die Vorstellungen der Sinnlichkeit auf die Quelle

der moralischen Handlungen, die Vernunft, zurück, glaubte die einzige Ursache der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften in den Urtheilen des Verstandes gefunden zu haben, und erklärte den denkenden Theil der Seele, το ἡγεμονικον, *) nicht etwa für ein blos mitwirkendes Vermögen der Seele, sondern) für das Principium und den Sitz des Empfindenden. Ungeachtet also auch die Stoiker Unterschied sowohl als Zusammenhang zwischen Verstand und Sinnlichkeit in so ferne einräumten, als sie die Empfindungen für Wirkungen der Organisation auf den Verstand, und die Regungen des Begehrungsvermögens für Wirkungen des Verstandes auf die Organisation hielten: so ist es doch darum nicht weniger unläugbar, daß auch sie den eigentlichen und wesentlichen Unterschied zwischen den beyden Erkenntnißquellen verkannt haben; in so ferne sie nämlich dem Verstande ausser seiner eigenthümlichen Handlung, dem Denken, auch noch das Eigenthum der Sinnlichkeit, Empfinden und Begehren, aufdrangen, oder, wie ich mich bereits oben ausgedruckt habe, die Sinnlichkeit zur Modifikation des Verstandes machten, so wie ihre Antipoden die Epikuräer, den Verstand zur Modifikation der Sinnlichkeit umgeschaffen hatten.

Der Gesichtspunkt des Aristoteles war, wenigstens zum Theile, **logisch**. Bey seiner scharfsinnigen Zergliede-

*) eigentlich: den regierenden Theil.

gliederung des Erkenntnißvermögens gerieth er der erste auf die deutliche und bestimmte Unterscheidung der Urtheile des Verstandes von den Begriffen desselben, und dieser von den blossen Vorstellungen der Sinnlichkeit. Hierdurch wurde er in den Stand gesetzt auch zu dem Gesichtspunkt des Epikurs, in so ferne derselbe richtig war, hinüberzutreten, und den Stoff der Verstandesbegriffe aus der Sinnlichkeit herzuleiten, ohne darum den wesentlichen Unterschied zwischen beyden Erkenntnißquellen aufzuheben, den er bey sehr vielen Gelegenheiten in seinen Schriften, hauptsächlich aber im dritten Kapitel seines dritten Buches von der Seele, umständlich festsetzt, wo er sich ganz mit dem Beweise des Satzes beschäftiget: ὅτι οὐ ταυτὸν ἔστι τὸ αἰσθάνεσθαι καὶ τὸ νοεῖν. *) An andern Stellen (z. B. Analyticorum posteriorum L. I. c. 25.) erklärt er noch ausdrücklicher, daß es keine Empfindung des Allgemeinen gebe (τὸ καθόλου ἀδύνατον αἰσθάνεσθαι, οὐκ ἔστι τοῦ καθόλου ἡ αἴσθησις) und daß die Sinnlichkeit nur das Besondere liefern könne, woraus der Verstand das Allgemeinere absondere, und sich dasselbe nach seinen eigenen Gesetzen denke. Wer wird also Ihnen, mein Freund, und den Geschichtschreibern der Philosophie, die Behauptung streitig machen: Aristoteles habe Unterschied und Zusammenhang zwischen Verstand und Sinnlichkeit gelehrt? Allein haben Sie auch wohl dabey die Art dieses Zusammenhanges erwogen, wie sie vom Aristoteles selbst erkläret

*) daß empfinden und dencken nicht einerley ist.]

erklärt wird? Er hatte, wie bereits erwähnt worden, zwischen dem wirkenden Verstand, der das Allgemeine denkt, und dem leidenden, der das Besondere oder den Stoff der Sinnlichkeit aufnimmt, unterschieden. Dieser leidende Verstand, welcher in logischer Rücksicht gleichsam das Band ausmachte, womit Aristoteles die Selbstthätigkeit des Verstandes, mit der Empfänglichkeit der Sinnen verknüpfte, war in metaphysischer Rücksicht gleichsam die Grenzscheidung, wodurch er die eine von der andern nicht blos unterschied, sondern auch wesentlich trennte, uad beyde verschiedenen Subjecten zutheilte. Denn in der letzteren Rücksicht war ihm der leidende Verstand nicht die Ursache, sondern die bloße Wirkung desjenigen Zusammenhangs zwischen Verstand und Empfindung, oder eigentlicher derjenigen Verbindung zwischen der denkenden und empfindenden Seele, die mit dem Tode aufhörte. Nur der wirkende Verstand allein überlebte nach der Meynung des Aristoteles das Ende dieser Verbindung; der leidende theilte mit der empfindenden Seele das Schicksal der Organisation.

Und hier treffen wir den Aristoteles zugleich bey dem Gesichtspuncte seines grossen Lehrers an, welcher der metaphysische war. Platos Untersuchungen über die Seele waren nicht sowohl logische Zergliederungen der Gesetze des Denkens, oder psychologische Beobachtungen über die subjective Beschaffenheit des Erkenntnißvermögens, als metaphysische Betrachtungen über die

die Natur, den Ursprung, und überhaupt die objectiven Eigenschaften des denkenden und empfindenden Wesens an sich selbst. Er verwechselte das Erkenntnißvermögen mit dem unbekannten Subjecte desselben, oder wenn Sie lieber wollen, er schloß von der Natur des Einen auf die Natur des Andern; wobey er sich freylich nicht mehr und nicht weniger erlaubte, als sich alle Dogmatiker nach ihm, Materialisten so wohl als Spiritualisten erlaubten; ja, wozu sie schlechterdings genöthiget waren, bevor die Kritik der Vernunft aus der Natur des Erkenntnißvermögens selbst erwiesen hat, daß das Subject desselben für uns nothwendig = X sey, und seyn und bleiben müsse. — Ich schränke mich einstweilen blos auf denjenigen Theil der Platonischen Theorie der denkenden und empfindenden Seele ein, der vom Aristoteles beybehalten, oder vielmehr näher bestimmt und berichtiget wurde; und schweige daher von der Lehre des Erstern von den angebohrnen Begriffen, und der Trüglichkeit der sinnlichen Erkenntniß, so wichtig auch der Einfluß derselben auf dessen Meynung von der Natur der vernünftigen Seele gewesen ist, wie wir in der Folge sehen werden. Beyde Philosophen waren darüber einig, daß sich das Erkenntnißvermögen beym Denken wirkend, und beym Empfinden leidend verhalte, und daß dasselbe, um des letztern Zustandes fähig zu seyn, schlechterdings der sinnlichen Werkzeuge bedürfe. Sey es auch, daß sie die empfindende Seele, die ihnen beyden so oft die Unver-

nünf-

nünftige (τὸ ἄλογον) heißt, für die Organisation, für die Reitzbarkeit, oder Empfänglichkeit der Organe gehalten hätten, wie unsre Geschichtschreiber der Philosophie wollen, so wäre doch selbst hierdurch schon offenbar, daß sie das Subject derselben von dem Subjecte der vernünftigen Seele unterschieden hatten. Die letztere war ihnen wirkende Ursache des Denkens, die erstere des Empfindens; das Denken kam der Einen als Aeusserung ihrer eigenthümlichen — das Empfinden aber nur als Einwirkung der andern, einer fremden Kraft, zu. Gesetzt auch endlich, daß sie geglaubt hätten, die Mitwürkung der vernünftigen Seele wäre der Organisation beym Empfinden unentbehrlich; so ist es doch wenigstens keinem Zweifel unterworfen, daß sie die Mitwürkung der empfindenden Seele bey der eigentlichsten Thätigkeit, dem Leben und der Fortdauer der vernünftigen, für sehr entbehrlich gehalten haben. Die Sinnlichkeit der Denkkraft, oder wie Aristoteles dieselbe nennt, der leidende Verstand, war der vernünftigen Seele so wenig wesentlich daß sie denselben mit dem Körper im Tode zurück ließ, und ohne ihm ihr besseres Denken und Leben fortsetzte. Man hat die empfindende von der vernünftigen wesentlich verschiedenen Seele des Plato für eine blos dichterische Verstellungsart erklärt, ohne dabey zu bedenken, daß der undichterische Aristoteles, der es unter allen Philosophen des Alterthums an logischen und psychologischen Einsichten in die Natur des Erkenntnißvermögens

un-

unstreitig am weitesten gebracht hat, jene empfindende Seele nicht etwa für eine Modification der vernünftigen, sondern geradezu für die Kraft eines besondern Subjectes erklärt, und jeder der beyden Seelen eine eigene, von der andern verschiedene Natur und Abkunft angewiesen habe — der Vernünftigen eine fünfte von den vier bekannten Elementen verschiedene Gattung von Wesen, für welche er den eigenen Namen der Entelechie erfand, und die er für Theile der ätherischen Substanz hielt, aus welcher die Sterne gebildet waren *); der Empfindenden hingegen diejenige animalische Kraft, welche, seiner Meynung nach, durch die ganze Natur das Principium des Lebens und Empfindens verbreitet, und den Menschen mit den Thieren gemein war, sich zugleich mit dem Körper aus dem Saamen entwickelte, und mit dem Körper sich wieder in ihre vorige Bestandtheile auflösete. **)

Die vornehmsten griechischen Schulen haben also entweder den wesentlichen Unterschied der beyden Bestandtheile des Erkenntnißvermögens (die Epikuräer und Stoiker) oder den wesentlichen Zusammenhang derselben (die Peripatetiker und Platoniker) verkannt. — Dieses gemeinschaftliche Resultat meiner historisch-kritischen Darstellung der griechischen Psychologie wird ihnen noch mehr einleuchten, wenn ich ihnen den nothwen-

*) Aristoteles de anima L. 3. C. 5. — Cicero Tusc. I. 10. 26.

**) Aristoteles de gener. anim. L. 2. C. 3.

wendigen Entstehungsgrund desselben in dem uralten und allgemeinen Misverständnisse über die Natur des Erkenntnißvermögens werde gezeigt haben, welches so lange unvermeidlich war, bis der menschliche Geist durch lange genug fortgesetzte Uebung seiner Kräfte, einer so genauen und vollständigen Zergliederung seines Erkenntnißvermögens, wie die Kritik der Vernunft geliefert hat, fähig werden konnte.

Kant hat in dem erstgenannten Werke eine neue, oder wenigstens bisher ganz verkannte Quelle der menschlichen Erkenntniß entdeckt — die reine Sinnlichkeit. Sie ist weder Thätigkeit der Organisation, noch Reitzbarkeit der Organe, sondern das Vermögen der Seele überhaupt afficiert zu werden, und besteht aus den in unsrem Erkenntnißvermögen vorhandenen Bedingungen, welche jeder Anschauung (unmittelbaren Vorstellung) eines Gegenstandes zum Grunde liegen. Sie ist die subjective Beschaffenheit des Anschauungsvermögens, und heißt, weil alle Anschauungen durch sie bestimmt werden, die allgemeine Form derselben. Sie ist die Rezeptivität der Seele, welche vor allen Eindrücken durch die Organe vorhergehen muß, weil sie bey jedem derselben vorausgesetzt wird. Eben darum aber weil sie bloßes Vermögen, bloße subjective Form, bloße Receptivität ist, müssen ihr die Gegenstände gegeben, oder vielmehr muß sie durch Gegenstände afficirt werden; und dieses Afficirtwerden der reinen Sinnlichkeit durch Gegenstände ist es was Kant Empfindung, empirische

rische Anschauung nennt. Jedem nun die reine Sinnlichkeit, die Form, die Empfindung aber die Materie der empirischen Anschauung liefert: so giebt es keine sinnliche Erkenntniß, keine unmittelbare Vorstellung eines Gegenstandes ohne reine Sinnlichkeit und Empfindung. Die mittelbare Vorstellung eines Gegenstandes durch sein Merkmal oder durch ein Prädikat, (der Begriff) ist von der Anschauung wesentlich verschieden und eine Wirkung des Verstandes, in seiner weitesten Bedeutung, der Spontaneität der Seele, des Vermögens zu dencken, Vorstellungen selbst zu erzeugen. Da diese zu erzeugenden Vorstellungen immer nur Prädikate, Merkmale von Gegenständen seyn können, so setzen sie gegebene Gegenstände, und also auch das Vermögen von Gegenständen afficirt zu werden, reine Sinnlichkeit und Empfindung voraus. Der Verstand bezieht sich also in seinen wesentlichsten Wirkungen auf reine Sinnlichkeit und Empfindung, so wie sich Sinnlichkeit und Empfindung, in so fern Gegenstände nicht blos durch sie gegeben, sondern auch erkannt werden sollen, auf den Verstand beziehen. Reine Sinnlichkeit liefert also die Form — Empfindung, den Inhalt der Anschauung; Anschauung liefert den Inhalt — Verstand die Form des Begriffes; so daß es ohne Zusammenwirkung von reiner Sinnlichkeit, Empfindung und Verstand keine Erkenntniß eines wirklichen Gegenstandes geben kann. Und dieß ist im Allgemeinen das Resultat der Kritik der Vernunft über den Zusammen-

hang und den Unterschied des denkenden und empfindenden Theiles unsres Erkenntnißvermögens.

Bis auf diese Theorie — welche unser Erkennen blos auf Gegenstände einschränkt die der Sinnlichkeit gegeben werden können, und folglich alle Erkenntniß von Dingen an sich selbst und ausser der sinnlichen Vorstellung, für unmöglich erklärt — mußte der eigentliche Unterschied sowohl als der Zusammenhang zwischen Denken und Empfinden nothwendig misverstanden werden. So lange man Dinge an sich selbst zu erkennen glaubte, so lange man die Prädikate der Anschauungen auf Subjecte ausser den Anschauungen übertrug, so lange man, was an den Vorstellungen bloße Form des Verstandes und der reinen Sinnlichkeit ist, mit dem was nur durch Empfindung gegeben werden kann, verwechselte: so lange war man auch genöthiget, sowohl dem Verstande seine Begriffe als der Sinnlichkeit ihre Vorstellungen von den Gegenständen geben zu lassen. Der Verstand mußte also eben sowohl Receptivität haben als die Sinnlichkeit, bey welcher letztern man sich nichts weiter als die Receptivität der Organisation, oder wenigstens, durch Organisation denken konnte. Die reine Sinnlichkeit, die wahre Receptivität, die weder dem Verstande noch der Organisation sondern — dem Erkenntnißvermögen (der Seele) zukömmt, war also eigentlich zwischen dem Verstande, und dem was man sonst Sinnlichkeit nannte, vertheilt,

und

und zwar so vertheilt, daß von ihren beyden Formen die eine (der innere Sinn) mit dem Verstande, und die andere (der äussere Sinn) mit der Organisation, oder eigentlicher mit seinen fünf empirischen Modificationen, den fünf Sinnen, zusammengenommen wurde. Und hier, lieber Freund, haben sie den Faden, der sie durch alle Labyrinthe der griechischen Psychologie glücklich hindurch führen wird; und dem ich gegenwärtig nur durch die verworrene Bestimmungen des Denkens und Empfindens bis zur Grenzscheidung des Materialismus und Spiritualismus folgen will.

Denken hieß also den Alten nicht blos Einheit und Verknüpfung auf die Vorstellungen der Sinnlichkeit bringen, sondern auch mit dem inneren Sinne anschauen. Beydes war ihnen eine und eben dieselbe Handlung des Verstandes, der entweder seine eigenthümliche Objecte, wie beym Plato das Wesen der Dinge, beym Aristoteles das Allgemeine — oder die Objecte der Empfindung, der äussern Sinne, wie beym Epikur und Zeno — anschaute, nicht blos dachte. Empfinden aber hieß nicht jedes Afficirtwerden der Receptivität unsres Gemüthes, jedes empirische Anschauen, sondern nur die Receptivität des äussern Sinnes, das Anschauen durch Organe; und zwar bald die Reizbarkeit, Empfänglichkeit, Thätigkeit dieser Organe selbst, bald die Wirkung derselben auf den Verstand, bald beydes zugleich. So war die Empfindung, die Plato

und Aristoteles dem Verstande beylegen, blosse Thätigkeit der Organisation oder der animalischen Kraft und blosses Leiden der vernünftigen Seele, wie dieses aus der Einschränkung des Geistes durch die Sinnlichkeit beym Plato, und aus dem leidenden Verstande beym Aristoteles genug in die Augen fällt. — Der Unterschied zwischen dem Verstande und der Sinnlichkeit, wurde also auf der einen Seite viel zu klein, und auf der andern viel zu groß angegeben. Zu klein; indem man den innern Sinn mit dem Verstande verwechselte, und zu groß, indem man den äussern Sinn von der Seele auf den Körper übertrug. Verstand mit dem innern Sinne zusammengenommen war die vernünftige, der äussere Sinn hingegen mit den Organen die empfindende, unvernünftige, Seele. Die letztere war eben darum ihrer Natur, sowohl als der einstimmigen Meynung aller Philosophen, nach — sterblich, und blos ihr entfernteres oder näheres Verhältniß zu der erstern, oder vielmehr der verschiedene Gesichtspunct aus welchem man ihr wirkliches Verhältniß zu der erstern betrachtete, entschied auch für diese entweder Sterblichkeit oder Unsterblichkeit. Fand man den äussern Sinn zur Erkenntniß unentbehrlich, so gieng mit den Organen, an welche der äussere Sinn geheftet war, das ganze Erkenntnißvermögen, und folglich mit demselben auch der Verstand und die Seele überhaupt verlohren. Dieß war der Fall bey den Stoikern, den Epikuräern, und gewis bey allen übrigen Materialisten

ältere

älterer und neuerer Zeiten. Fand man hingegen den Verstand vermittelst des zu ihm hinzugedachten inneren Sinnes zu einer ihm eigenen Erkenntniß zureichend, so war er seiner Wirksamkeit und folglich auch seinem Daseyn nach, von der Organisation unabhängig, und über das Schicksal derselben im Tode erhaben; und dieß war der Fall beym Plato, Aristoteles, und überhaupt allen Spiritualisten älterer und neuerer Zeiten.

Epikur hatte aus seinem psychologischen Gesichtspunkte den Gang der Entwiklung des Erkenntnißvermögens von den ersten sinnlichen Eindrücken bis zu den höchsten Abstraktionen beobachtet, und bey jeder Handlung des Verstandes die Materien der Sinnlichkeit unentbehrlich gefunden. Er knüpfte daher den Verstand unmittelbar an den äuseren Sinn; so wie die Stoiker den äusseren Sinn unmittelbar an den Verstand knüpften, indem sie bey ihrem moralischen Gesichtspunkte, aus welchem sie mit Recht die Sinnlichkeit dem Verstande unterordneten, zu einseitig beharrten, und die eigentlichsten Wirkungen der Sinnlichkeit auf die Rechnung des Verstandes setzten, ohne die Unentbehrlichkeit der sinnlichen Werkzeuge bey diesen Wirkungen läugnen zu können. Ungeachtet also sowohl die Stoiker als die Epikuräer nicht nur das Denken vom Empfinden, sondern auch die Seele vom Körper unterschieden, und der letzteren sogar ein von der Organisation ganz verschiedenes Subjekt angewiesen haben: so hatte es ihnen doch

ihre Meynung von dem Verhältnisse des Verstandes zur Sinnlichkeit unmöglich gemacht, dem Erkenntnißvermögen jenes Subjektes, das sie nur für ein Resultat der Verbindung desselben mit dem organisirten Körper hielten, Fortdauer nach dem Tode einzuräumen.

Aristoteles konnte dieses, ungeachtet er mit den Epikuräern und den Stoikern darüber einig war, daß alle Begriffe ihren Stoff durch die Sinnlichkeit erhielten. Mit dem psychologischen Gesichtspunkte, aus welchem er die Entwiklung der Begriffe aus den sinnlichen Eindrücken beobachtet hatte, wußte er den logischen zu vereinigen, der ihn die Urtheile von den bloßen Begriffen des Verstandes, und diese von den Vorstellungen der Sinnlichkeit zu unterscheiden nöthigte. Nach dieser Voraussetzung eignete er die Wahrnehmung des Allgemeinen, welches zwar in den sinnlichen Eindrücken enthalten war, aber keineswegs durch die Sinnlichkeit erkannt werden konnte, der Selbstthätigkeit der Seele, dem Urtheilsvermögen, dem wirkenden Verstande ausschliessend zu. Da nun das Allgemeine, wie er sich sehr deutlich darüber erklärt *) an den Dingen an sich selbst, oder den Gegenständen ausser der Vorstellung als die selbstständige Form derselben existirte: so wurde die Vorstellung desselben, der allgemeine Begriff, durch das Urtheilsvermögen keineswegs erzeugt, sondern nur ent-

*) Aristoteles Metaphys. L. XII. c. 6. und L. XIV. c. 3.

entwickelt; und selbst dem Verstande wurden seine eigenthümlichsten Begriffe, nicht blos dem Inhalt sondern auch der Form nach, durch das Medium der Sinnlichkeit von Dingen an sich selbst gegeben. Der Verstand hatte also beym Aristoteles auch in so fern er ein selbstthätiges, das heißt, von der Sinnlichkeit ganz verschiedenes Vermögen war, nicht bloß Selbstthätigkeit sondern auch Vermögen (vom Allgemeinen) afficirt zu werden, nicht nur Urtheilskraft, sondern auch (inneren) Sinn. In soferne nun diese Receptivität des Verstandes das Allgemeine an den sinnlichen Vorstelungen, oder vielmehr die Prädikate der Dinge an sich selbst, aufnahm, und vorstellte, machte sie eine wesentliche Bedingung, eine Grundeigenschaft des wirkenden Verstandes selbst aus; in so ferne sie aber von der Sinnlichkeit, dem äusseren Sinne, den Organen afficirt werden konnte, war sie Receptivität des Besondern, des individuellen Eindruckes, leidender Verstand; ein bloßes Resultat der Verbindung des Verstandes mit der Organisation, ein zufälliges Vermögen des Verstandes, dem auch ohne dasselbe Receptivität und Spontaneität eigen war, und folglich nichts zu dem vollständigen Erkenntnißvermögen fehlte, welches nicht nur im Urtheilen, sondern auch selbst in seinen Vorstellungen, von der Sinnlichkeit, nachdem diese einmal den Stoff dazu geliefert hatte, unabhängig, und folglich auch über das Schicksal der sinnlichen Werkzeuge — den Tod — erhaben war.

Plato war, ohne eine so genaue Zergliederung des Erkenntnißvermögens, wie Aristoteles, angestellet zu haben, nichts destoweniger auf ebendasselbe Resultat gerathen. Auch er hatte die Receptivität mit der Spontaneität der Seele verwechselt, oder vielmehr den inneren Sinn mit dem Verstande zusammengenommen; indem er dem letztern das Vermögen das Wesen der Dinge nicht nur zu denken, sondern auch anzuschauen *) einräumte. Auch Er war schon hierdurch genöthiget, so wie Aristoteles, den Verstand für ein besonderes, vollständiges, und für sich selbst bestehendes Erkenntvermögen anzunehmen, und demselben ein von dem Körper und dem äusseren Sinne verschiedenes Subjekt beyzulegen.

Daß Plato blos durch seine Verwechslung des Verstandes mit dem inneren Sinne, und des äusseren Sinnes mit den fünf empirischen Modifikationen desselben auf seine reine Intelligenz hätte gerathen können, und, in sofern er consequent dachte, gerathen müssen, auch sogar wenn er keine angebohrnen Ideen, und

*) Einer der vielen berühmten Gegner der **Kantischen Philosophie** hat die Unterscheidung zwischen **Denken** und **Anschauen** als eine Probe der **scholastischen Grillen** und **sophistischen Subtilitäten** angeführt, wovon die Kritik der Vernunft voll seyn soll: Distinktion, wie man sie ungefähr in dem Sacculo Distinctionum, Tyrnaviæ typis Soc. Iesu. antrift. Ihm muß also wohl das **Gedankending** ein **Synonymum** des **wirklichen Dinges** sey.

und keine Trüglichkeit der sinnlichen Erkenntniß behauptet hätte: wird aus dem wenigen erhellen, was ich jetzt über den eigentlichen Sinn dieser beyden Meynungen des Plato, und den Zusammenhang derselben mit dessen reinen Intelligenz zu sagen habe.

Ich habe bereits angemerkt, daß Plato, so wie bisher jeder der die Erkenntniß von Dingen an sich selbst zuließ, genöthiget war, die Verstandesbegriffe keineswegs von der Spontaneität des Denkens erzeugen, sondern von der auf den Verstand übertragenen Receptivität des inneren Sinnes anschauen, und folglich dem Verstande gegeben werden zu lassen. Beym Aristoteles wurden diese Begriffe, wie bereits erwähnt worden ist, von den Dingen an sich selbst durch das Medium der sinnlichen Organe gegeben. Plato hingegen, welcher, aus Gründen, deren Entwicklung ich mir für einen andern Ort vorbehalten muß, der Materie eine gewisse Bösartigkeit, oder, wie er sich ausdrückte, einen bösen Geist beylegte, und diese Meynung in einen sehr natürlichen Zusammenhang mit der alten Eleatischen Lehre von der Trüglichkeit der sinnlichen Erkenntniß gebracht hatte, fand sowohl die Dinge an sich selbst, als auch die sinnlichen Organe, in sofern beyde Materie enthielten, schlechterdings untauglich dem Verstande seine Begriffe zu geben. Woher also diese Begriffe? Ein sehr verehrungswürdiger philosophischer Schriftsteller hat neuerlich die Meynung geäussert: Plato habe,

be, entweder weil er die Auflösung dieses Problems unmöglich gefunden, oder weil sie ihn zu weit von dem Plane seines Dialogen abgeführt hätte, blos zum Besten der äusseren Form seines Aufsatzes, und um in demselben keine Lücke offen stehen zu lassen, zur Präexistenz der Seele als zu einem bloßen Mythos seine Zuflucht genommen. Allein ausserdem, daß man an der platonischen Lehre von der Präexistenz der Seele, wenn man sie schärfer ins Auge fasset, die Bedingungen vermissen würde, welche der erwähnte vortrefliche Schriftsteller selbst am angezeigten Orte für den Begrif eines Mythos festgesetzt hat: so würde auch Plato durch eben den Kunstgriff, mit welchem er die vorgebliche Lücke seines Vortrags ausgefüllt hätte, eine andere eben so große und sichtbare Lücke verursachet haben. Denn nun würde sich jedem aufmerksamen Leser die Frage aufgedrungen haben: woher denn die präexistirende Seele ihre Ideen hätte? Gesetzt aber auch Plato habe die Präexistenz der Seele bereits in der Italischen **Philosophie** (nicht Mythologie) gefunden: so hat doch diese Lehre, besonders wie sie von ihm angenommen wurde, einen viel philosophischern Sinn, als daß sie nichts weiter als einen Lückenbüßer seiner Komposition hätte

*) Herrn Prof. **Eberhard** in seinem Aufsatze über den Ursprung der heutigen Magie. S. Berl. Monatsschrift Julius d. J. S. 17.

hätte abgeben sollen. Sollte nicht ein tieferer Blick in die Natur der Vernunftwahrheiten den tiefsinnigen Plato auf diejenige Meynung vom Ursprunge der Verstandsbegriffe und der Seele selbst geführt haben, die den wahren Sinn seiner Lehre von der Präexistenz ausmacht? Ich will mich so kurz als mir möglich ist darüber erklären.

Wenn man bey einem Verstandsbegriffe von der Vorstellung der Zeit, wodurch er versinnlicht und seine Bedeutung auf eine wirkliche Anschauung in uns eingeschränkt wird, abstrahiert: so wird die Bedeutung des Begriffes übersinnlich, und sein Gegenstand (nunmehr ein bloßes Gedankending) unveränderlich und ewig. Sie, lieber Freund, werden hieran die logische Unveränderlichkeit und Ewigkeit der Vernunftwahrheiten, und Verstandesbegriffe der Substanzen, Essenzen u. s. w. nicht verkennen, worüber man vielleicht blos darum in unsern Schulen zu zanken aufgehört hat, weil man Gottlob etwas bessers zu thun bekam. Daß dem Plato diese Ewigkeit der Vernunftwahrheiten kein Geheimniß geblieben war, wissen sie so gut als ich aus mehr als einer Stelle seiner Schriften. Aber daß Plato diese logische Ewigkeit in eine metaphysische umgeschaffen habe, erhellt aus dem Umstande, daß er unter den ewigen Wahrheiten nicht bloße subjective Regeln des Denkens, sondern wirkliche Gesetze der Dinge an sich selbst, wesentliche Eigenschaften, Wesen der Dinge, verstand.

stand. Diese ewigen Wahrheiten setzten einen ewigen Verstand voraus, oder machten vielmehr einen ewigen Verstand aus; und wirklich waren sie nach Platos Lehre im unendlichen Verstande Gottes von Ewigkeit her vorhanden. Sie waren die Ideen der Gottheit, und enthielten die ewigen Urbilder, nach welchen der Schöpfer die ungeformte Materie geformt, das bösartige Prinzipium in derselben gebändiget, und die beste Welt hervorgebracht hat. Von diesen Ideen konnten nur Nachbilder auf erschaffene Dinge übertragen werden, an welchen sie nicht als etwas Erkennendes sondern nur als etwas Erkennbares, nicht als Begriffe, sondern als Eigenschaften, als die wesentlichen Formen der Dinge an sich selbst, existiren konnten. Die Urbilder hingegen, das Erkennende, die Ideen selbst, konnten keinem erschaffenen Dinge mitgetheilt werden, konnten, ihrer wesentlichen Ewigkeit wegen, nirgends ausser dem unerschaffenen Verstande vorhanden seyn. — Und doch waren sie in den vernünftigen Seelen der Menschen vorhanden, deren eigentliches Erkenntniß (die Vernunftwahrheiten) lauter nothwendige, unveränderliche und ewige Wahrheiten betrift. Das Subject der vernünftigen Seelen, die Substanz derselben, konnte also von dem Subjecte des göttlichen Geistes, der Substanz der Gottheit, so wenig verschieden seyn, als sein Verstand von dem göttlichen; es mußte unerschaffen, es mußte ein Ausfluß der Gottheit seyn. In dieser Eigenschaft erkannten und beschauten die vernünftigen

Seelen

Seelen vor ihrer Verbindung mit dem Körper (in ihrem Dämonenzustande, und folglich während ihrer Präexistenz) das ewige Wahre, Schöne und Gute, das in ihnen, und in ihrer Quelle, der Gottheit selbst, lag, aber nach ihrer Einkerkerung in dem Körper durch die Bösartigkeit ihrer materiellen Hülle, sich aus ihrem Gesichte verlohr, und Irrthümer und Leidenschaften, den Wirkungen der Sinnlichkeit, Platz geben mußte. Nichtsdestoweniger konnten die vernünftigen Seelen auch selbst in diesem Zustande ihrer Erniedrigung keineswegs ihre ursprüngliche Natur verlieren. Das Denken und Beschauen der, in den wesentlichen Formen der Materie selbst, enthaltenen Nachbilder weckte in ihnen die angebohrnen göttlichen Ideen wieder auf; und das Abziehen von der Materie, das Bekämpfen der Sinnlichkeit, die Beherrschung der Leidenschaften sicherte ihnen den Genuß ihrer vorigen Glückseeligkeit wieder zu, die dann nach der Trennung der Seele von dem Körper wieder in ihrem ganzen Umfange angieng.

Aus dieser Erklärung, die, mir wenigstens, in der ganzen Platonischen Seelentheorie alle Dunkelheiten und Widersprüche, die nicht offenbar blos im Ausdrucke liegen, aufzuhellen und zu heben scheint, glaube ich mit ziemlicher Zuversicht schliessen zu dürfen: daß, Erstens, in jener ganzen Theorie nichts was einem Mythos auch nur von weitem ähnlich sieht, vorkomme; Zweitens, daß die vernünftige Seele beym Plato, von der vernünftigen

tigen Seele beym Aristoteles nur in Rücksicht auf den Ursprung, keineswegs aber auf die wesentliche Natur ihrer Begriffe, die Beschaffenheit ihres Erkenntnißvermögens, verschieden sey. *) Die reine Intelligenz, so wie sie von den beyden Philosophen, und nach ihnen von allen Spiritualisten gedacht wurde, und meiner oben gelieferten Deduction zufolge gedacht werden mußte, war ein eigenes, besonderes, vollständiges, über die Sinnlichkeit (den äussern Sinn) erhabenes Erkenntnißvermögen, — das Vermögen die Form der Dinge an sich selbst, nicht nur zu denken, sondern auch anzuschauen.

Von den weitern Schicksalen dieses Begriffes, der, bis auf die Zeiten des Descartes, bey allen den unzähligen Modifikationen, die er durchlaufen mußte, gleichwohl keine einzige neue wesentliche Bestimmung erhielt, habe ich nur sehr wenig, destomehr aber von seinem Einfluße auf Religion und Moral, der ein halbes Jahrtausend nach dem Plato so allgemein und so entscheidend geworden ist, in meinem nächsten Briefe zu sagen.

R.

---

*) Sogar die Meynung des Plato, daß die Denkkraft, oder die vernünftige Seele, zu ihrer Bestrafung in den Körper eingeschlossen worden wäre, wurde vom Aristoteles beybehalten. Cic. Fragm. edit. Ernest. S. 1097.

Inhalt des dritten Vierteljahres.

Julius.

August.

IV.

September.

Druckfehler.

Seite 220. Z. 11. statt 1785. lies 1758.

Der Teutsche Merkur vom Jahre 1787.

Ihro Römisch-Kayserlichen Majestät zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburg. gnädigstem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

// Der
Teutsche Merkur.

October 1787.

I.

Die Lustreise in Elysium.

(fortgesetzt von S. 141. des Augustmonats.)

Xenophon hatte zufälliger Weise hinter dem Gebüsche, wo er ruhete, unserer Unterredung zugehört. Er gestand es uns selbst, und überhob uns dadurch der Mühe, ihm den Gegenstand unsers Streites vorzutragen. Wir glauben, sagte ich, daß uns niemand besser auseinander setzen könne als der Verfasser des Hieron und der Cyropädie.

Xenophon. Und ich denke nicht daß es sehr schwer seyn werde euch zu vergleichen, oder ich müßte nur eure Meynungen nicht verstanden haben.

Menip. Ich dächte, meine Meynung wäre von der seinigen (auf mich deutend) gerade so weit entfernt als Recht von willkührlicher Gewalt, das ist, ungefähr so weit als der Himmel von der Erde, wie man zu sagen pflegt.

Xenoph. zum Menip. Du behauptest, das Recht der Könige, oder der Obrigkeit überhaupt, gründe sich auf einen Vertrag zwischen dem gehorchenden und dem befehlenden Theile des Gemeinwesens?

Menip. Das behaupte ich! der Vertrag mag nun ausdrücklich mit allen zu einer öffentlichen Handlung gehörigen Formalitäten und Feyerlichkeiten errichtet, oder stillschweigend eingegangen worden seyn, ein Vertrag muß immer vorausgesetzt werden, als die einzige mögliche Bedingung, unter welcher vernünftige und freygebohrne Wesen, wie die Menschen sind, einem ihres gleichen mit Recht unterworfen seyn können.

Xenoph. zu mir. Und du behauptest ein natürliches Recht des Stärkern, den Schwächern zu regieren, und gründest darauf das Recht der Obrigkeit?

Ich. Ich behaupte, die Nothwendigkeit sey die Quelle des Naturgesetzes, und das Naturgesetz die Quelle des Rechts. Die Menschen können ohne Regierung nicht bestehen. Die Natur ließ es also nicht auf ihre Willkühr, oder einen Vertrag der nur soviel gilt als man ihn gelten lassen will, nicht auf Zufall, oder launisches Spiel der Leidenschaften, oder das wankelmüthige Urtheil der Menschen, das fast immer von jenem abhängt, ankommen, ob und wie sie regiert seyn wollten: sie machte Anstalten, vermöge deren sie regiert werden, sie mögen wollen oder nicht. Der Stärkere regiert immer den Schwächern. Die ganze

Ge=

Geschichte des menschlichen Geschlechts bestätiget diesen Satz, und ein paar allenfalsige Ausnahmen beweisen nichts gegen die Regel. Das Recht des Stärkern wird auf dem ganzen Erdboden anerkannt. Wenn nach einem langen und blutigen Kriege Friede gemacht wird, so ist es immer der Stärkere, der die Bedingungen vorschreibt; und diese Bedingungen werden von den schwächern nur so lange gehalten als sie die schwächern sind. In den ältesten Zeiten der Welt kannte man kein anderes Völkerrecht, und die ersten großen Monarchien wurden, so wie alle folgenden, bloß dadurch groß, weil sie, den Raubfischen gleich, viele kleinere verschlangen. Und warum wurden in den kleinen griechischen Staaten die Könige, die anfangs bloß Heerführer und Häupter ansehnlicher Stämme waren, nach und nach abgeschaft, als weil ihnen eine kleine Anzahl mächtiger Familien über den Kopf gewachsen waren? Diese überwiegende Macht der letztern verwandelte die Monarchien in aristokratische Republiken: das gemeine Volk, des Gehorsams gewohnt, ließ sich anfangs nicht einfallen, den mächtigsten und reichsten aus ihrem Mittel, so lange sie zusammenhielten, das Recht der Regierung streitig zu machen. Aber nach und nach zerfielen die Aristokraten unter einander; sie wurden durch ihre Uneinigkeit unvermerkt die Schwächern; das Volk fieng an seine eigne Stärke zu fühlen; es machte eine Foderung nach der andern, nahm sich endlich mit Gewalt was man ihm nicht gutwillig ge-

ben wollte, und die Aristokratie verwandelte sich in Demokratie. Diese leztere gränzt so nahe an Anarchie, daß sie nothwendig von Zeit zu Zeit in einen Zustand verfallen muß, wo es einem beliebten, listigen und unternehmenden Menschen gelingen kann, sich einen mächtigen Anfang, und vermittelst desselben die Alleinherrschaft zu verschaffen. So entstanden die kleinen Tyrannen, wie ihr Griechen es nanntet, von denen einige eurer Republiken bald wohl bald übel regiert wurden. Auch die großen aber kurzdauernden Monarchien Alexanders und Antiochus des Großen hatten keinen andern Ursprung als überwiegende Gewalt: und die Römer wurden, vermöge eben dieser Uebermacht, die Herren und Unterdrücker der Welt, sobald es durch die Waffen entschieden war, daß ihnen weder Karthago, noch Pyrrhus, noch Antiochus, noch Mithridates die Oberherrschaft streitig machen konnten. Kurz es ist die unläugbarste aller Thatsachen, daß alle Republiken und Monarchien, die jemals in der Welt gewesen sind, ihr Daseyn der überwiegenden Stärke derer, die sie errichteten, zu danken hatten, und es bleibt also dabey und wird, so lange es Menschen giebt, dabey bleiben:

befiehlt wer kann, gehorcht wer muß.

Xenoph. Ihr habt euch beyde so deutlich erklärt, daß ich eure Meynung vollkommen gefaßt zu haben glaube; und ich finde mich dadurch in dem was ich vorhin sagte bestätiget. Sobald ihr euch nur selbst

recht

recht verstehet, werden wir, denke ich, alle drey über diese Sache Einer Meynung seyn.

Men. Das soll mich wundern!

Xen. Wir sind wenigstens über einen Punkt schon einverstanden, nehmlich, daß die Menschen, ohne bürgerliche Verfassung und Regierung nicht bestehen können; man müßte denn annehmen wollen, daß die Natur die einzige Gattung von Wesen, die einer unabsehbaren Vervollkommnung fähig ist, dazu bestimmt habe, ewig in einem Zustande thierischer Wildheit, roher Sinnlichkeit, und eines ewigen Krieges unter sich selbst und mit der ganzen Natur zu beharren. Denn dies ist der natürliche und nothwendige Zustand aller Menschenstämme, die ohne bürgerliche Regierung leben.

Men. Zum Beweise, daß ich nicht schicaniren will, soll dies von meiner Seite, unpräjudicierlich, zugestanden seyn.

Xenoph. Wenn es wahr ist, so wollen wir unbesorgt seyn, was daraus folgen mag. Wahrheit kann nichts als Wahrheit gebähren, und ist nie mit sich selbst im Widerspruch. Wir stimmen also darin überein, daß es den Menschen um ihres eigenen Besten willen nöthig ist, in bürgerlicher Verfassung zu leben und regiert zu werden. Aber auch darin, werden wir, denke ich, übereinstimmen, daß unter allen Thieren, die nicht von Natur ganz wild und unbezähmbar sind, keines ungeneigter ist sich regieren zu lassen, als der

der Mensch. Sogar die natürliche Herrschaft über ihre Kinder ist ein Joch, wogegen sich die letztern von Jugend auf sträuben, und dem sie sich, da sie es nicht ganz abschütteln können, doch auf alle mögliche Weise zu entziehen suchen. Bey diesem angebohrnen Triebe zur Unabhängigkeit und willkührlichen Selbstbestimmung, bey diesem instinktmäßigen Haß gegen alles was unsrer Freyheit Schranken setzt, was sollte da wohl die Menschen dahin bringen können, sich regieren zu lassen — wenn es nicht eine Nothwendigkeit wäre, der sie sich nicht entziehen können?

Men. Ich sehe, wo du mich an diesem Faden hinführen willst: aber es giebt allerdings, ausser der Nothwendigkeit, noch Etwas das die Menschen bewegen kann sich willig regieren zu lassen; und dieses Etwas — ist ihre Vernunft.

Xen. Sehr wohl! Aber du vergissest doch nicht, Menippus, daß alle Menschen als Kinder gebohren werden, deren Vernunft sich nur langsam durch Erziehung entwickelt, und nur spät durch Erfahrung zur Reiffe gelangt? Unmöglich kann es die Vernunft seyn, was die Kinder ihren Eltern unterwürfig macht — und eben dies ist und war von jeher auch der Fall bey allen noch unpolizirten Stämmen, Horden, und kleinen Völkerschaften, aus denen sich die größern Völker und die bürgerlichen Verfassungen nach und nach gebildet haben. Ein rohes Volk ist ein Haufen großer Kinder,

eben

eben so rasch und heftig in seinen Trieben und Leidenschaften, und beynahe eben so unerfahren als diese, aber desto unbändiger, da sie mehr Kräfte haben und sich ihrer besser zu bedienen wissen.

Men. Auch die Vernunft würkt anfangs bloß als Instinct in dem Menschen, ohne darum weniger Vernunft zu seyn. Es ist eine Blume in der Knospe. Eltern, welche die Liebe und das Zutrauen ihrer Kinder zu gewinnen wissen, werden sie immer sichrer und besser regieren, als diejenige die ihr häusliches Regiment auf bloße Gewalt und Furcht der Strafe gründen.

Xenoph. Eine sehr wahre Bemerkung, woraus wir aber nicht mehr folgern wollen, als würklich aus ihr folgt. Die Regierung der Eltern über ihre Kinder wird durch Liebe, Dankbarkeit, Zutrauen, unterstüzt, erleichtert, befestigt: aber diese Empfindungen können nicht das Fundament derselben seyn, oder sie würde auf einem sehr schwachen und schwankenden Grunde ruhen. Wir müssen die menschliche Natur nicht schlimmer, aber auch nicht besser voraussetzen als sie würklich ist. Jene sanften und schönen Bande des Herzens sind zu zart, um nicht von der thierischen Sinnlichkeit eines Geschöpfes, das immer nur im gegenwärtigen Augenblik lebt und von jeder Begierde unwiderstehlich hingerissen wird, alle Augenblicke zerrissen zu werden. Zugestanden, daß diese Bande mit zunehmender Vernunft der Kinder immer mehr Stärcke erhalten, so ist

doch unläugbar, daß sie in den eigentlichen Jahren der Kindheit nicht starck genug sind; kurz, lieber Menipp, die Regierung der Eltern gründet sich augenscheinlich nicht auf einen zwischen ihnen und ihren Kindern errichteten, weder förmlichen noch stillschweigenden Vertrag, sondern auf die Nothwendigkeit regiert zu werden, und auf ein Gefühl dieser Nothwendigkeit, welches durch die überwiegende Stärke der Eltern erweckt und unterhalten wird. Und gerade dies ist auch der Fall bey Völkerschaften, die, ihrer rohen Unwissenheit und Unbändigkeit wegen, durch Nothwendigkeit und Zwang gewöhnt werden müssen, das Joch der Regierung zu tragen. Kinder und Völker müssen regiert werden, weil sie sich selbst nicht regieren können; und müssen gehorchen lernen, nicht weil es ihnen so beliebt, sondern weil sie, gern oder ungern, gehorchen müssen.

Men. Dein Gleichnis paßt nicht ganz, denke ich; Ich will nicht auf den Umstand drücken, daß die Ungleichheit zwischen Kindern und Eltern größer und augenscheinlicher ist als zwischen einem Volcke und seinen Regenten. Du würdest mir entgegen halten, daß die Rede jezt von den ältesten Völkern und ihren Regenten sey, deren persönliche Vorzüge sehr in die Augen fallend seyn mußten. Aber ich sehe hier noch einen sehr bedeutenden Unterschied. Die väterliche Gewalt und Regierung erstreckt sich nur über die Jahre der Unmündigkeit, und hört auf sobald die Kinder für sich selbst sorgen

gen können: aber die Gewalthaber über die großen Kinder wollen nichts davon wissen, daß ihre Vollmacht mit der Epoke der Unmündigkeit derselben ihre Endschaft erreicht hat; und wie wiedersinnisch es auch ist, daß eine durch Künste gebildete, durch Wissenschaften aufgeklärte, durch die Erfahrungen vieler Jahrhunderte verständigte Nation sich in ihrem männlichen Alter noch eben so behandeln lassen soll wie in ihrem kindischen: so sehen wir doch daß die besagten Gewalthaber sich an diese Ungereimtheit nicht kehren, sondern im Gegentheil das Joch nur desto schwehrer machen, je mehr sie Ursache haben den Unterjochten Vernunft und Stärke genug zuzutrauen, es abzuschütteln.

Xenophon. Was an dieser Bemerkung richtig ist, streitet nicht gegen mich. Allerdings ist es ungereimt, ein gebildetes und aufgeklärtes Volk so zu behandeln als ob es noch in seinen Kinderjahren wäre. Aber was nennen wir ein aufgeklärtes Volk? Der gröste Hauffe wird diesen Namen nie verdienen. Die Erfahrung aller Zeiten über den Geist und Charakter des Volkes sowohl in monarchischen als populären Staaten, und in diesen leztern vornehmlich, beweiset unwidersprechlich, daß der große Hauffe immer unmündig bleibt, und immer nöthig hat, daß andere für ihn denken und sein Interesse wahrnehmen. Es bleibt also wahr, und durch die allgemeine Geschichte bestätigt, daß ein ganzes Volk nie zu einem

so

so hohen Grade von Vernunft und Weisheit gelangt, daß es lediglich seinem eigenen Urtheil überlassen werden könnte, ob und wie es regiert werden wolle. Immerwährende Verwirrung, Anarchie, und Rückfall in die Wildheit der ältesten Zeiten würde die unausbleibliche Folge einer solchen Emancipation desselben seyn. Es muß also in jeder bürgerlichen Verfassung eine Macht seyn, die sich nicht auf Vertrag, oder willkührliches Gutbefinden des Volkes, sondern auf das große Gesetz der Nothwendigkeit gründet. Da die Menschen ohne bürgerliches Regiment das nicht seyn noch werden können wozu die Natur sie bestimmt hat: so ist es nothwendig, daß sie einer Obrigkeit gehorchen; und weil der Gehorsam gegen diese Obrigkeit, ohne Auflösung der bürgerlichen Verfassung, nicht in ihr Belieben gestellt werden kann: so ist es nothwendig, daß er aus dem Gefühl der obrigkeitlichen Uebermacht und aus Furcht vor den unangenehmen Folgen der Widerspenstigkeit entspringe. Und so möchte denn wohl der Saz dieses Fremdlings, „befiehlt wer kann, gehorcht wer muß,“ in der Natur der Dinge selbst gegründet, und eben dies die Ursache seyn, warum er durch die allgemeine Erfahrung auf dem ganzen Erdboden bestätiget wird.

Men. Desto schlimmer, wenn es so ist! Das Recht des Stärkern, und mit ihm ein ewiger Krieg der Stärkern mit den Schwächern, wäre also Ordnung und Absicht der Natur selbst?

Xen. Dieser ewige Krieg ist nichts weniger als eine Folge der Nothwendigkeit, daß der Stärkere regiere und der Schwächere gehorche. Sobald eine Macht für die stärkere anerkannt wird (und wie könnte sie ohne dieses die stärkere seyn?) so folgt vielmehr Friede daraus, oder der Schwächere müßte auch am Verstande so schwach seyn, daß er das Unmögliche für möglich hielte.

Men. Das Recht der Wölfe über die Schafe wäre also festgesezt. Aber wie es auf das Menschengeschlecht passen könne, das doch vor bloßem Vieh etwas nicht ganz unbeträchtliches, Vernunft genannt, voraus zu haben scheint, dies, ich gestehe es, will mir noch nicht recht klar werden.

Xenoph. Da möchte denn doch wohl die Schuld nur an dir selbst liegen, guter Menippus. Das natürliche Recht der Wölfe an die Schafe, wenn du es so nennen willst, ist ein Recht sie zu fressen; das Recht des Stärkern, wenn von Menschen die Rede ist, kann, eben darum weil es ein Verhältnis von Menschen zu Menschen, nicht von Wölfen zu Schafen, ist, keinen andern Gegenstand haben, als den Schwächern zu führen und zu beschützen, falls sich beyde noch in dem Stande natürlicher Freyheit und Gesellschaft befinden. Ist diese aber, auf welche Weise es nun geschehen seyn mag, in bürgerliche Gesellschaft übergegangen, die, vermöge ihrer Natur, auf eine höchste Gewalt, die von allen

Glie-

Gliedern der Gesellschaft anerkannt und gefürchtet werden muß, gegründet ist: so ist es abermals Natur der Sache, daß der lezte Zwek der Gesellschaft, nehmlich das Wohl des Ganzen, oder, deutlicher zu reden, die Erhaltung seiner innerlichen und äusserlichen Sicherheit, die Anwendung und die Grenzen dieser höchsten Gewalt bestimmt. Ueberhaupt, lieber Menippus, müssen wir, bey Erörterung dieser ganzen Sache, nicht aus den Augen verlieren, daß der Mensch, so wie er das Tageslicht erblickt, Rechte mitbringt, die von der Willkühr anderer Menschen unabhängig sind, und deren ihn keine Gewalt berauben darf, wenn er sich ihrer nicht durch seine eigene Handlungen verlustig macht. Macht, Stärke oder Kraft, (welches hier, da wir jezt in allgemeinen Begriffen schweben, einerley ist) und Recht sind keine unverträgliche oder einander aufhebende Dinge; im Gegentheil, das Recht ist das was die Macht bestimmt, und ihr die gehörige Richtung giebt. Es giebt Fälle, wo ein Mensch um seiner eigenen Sicherheit willen genöthiget ist, einen andern Menschen, wenn er kann, zu seinem Sclaven zu machen; und eben dieser Fall kann, unter besondern Umständen und Einschränkungen, zwischen zwey Stämmen oder Völkern eintreten: aber ausser diesen besondern Fällen, kann kein Mensch den Andern, kein Volk das Andere zu seinem Sclaven zu machen berechtigt seyn. Gesezt also, ein Tyrann mißbrauche, unter welchem ehrwürdigen Nahmen es auch seyn mag, seine Gewalt zur Unter-

drückung

drückung seiner Unterthanen, anstatt sie zu Beförderung ihrer Wohlfahrt anzuwenden: so ist diese Anwendung seiner Gewalt, vermöge der Natur der Sache, unrechtmäßig, und die Unterdrückten sind berechtigt sich selbst zu helfen, sobald sie können, d. i. sobald sie die Stärkern sind.

Men. Ich sehe nicht allzudeutlich, wie dieses Recht, das du dem Volke gegen den Gewalthaber zugestehest, mit den Begriffen von Unmündigkeit und Unvermögen sich selbst zu berathen, auf welche du noch kürzlich die Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Uebermacht gegründet hast, verträglich seyn kann?

Xen. So wollen wir versuchen, es uns deutlicher zu machen. Wir haben als einen aus der menschlichen Natur und der allgemeinen Erfahrung erweislichen Satz angenommen: daß die Menschen, um glücklicher als im Stande natürlicher Wildheit zu seyn, unter bürgerlicher Verfassung und also unter obrigkeitlicher Gewalt leben, d. i. mit Einem Worte, daß sie regiert werden müssen. Da sie sich hierin mit den unmündigen Kindern in einerley Falle befinden, so haben wir einem jeden Volke in so ferne eine Art von Unmündigkeit zugeschrieben. In der That liegt der Grund, warumes einem Volke so schlechterdings nöthig ist regiert zu werden, bloß in dieser Aehnlichkeit zwischen den großen und kleinen Kindern. Beyde haben einen natürlichen Hang zur Geselligkeit, zu gemeinschaftlichen

Unter-

Unternehmungen und Spielen: aber der häufige Zusammenstoß ihrer Foderungen, und die wenige Gewalt so sie über ihre leicht entzündbaren Leidenschaften haben, veranlaßt alle Augenblicke Streit und Gewaltthätigkeiten unter ihnen, die bey den großen Kindern alle Bande von Gesellschaft zerreissen würden. Es muß also, um dieses Uebel zu verhüten, eine überwiegende Macht vorhanden seyn, die jene Bande zusammenhält. Allein diese Macht darf, (wie keine Kraft in der Natur) nie willkührlich — sondern soll und muß nach Gesetzen würken, die in der Natur des Menschen und in dem Endzwecke der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig gegründet sind. Diese Gesetze mögen geschrieben oder ungeschrieben, deutlich erkannt oder nur verworren geahndet seyn, genug sie sind da, sie liegen in der Natur der Sache, sie sind Aussprüche der allgemeinen Vernunft, und müssen befolgt werden, oder der Endzweck der bürgerlichen Verfassung wird vereitelt. Eine diesen Gesetzen zuwiderlaufende Regierung ist Misbrauch der höchsten Gewalt, oder Tyranney; und da das Elend der Unterthanen eine unausbleibliche Folge davon ist, so haben die letztern nichts als ihr Gefühl vonnöthen, um zu wissen, ob sie wohl oder übel regiert werden. Ist das Uebel zu groß um länger ertragen zu werden, so wird auch dieses Gefühl allgemein, und erweckt endlich, wenn die Mishandlungen fortdauern, ein Anderes, das lange durch Furcht und Gewohnheit zu gehorchen eingeschläfert lag, nämlich das Gefühl eigener physischer

und moralischer Kräfte, und dieses bricht natürlicher Weise in Versuche aus, sich derselben zu seiner Rettung zu bedienen. Ein Volk kann sich nicht selbst regieren: aber es kann seine Arme zu seiner Selbstvertheidigung gebrauchen; und wiewohl die wenigsten weise genug sind, ihr Privatinteresse dem gemeinen Besten aufzuopfern: so giebt es doch Fälle, wo wenigstens die Verzweiflung Alles wagt, um ein gemeinverderbliches Uebel abzutreiben.

Men. Und was wird dann aus dem leidenden Gehorsam, der doch, wenn die Stärke ein Recht zu herrschen giebt, auf Seiten der Unterthanen eine nothwendige Folge ihrer Schuldigkeit ist, der überwiegenden Gewalt unterthan zu seyn?

Xen. Die Natur, oder, was auf Eines hinauslauft, die Nothwendigkeit, hat den Menschen vieles zu leiden auferlegt. Empörung gegen unvermeidliche Uebel wäre Tollheit; und ein geringeres Uebel zu leiden um eines größeren überhoben zu seyn, oder eines nur mit diesem Uebel erkäuflichen Guten theilhaftig zu werden, ist was sich die Menschen immer haben gefallen lassen. In so ferne ist leidender Gehorsam oft, und nur allzu oft, unvermeidliches Loos der Menschheit, und nothwendige Bedingung des bürgerlichen Lebens. Aber zu einem Gehorsam, der immer bereit wäre, alles, auch das unerträglichste zu leiden, ungeachtet es nur auf uns ankäme es nicht zu leiden — d. i. zu einem Gehor-

sam, der die Menschen zu etwas weniger als Vieh, zu bloßen Maschinen, herabwürdigte, dazu kann uns nichts verpflichten. Uebrigens, lieber Menippus, wollen wir herrschen und regieren nie für gleichbedeutende Wörter gelten lassen. Die Natur hat die Menschen nicht zu Sclaven in die Welt gesezt: sie müssen regiert, nicht beherrscht werden; und wiewohl sich, vermöge des Zusammenhangs der menschlichen Dinge, der nicht ganz von uns abhängt, Fälle zutragen, wo bloß die Stärke das Recht zu regieren giebt: so kann sie doch niemals ein Recht geben gegen die Naturgesetze der Menschheit und die darauf gegründeten Grundgesetze aller bürgerlichen Gesellschaft zu regieren, d. i. willkührlich und tyrannisch zu herrschen.

Men. Wir sind also, wie ich sehe, bloß in der Art wie wir uns ausdrücken, verschieden. Die Gewalthaber sind, wie du selbst behauptest, verbunden nach Gesetzen zu regieren, und die Unterthanen berechtigt das Joch abzuschütteln, wenn sie es unerträglich finden. Das Verhältnis zwischen dem Regierer und den Regenten beruhet also auf gegenseitigen Rechten und Pflichten, deren Beobachtung von beyden Seiten die Bedingungen desselben sind — Nennen wir dies Vertrag oder nicht, der Nahme thut nichts zur Sache; aber die Sache ist gerade so, als ob der Vertrag dabey zum Grunde läge: „wir wollen dir gehorchen, wenn du uns „wohl regierest; aber sobald du deine Schuldigkeit ge-

„gen

„gen uns nicht erfüllen willst, sind auch wir von der „unsrigen gegen dich entbunden.“

Xen. Sagte ich nicht, daß wir am Ende alle drey Einer Meynung seyn würden, sobald wir uns nur recht verstanden hätten? — Aber, wie ich sehe, Freund Menippus, steht dein gesellschaftlicher Vertrag noch immer zwischen uns, und ich bin dir, mit allem was ich gesagt habe, noch immer unverständlich geblieben. Die bürgerliche Ordnung unter den Menschen auf den Begriff eines Vertrages zu gründen ist hauptsächlich darum unschicklich, weil ein Vertrag voraussezt, daß es von dem Belieben der Partheyen abhängt, ob und wie sie sich vertragen wollen. Dies ist aber, wenigstens nach meinem Begriffe, bey der bürgerlichen Ordnung keinesweges der Fall. Diese betrachte ich als ein Gesetz der Natur, als eine in der Beschaffenheit des Menschen gegründete nothwendige Bedingung seiner möglichsten Entwiklung und Ausbildung, als worauf die Natur alles bey ihm angelegt hat. Wenn es Menschen-Rassen geben sollte, denen es an dieser Anlage zur Vervollkommnung gänzlich oder in einem sehr hohen Grade fehlte, so gehörten sie nicht zu den Menschen von denen hier die Rede ist; sie machten vielmehr eine Mittelgattung zwischen Menschen und Affen aus, die durch den Mangel der Triebfedern der Vervollkommnung genöthigt wären, sich ewig in dem engen Kreise des

thierischen Lebens herumzudrehen *). Die edlern Menschenrassen hingegen haben sich alle, — früher oder später, mehr oder weniger, je nachdem ihnen die äussern Umstände beförderlich oder nachtheilig waren, — aus dem Stande der wilden Natur herausgearbeitet, und in bürgerliche Gesellschaften zu Befestigung und Erhöhung eines gemeinschaftlichen Wohlstandes vereiniget. Natur und äussere Nothwendigkeit würkten hiebey zusammen auf Einen Zwek; und wiewohl es ungereimt wäre zu sagen, die Menschen hätten sich dabey bloß leidentlich verhalten: so läßt sich doch eben so wenig behaupten, daß sie bey Errichtung der ersten bürgerlichen Gesellschaften als Künstler zu Werke gegangen, und sich, nach vorgängiger gemeinsamer und freyer Berathschlagung, einhellig diejenige Staatsverfassung und Regierung gegeben hätten, die sie zu Erzielung des möglichsten Wohlstandes des gemeinen Wesens für die beste erkannt hätten. Die Geschichte widerspricht dieser Hypothese geradezu, und muß ihr widersprechen, weil sie dem Gang der Natur in Entwiklung des Menschen,

*) Ob es würklich solche Halb-Menschen (die Rede ist nicht von einzelnen zufälligerweise verunglükten, sondern von ganzen Stämmen, denen dieser Mangel natürlich wäre) auf dem Erdboden gebe? Ob vielleicht die sogenannten Päscherähs auf dem Feuerlande, und die stumpfen Neu-Holländer solche Mitteldinge zwischen Thieren und Menschen sind, — scheint, aus Abgang hinlänglicher Beobachtungen und angestellter Versuche, noch immer unentschieden zu seyn.

schen, und also dem was vermöge der Natur möglich ist, zuwider läuft.

Um dir dieses so einleuchtend zu machen als es mir selbst ist, laß uns einen Blik in die ältern Zeiten der Welt werfen. Das erste, was uns in die Augen fällt, ist der große Unterschied zwischen der Verfassung der Völker im nördlichen Theile Asiens und in Europa, und derjenigen, welche die südlichern Länder Asiens bewohnen. In den leztern finden wir schon lange vor der Policierung unsers Griechenlandes große monarchische Staaten, wo die Willkühr des Regenten das höchste Gesez ist; wo er wie ein Gott verehrt, und wie ein böser Dämon gefürchtet wird; wo er Her und Eigenthümer des ganzen Staats ist, und die Unterthanen sich ohne Weigerung als seine Sclaven betrachten, über deren Güther, Vermögen, Leib und Leben er nach Belieben disponiren kann; kurz, wo der Monarch Alles ist, und das Volk gar keine bürgerliche Existenz oder doch nur soviel hat, als nöthig ist, damit der eingebildete Gott von seinem furchtbaren Throne nicht bloß auf Wüsten und wilde Thiere herab blitzen müsse, die seiner Herrschaft bald ein Ende machen würden.

Men. Aber wie ist es, um aller Götter willen, möglich, daß Menschen, die ihrer Sinne mächtig waren, sich jemals zu einer so unnatürlichen Verfassung bequemen konnten?

ken. Nichts ist begreiflicher; und der Grund davon ist, weil nichts natürlicher war als eben diese unnatürliche Verfassung in ihren ersten Anfängen. Denn sie erwuchs, beynahe eben so unmerklich als eine Pflanze aus ihrem Keime wächst, aus der ältesten patriarchalischen Lebensart der Menschen. Aus dem Vater einer Familie wurde endlich das Haupt eines Stammes, unter mehrern Stämmen überwältigte der mächtigste nach und nach die schwächern, und das Haupt desselben wurde König. Während des Zeitlaufs, der zu dieser Progression erfodert wurde, bildete sich unter diesen Menschen unvermerkt eine Art von bürgerlicher Regierung nach dem Model der natürlichen Familien-Monarchie, von welcher sie ausgegangen war: der König wurde als der Vater der Völker, die er regierte, und diese als seine Kinder angesehen. Jener regierte so unumschränkt, wie ein Vater im Stande der natürlichen Gesellschaft über seine Familie: diese ließen sich eben so wenig einfallen mit ihrem Fürsten, als Kinder mit ihrem Vater, einen Vertrag zu errichten, und ihnen die Bedingungen, unter welchen sie gehorchen wollten, vorzuschreiben. Diese Verfassung konnte, so lange sie ihrem Ursprung näher war, und unter allerley günstigen Umständen, eine Zeitlang das Glück der Völker machen; und man findet, selbst seitdem beynahe der ganze Orient unter dem Druck eines eisernen Despotismus schmachtet, hier und da noch einige Ueberbleibsel und Spuren der ursprünglichen Humanität dieser Va-

ter-

terregierung. Aber unglücklicher Weise fehlt ihr eine Triebfeder, die der natürlichen eigen und so unentbehrlich ist, daß ihr Mangel sogar leibliche Väter zu Tyrannen macht. Das natürliche Familienregiment gründet sich zwar, (so wie sein bürgerliches Nachbild) auf die Furcht der Kinder vor der väterlichen Gewalt: aber die Natur sorgte dafür, diese leztere durch die Liebe zu mildern, die sie dem Herzen der Eltern einpflanzte. Die Väter der Völker hingegen, denen dieser wohlthätige Instinct fehlt, begnügen sich gefürchtet zu werden, ohne das Verhaßte ihrer Gewalt durch Liebe, welche Gegenliebe gebiert, zu mildern. Knechtische Furcht, auf den blendenden Glanz eines unzugangbaren Thrones, auf Myriaden von Trabanten, auf zahllose Kriegsheere und das immer gezückte Schwerdt der Rache, kurz auf unwiderstehliche Gewalt gegründet, ist das einzige was diese Monarchien zusammenhält, und die Sicherheit der Despoten und ihrer Satrapen ausmacht. Zuweilen sendet wohl auch das Schiksal den Unglüklichen einen Befreyer, einen Cyrus zu, der die alten Fesseln zerbricht, und ein neugestiftetes Reich mit Weisheit und wahrem Vatersinne regiert; aber dieser Fall ereignet sich selten, und das Gute, das dadurch bewürkt wird, ist meistens nur persönlich und vorübergehend; denn die erste Quelle des Uebels, die Verfassung, bleibt, und eine Reyhe blöder oder lasterhafter Nachfolger zerstört in kurzem wieder, was der einzelne wohlthätige Regent gebauet hat.

Men. Aber wenn diese Verfassung der südöstlichen Völker Asiens den Ursprung hat, den du ihr giebst, wie kommt es daß die nördlichern Asiaten, und die europäischen Völker davon frey geblieben sind? Wenn jenen despotischen Monarchien das natürliche Familien-Regiment zum Grunde liegt, welches man allerdings, (wie es scheint) als den Keim aller bürgerlichen Regierung ansehen kann: so müste ja der Despotismus über den ganzen Erdboden ausgebreitet seyn?

Xen. Wäre er eine nothwendige Folge der ursprünglichen Familien-Regierung, so würde dies allerdings der Fall gewesen seyn. Aber wenn ich vorhin der unnatürlichsten aller bürgerlichen Regierungsformen diesen natürlichen Ursprung gab, so fiel mir gar nicht ein, die mitwürkenden Ursachen des Klima's, der daher entspringenden Sinnesart und Lebensweise, nebst andern zufälligen Umständen, auszuschließen. Bloß diese äusserlichen Umstände haben den großen Unterschied bewürkt, den man zwischen den nördlichen und südlichen Bewohnern der Erde wahrnimmt. Ein warmes, bis zur Ueppigkeit fruchtbares, und eine mäßige Arbeit hundertfaltig belohnendes Klima, lud die Menschen ein dem herumirrenden Hirtenleben zu entsagen, und in festen Wohnsitzen sich anzupflanzen; eine Menge friedsamer Künste, die Töchter des Ackerbaues und einer mildern Lebensart, entwöhnten sie von den kriegerischen Sitten ihrer Voreltern. Unvermerkt, aber nur desto

unwiderstehlicher, würkte der Einfluß des Klima auf die Leibesbeschaffenheit und Sinnesart. Wollüstige Ruhe und sinnlicher Lebensgenuß ist das höchste Gut der Einwohner des heissern Erdstrichs, und diesem Charakter des Volkes ist die despotische Staatsverfassung so angemessen, daß, ausser den rauhern Bewohnern der gebirgigen Provinzen, schwerlich irgend ein Volk im südlichen Asien, vom Euphrates bis zum Indus und bis an die Ufer des östlichen Weltmeers, nur des Gedankens fähig ist, die despotische Regierungsform, (zumal da sie nun bereits Jahrtausende lang an sie gewöhnt sind) gegen irgend eine freye, populare oder aristokratische, zu vertauschen. Eine ganz andere Bewandtniß hatte es natürlicher Weise mit den Stämmen oder Horden der nomadischen Völcker, die in dem ungeheuern Steppen und Wildnissen des nördlichen Theils von Asien und Europa mit ihren zahlreichen Heerden umherzogen, und, so wie ihnen diese unermeßlichen Strecken zu enge wurden, sich gegen Mittag und Abend fortdrückten, und von Zeit zu Zeit die reichen mittäglichen Provinzen wie verheerende Fluthen überschwemmten. Diese Völker haben Jahrtausende lang keine andere als freye Verfassungen gekennt: denn die häusliche oder patriarchalische Regierung ist das Urbild aller bürgerlichen, der aristokratischen eben sowohl als der monarchischen. So wie eine Familie sich in mehrere Zweige ausbreitete, so wurden die Väter dieser Zweige die natürlichen Räthe und Gehülfen des gemeinschaft-

lichen Anherrn des ganzen Stammes. Es wuchs in der Folge jeder Zweig wieder zu einem besondern Stamme, so verlohr sich öfters der Begrif eines gemeinschaftlichen Vaters oder Oberhauptes; jeder Stamm behauptete seine natürliche Unabhängigkeit von dem andern, ohne jedoch die Familienverbindung, die durch einerley Sprache und Sitten unterhalten wurde, gänzlich zu entsagen. Bey Gelegenheit gemeinschaftlicher Gefahren oder Unternehmungen machten die Häupter dieser kleinen Herden Eines Hauptstammes den allgemeinen Rath desselben aus; eine Art von unförmlicher natürlicher Aristokratie, die nichts von ihrem Ansehen verlohr, wenn auch besondere Umstände die Ernennung eines gemeinschaftlichen Anführers oder Königs nothwendig machten; denn dieser war im Grunde doch nur der Erste unter Seinesgleichen, wiewohl ihm der gesunde Menschenverstand seiner freywilligen Untergebenen in gewissen Fällen, wo das gemeine Beste es zu erfodern schien, selbst den unbedingtesten Gehorsam selten verweigerte. Wie gesagt, Jahrtausende lang ist dies die Verfassung aller Nomadischen, Skythischen und Celtischen Völkerschaften des nördlichen und abendländischen Theils unserer Erdkugel gewesen. Sie war ihrem unruhigen, herumirrenden Jäger- oder Hirtenleben, ihrer dem rauhern Klima gemäßen rohern Sinnesart, Stärke und Unbändigkeit, und dem unaufhörlichen Kriegsstande, worin bald die größern Horden, bald die kleinern Stämme an einander geriethen, einander drük-

ten, verdrängten, zu Boden warfen, auch wohl gänzlich aufrieben, die natürlichste und angemessenste. Aber diese Art von Freyheit grenzt zu nahe an gänzliche Verwilderung, als daß sie der Zustand seyn könnte, worin die Menschliche Gattung den Grad von Ausbildung, Vollkommenheit und Wohlstand, worauf es die Natur bey ihr angelegt hat, erreichen könnte. Freyheit ohne eine weislich ausgedachte und künstlich organisirte bürgerliche Verfassung wächst gar bald in Barbarey und Wildheit aus, und ist in ihren Folgen wenig besser als die Sclaverey der despotischen Regierungsart. Beyde hemmen den Fortschritt der Cultur, verewigen den Stand der Kindheit des Menschengeschlechtes, und zwingen ganze Völker mit den glücklichsten Anlagen, Jahrtausende auf ebendemselben Puncte stehen zu bleiben. Der einzige Unterschied zum Vortheil der Wildheit ist: daß sie die edlern Naturkräfte des Menschen ungeschwächt schlummern läßt, da sie hingegen von der Sclaverey abgestumpft und gänzlich niederschlagen werden. Ein Haufen roher Wilden kann unter günstigen Umständen, sich nach und nach zu einem Volke ausbilden, das mit großen körperlichen und moralischen Kräften zu dem was die Vollkommenheit der menschlichen Natur ausmacht, empor strebt: aus einer Nation hingegen, die seit vielen Generationen gewohnt ist am Joche zu ziehen, und alle Lasten die auf ihren Rücken aufgehäuft werden mit stummer Geduld zu tragen, wird nichts bessers; sie müßte nur durch ausserordentliche

Be-

Begebenheiten, so zu sagen, erst vernichtet und dann wieder neu geschaffen werden; wovon mir kein Beyspiel bekannt ist. Alle Revolutionen, die sich gewöhnlich mit ihnen zutragen, endigen sich damit, daß sie der Raub eines andern Herrn worden.

Men. In der That scheint es beynahe gleich unmöglich zu seyn daß ein wildes Volk sich freywillig dem Zwange bürgerlicher Ordnung unterwerfe, als daß ein dienstbares jemals Muth und Stärke genug bekomme seine Fesseln zu zerbrechen.

(Die Fortsetzung nächstens.)

II.

Beschluß des Artikels über Wunder

im teutschen Merkur, April 1787. und fortgesezt im August d. J.

Nach dem, was ich bisher über den Artikel von Wundern gesagt habe, glaube ich, zufolge langer und sorgfältiger Untersuchungen, folgende — dem Wesentlichen der Religion gewiß nicht nachtheilige, aber für Superstition und Legendenglauben zerstörende — Grundsäze, die

die mir sonst noch nirgends genugsam entwikelt zu seyn schienen, aufstellen zu können.

Eine Handlung eines Menschen, welche uns, als ein Wunder, erzählt wird, muß entweder die Kraft dessen, den man dabey handeln siehet, wirklich übersteigen, oder doch wenigstens uns sie zu übersteigen scheinen.

In jenem Falle wäre die Begebenheit ein wirkliches Wunder, in diesem Falle aber, nur ein Scheinwunder.

Erster Fall. Wenn eine Handlung, welche, der Erzählung zufolge, irgend ein Mensch verrichtet haben soll, das Maas der Kräfte dieses Menschen — oder gar, aller Menschen — wirklich überstiege: so wäre hier die Ursache ihrer Wirkung nicht proportionirt. Nun ist es ein allgemeines, und sogar schlechthin nothwendiges Naturgesez: daß die Ursache, allemal der Wirkung proportionirt seyn muß.

Also müßten wir eine Erzählung, welche eine Ausnahme von diesem Naturgesez angäbe, gerade deswegen, weil das Erzählte absolut unmöglich ist, à priori, d. h. ohne Rüksicht auf etwa vorhandene Zeugnisse, als fabelhaft verwerfen. Der Grund zur Verwerfung dieser Zeugnisse wird aus der Natur der bezeugten Sache selbst, d. h. aus ihrer deutlich erkannten Unmöglichkeit, hergenommen. Zeugnisse — und wären sie noch so scheinbar — können doch das unmögliche weder möglich noch wirklich machen. Zudem sind Uebertretungen

des

des moralischen Gesezes, nicht zu lügen, viel gewöhnlicher und häufiger, also allemal eher zu vermuthen, als Aufhebung physischer Naturgeseze, für deren Einförmigkeit und Beständigkeit, allgemeine Erfahrung zeugt.

Man kann die Glaublichkeit des erzählten Wunders auch damit nicht retten, daß man aus der Sinnenwelt, wovon die erzählte Begebenheit, wenn sie für Menschen perceptibel seyn soll, doch ein Theil gewesen seyn muß, in die intelligible Welt hinüberspringt, um aus ihr eine unsichtbare Macht zu Hülfe zu rufen.

Dergleichen hyperphysische Erklärungen einzelner, in der Reihe der Erscheinungen vorkommender, Begebenheiten, dergleichen Berufungen auf den göttlichen Willen, sind durchaus unzulässig.

Der Begriff von Ursache und Wirkung ist nur auf auf Phänomene, auf Objekte möglicher Erfahrung — also nur innerhalb der Grenzen der Sinnenwelt — anwendbar.

Spinoza nennt die Berufung auf den göttlichen Willen bey Erklärung der Phänomene, ein asylum ignorantiae. — —

Zweiter Fall. Eine Handlung, welche irgend ein Mensch, wie erzählt wird, verrichtet hat, scheint bloß das Maas der Kraft dieses Menschen zu übersteigen. In diesem Fall ist die Begebenheit nur ein Scheinwunder. In der That wäre hier die Wirkung

ihrer

ihrer Ursache — d. h. einer endlichen oder Naturkraft, ganz proportionirt, und unser Anstaunen des Erfolges gründete sich blos auf die Ungewöhnlichkeit der Sache, und auf unsere Unwissenheit.

Alsdenn könnte man die Wunderthätigkeit genau so definiren, wie Baumgarten die Magie definirt hat: Scientia, per *minus cognita* praestandi quid extraordinarii. — —

Wunder sind entweder unmittelbare Wirkungen der Allmacht, oder sie werden von Menschen durch Mitwirkung höherer endlicher Geister verrichtet.

Wunder im ersten Sinne lassen sich gar nicht beweisen, da ein ausserweltliches hyperphysisches Wesen, und dessen unmittelbares Wirken, gar kein Objekt für menschliche Wahrnehmung seyn kann.

Wunder, welche durch Assistenz höherer endlicher Geister gewirkt werden, können so lange nicht geglaubt werden, als wir von der Untrüglichkeit der Augenzeugen und Erzähler einer solchen mirakulosen Begebenheit keine Ueberzeugung haben können.

Denn: so lange wir — wie es immer der Fall ist — voraussetzen müssen, daß die angeblichen Augenzeugen oder die Erzähler sich haben irren können, so ist es jedesmal, wenn sie Wunderdinge *) erzählen, zu vermuthen, daß sie sich wirklich geirret haben, weil Irren

*) Also Fakta, denen menschliche Wahrscheinlichkeit fehlt.

Irren menschlich, Wunderthun aber übermenschlich; die Existenz höherer Geister nur Vermuthung, nicht Thatsache, und ihr wirksamer Einfluß auf die Dinge dieser sublunarischen Welt nur Hypothese ist, die noch zur Zeit durch keine incontestable Erfahrung verificirt worden ist.

Denkmäler, Urkunden, Zeugnisse, können nur natürliche, nie übernatürliche Fakta beweisen.

Man kann es nicht oft genug sagen! — Der Grund, warum wir irgend einer Erzählung Glauben beymessen, liegt großentheils in der Aehnlichkeit der erzählten Dinge mit denen, die man im ordentlichen Naturlauf gewöhnlich wahrgenommen hat, d. h. in ihrer Ubereinstimmung mit den bekannten, beständigen Naturgesetzen. Je mehr ein Faktum, welches uns erzählt wird, diesen entgegen ist, je weniger ist es zu glauben, wofern man nicht die Untrüglichkeit der Zeugen darthun kann.

Anonym.

III.

Zwey Gemählde aus der Alpenwelt.

Verena.

Nußbraune Dirne, schwarz von Aug und Haar, rasch von Geberden, sanft von Gemüthe, — an dir hieng mein

mein junges unschuldiges, Herze, an dich schmiegte ich mich, wenn du bey der Spindel oder am Nähekücssen tief in die Nacht hinein wachtest.

Wenn ich dir dann von der schönen Rahel, von der sanften Ruth vorlas, dir Adam und Eva in Pappier ausschnitt, du zum Dank das schöne Mädchen mir sangest, und stotternd die Schönheiten nicht sangest, die nur für Männer sind — dann war meine Neugier gereitzt, ich stand auf den Stul, schlang meinen kleinen Arm um deinen Hals, herzte und küßte dich. Dann sangest du mir, was ich nicht verstand und jezt verstehe, und ich war ruhig.

Du kleidetest mich aus, legtest mich zu Bette, gabst einen Kuß dem Knaben, und einen feurigern im Knaben dem Jünglinge. Gedankenvoll auf den Zehen eiltest du dann in dein Bette, und träumtest vom Knaben als Jüngling, was der Knabe als Mann jezt von dir träumet.

Sanfte Seele! laß ab von mir! mildere das schmelzende Feuer deiner grossen Augen, hülle deine schönen Glieder, die der Knabe mit Unschuld sah, der Mann jezt nur mit Unruhe sich träumet, hülle sie in einen dichtern Schleyer; laß mich wieder Knabe werden, und schläfre mit einem Ruhe gebenden Kuß mich ein!

Schöne Einfalt! Einfältige Schönheit! einfältig im glauben, einfältig im handeln, einfältig in der Liebe! Unzerstörbare Gesundheit im Ganzen. Das

gesunde Blut und die Seelenruhe des Dichters der Alpen.

Die volle Wade, die der kurze Rok nur halb bedekte, die unter dem verbänderten Mieder sich sträubende Brust, die schwarzen in ein fliegendes Band geflochtenen Haare, der leichte feste Tritt, die Stirne voll Heiterkeit, der liebevolle, gerade Blik der offenen Augen — So sahe mein Mädchen aus im Sonntagskleide, mit Quellwasser geschminkt, parfümirt mit einem Veilchen und Rosenstrauß, der an ihrem Mieder prangete.

Das Gemählde ist fertig. Zieht Schlüsse, Physionomisten; ziehe sie wer einen geraden Sinn, und gesunden Geschmak hat. Sie starb und starb nicht; sie wird leben, so lange meine Brust schlägt, und dieses Blatt lebet.

Lise.

Liebe ist Leben, Liebe der Unschuld, erste Zärtlichkeit. Die Natur ruhet, das Blut rinnet sanfter durch die Adern, der Geist wieget sich in rosenfarbenen Träumen, das Herz liebet was Liebe verdient: Wohlwollen und Güte.

Der erste liebende Pulsschlag ist der erste Funke der Menschheit. Ich will ihn mahlen diesen Pulsschlag, und auch den zweyten, der der Natur Leben gab, ehe ich wuste was Leben der Natur ist.

Es ist ein Weinhügel nahe bey der alten Z. in der Mitte der Länge nach getheilet. Dahinein verbarg die schöne Mutter Natur ein stilles Thälchen — ein grüner mit Gärten, Wiesen und einigen Häusern verzierter Teppich, der bis an den Fuß der Weinhügel reichet! Kein rauher Wind waget sich da hinein; die Sonnenstrahlen glitschen sanfter über die Hügel herunter; es ist ein Tempe, wo die Zephyre lustwandeln und schüchterne Nymphen sorgenlos in kleinen Teichen sich baden.

Da fieng meine Lise ihr Leben an, da endigte sie ihr Leben. Zehen und acht Jahre wohnte sie sichtbarlich unter uns. Hier — wohnet sie noch.

Das schlanke Mädchen gefiel mir, ich ihr, beym ersten Blik; ich hieng an ihrem Arm, trug ihren Fruchtkorb, sezte mich neben sie wenn sie nähete, war ihr Diener, wenn sie den Garten pflegte. Kein Spanischer Amoroso kann seine Dulcinea eifriger bedienen, als ich, achtjähriger Knabe, meine Lise.

Die Jahre kamen, die Jahre giengen, Tage lang war ich bey ihr, schlich mich aus der Stadt so oft ich konnte. Bey Weinerndten, Obsterndten, Graserndten, war ich ihr nächster Gehülfe. Zwey Jahre, da die Arbeiter den Raum verengten, schlief ich bey ihr, schlang meinen kleinen Arm um ihren Hals, schmiegte mich, wie eine Epheuranke, um ihre Hüften, fühlte ihren reinen Odem auf meiner Stirne. Ein Kuß von

ihr war meiner Wünsche Ziel, ein Kuß von ihr und ich schlief ein.

Zwey Jahre nur genoß ich dieses Glük; da trennete Vorsicht uns; da fieng mein einziges Leiden, die strenge Sorge an, die Menschen von Menschen trennet, den Leidenschaften frühe Grenzen zu sezen. Ich klagte, da mir versagt wurde, was ich noch lange mit Unschuld hätte geniessen können. Allein die mütterliche Sorgfalt galt nicht mir, sie galt dem mannbaren Mädchen.

So war meine erste Liebe — Liebe des ruhenden Blutes! Meine zweyte — sonderbares Spiel der Natur!

Lise wurde krank. Ich eilte sie zu pflegen. Keuchend, klagend, weinend kam ich hin. Die Mutter führte mich in ihre Kammer, und ließ das kranke Mädchen mit dem noch unschuldigen Knaben allein. O Schauspiel, das meine Augen erblikten! Da lag nun halbbedekt das schönste Mädchen in ihrem Bette. Uns sehen, uns umarmen, war eins. Schluchzend hieng ich neben ihr, meine Rechte auf ihrer ofnen Brust über dem schlagenden Herzen, meine Linke um ihren Hals gelegt, und meinen Mund auf dem ihrigen. Ihr Arm umschlang mich, und ihre Hand wischte mir die Thränen ab. „Ach meine Lise! werde gesund! Ach stirb nicht! Ach stirb nicht!" — Plözlich ergriff mich ein Zittern, mein Herz wurde schwach, meine Augen dunkel, Blässe überzog mein Gesicht, und ich sank an ihren

Bette

Bette nieder. „Hülfe! Hülfe!“ Man brachte mich heim, der Arzt verstand nichts, morgens war ich gesund.

Ein Geheimniß blieb mein Uebel mir selbst, bis reiferes Alter mir Erfahrungen gab. Denn seit diesem ersten Ausbruch der Natur blieb ich noch mehrere Jahre bey Unschuld und Ruhe. So war das Sterbebette meiner Geliebten die Wiege meiner Liebe, und beynahe ihr Todestag war der Tag meines männlichen Lebens.

Eingebrannt in meine Seele ist die ganze Scene; das Zimmer, das Sterbebette, das Bild meiner Lise. Die sanfteste, gelassenste Blonde. Einen schönern Hals auf so schneeweissen Schultern gab es nie. Unbeschreibliche Reize einer jungfräulichen Brust, die alle Mahler und Bildhauer zurükläßt. Die durch Krankheit verursachte Nachlassung gab dem Bilde der Gelassenheit nur mehr Harmonie, und verstärkte den Ausdruk des Ganzen. Thränen zierten das leidenduldende Auge, zärtlicher klang die schwächere Stimme. Seufzer belebten, und das Leben war Liebe.

Sie starb! — noch traur' ich. Nie konnte ich ohne Schmerzen ihr Wohnhaus sehen. Das paradisische Thälchen wurde mir verwandelt, ich eilte hindurch schüchtern, scheu, schwermüthig, so oft ichs betreten muste. Nie will ichs wieder betreten. Ich fühle mich selbst nach dreissig Jahren zu schwach, den Anblik ohne

Bangigkeit zu dulden. O Schwäche! O Empfindlichkeit! soll ich denken? soll ich klagen? O allzutreues Gedächtniß! Nichts vergißt mein Herz, was es einmal liebte, — die Entzückungen noch die Pein. Aber die ersten vermisse ich, und dann drükt die zweyte mit doppelter Stärke.

Was soll ich von ihrem Leben erzählen? Sie lebte mir, sie lebte einem Kreise guter Menschen, sie lebte jedem der sie sah; denn jeder liebte sie, und jeder liebte in ihr Geduld, Gelassenheit, Sanftmuth. Fürsten gabs die weniger lebten! Sie lebte, wie ein fruchtreicher Baum; er giebet und ruhet, er wächst ohne Geräusch, und läst seine Früchte ohne Gepränge in den Schoos des Freundes fallen, der unter ihm Labung und Ruhe sucht.

Lise handelte ohne zu handeln; häußliche und Gartenarbeit war ihr Zeitvertreib. Sie that am meisten, wenn sie nichts that. Ihr Bild, ihre Bewegungen, ihr Sprechen, ihre Mine, flößte wo sie war, wo sie gesehen, gehört werden konnte, Sanftmuth und Liebe ein. Sichtbare Güte, fühlbare Güte, ist würksame Güte. Aus den Wohnungen der Seligen kam sie herab auf unsern Erdball, sie wählte die Hülle einer ländlichen Schönheit, und diese Schönheit war meine Lise.

Müller.

IV.

IV.

Vom sittlichen Charakter des lezten Generals der Jesuiten.

Der Plan der Republik der Jesuiten war so angelegt, daß sie bis auf den höchsten Grad der Macht erhoben, und durch nichts, als durch sich selbst, zerstöret werden konnte. Sie hatten es wirklich so weit gebracht, daß die mächtigsten Monarchen ihrem Winke gehorchten. Vom niedrigsten Bedienten bis zum ersten Staatsminister war alles ihre Kreatur, und von ihnen geleitet. Zu allen großen Entwürfen zogen sie die ersten Linien, und die Ausführung, oder Vereitelung derselben war in ihren Händen. Krieg und Friede der Völker stand in ihrer Macht. In der Kirche reichte ihr Haupt bis an die Sterne. Päbste, Kardinäle und Bischöffe beugten sich vor ihrer Gewalt, und die übrigen Orden lagen unter ihren Füßen. Selbst die Wahl der Päbste und ihre Regierung war ein Werk ihrer Hände. Sie entsagten der höchsten Würde, weil es größer war, nach Gefallen damit zu spielen, und eine heimliche Macht furchtbarer, als eine offenbare, ist.

Ihr Arm erstreckte sich durch alle vier Welttheile. Ihre Kollegien wurden in Ost- und Westindien nach den nemlichen Grundsätzen regiert. Ueberall belebte sie Eine Seele und Ein Geist. Rom war der Mittelpunkt ihrer Herrschaft, und der Sitz des Despoten, dem alles blindlings gehorchte.

Ihre Grösse war auf den Misbrauch der Religion gebauet, die sie nach der Erforderniß der Zeiten, nach dem Geschmack aller Stände und Personen, und in jedem Fall ihrem Vortheil gemäß metamorphosirten. Ihr System gründete sich auf die natürliche Schwäche der Menschen, die auf eine oder die andere Art getäuscht seyn wollen. Sie brauchten die nemlichen Mittel, deren sich stärkere Geister bedienen, über schwache Seelen zu herrschen. Dummheit, Einfalt, und Unwissenheit in Großen und Kleinen war der sichere Grund, worauf sie baueten. In die Länder, Städte, Höfe und Privatfamilien schlichen sie sich wie geschmeidige Schlangen ein, bezauberten jeden ihrer Wohlthäter und Freunde mit ihren süßen Hauche, und umschlangen einen jeden, wie einen Laokoon, an Händen und Füßen. Die größten und gerechtesten Monarchen der Welt waren hiervon nicht ausgenommen. Sie zitterten vor ihnen, und glaubten nicht mächtig genug zu seyn, sich aus ihren Netzen zu winden.

Alle Räder dieser gefährlichen Maschine erhielten ihre Bewegung durch die einzige Triebfeder eines blinden

den Gehorsams gegen den Pater General. Sollten sie ihrer Bestimmung gemäß wirken, so mußte Dieser alle die Eigenschaften, die zu einem Regenten von solcher Art gehören, auf das vollkommenste besitzen: er mußte scharfsinnig und schlau, ohne Leidenschaften und Vorurtheile, wachsam, thätig und unermüdet, nachgiebig und biegsam gegen die mächtigen, intrigant, vorsichtig, entschlossen und standhaft seyn.

Der lezte General, Lorenzo Ricci, besaß ausser dem Geiste der Intrigen, wodurch er sich in dieses schwere Amt eindrang, keine der erwähnten Eigenschaften. In den wichtigsten Geschäften würde sich der Rektor eines jeden andern Collegii besser betragen haben, als er. Er richtete sich nicht nach Grundsätzen, sondern nach gewissen Modellen, die er sich von den Geschäften gebildet hatte; und auch diese befolgte er oft schlecht. Er hielt sich nicht an die Ordnung der Zeit, sondern an die Folge seiner Ideen, welche mit der gegenwärtigen Lage der Sachen selten zusammenstimmten. In seinen Meynungen gieng er immer vorwärts, ohne je einen Blick rückwärts zu werfen; wodurch seine Feinde in den Stand gesezt wurden, ihm die härtesten und gefährlichsten Streiche zu versetzen. In seinen Irrthümern und Fehlern war er keiner Verbesserung fähig. Lieber duldete er die schädlichen Folgen seiner Fehltritte, als im Angesicht anderer umzuwenden, oder zu gestehen, daß er einen Irrweg eingeschlagen hätte.

An Kenntniß der Menschen, worauf das ganze System seiner Republik beruhete, fehlte es ihm ganz und gar. Er vertrauete sich Verräthern, und verscheuchte die Wohlgesinnten durch sein Mistrauen. Eben so wenig kannte er das Interesse und den Charakter der regierenden Monarchen. Er war der festen Meinung, ihre Macht gründete sich auf die Wohlfahrt und Größe seines Ordens, und sie würden das Werk ihrer eigenen Hände nicht zertrümmern.

Er kannte vor Stolz und Hochmuth weder sich selbst noch seine Bestimmung, und betrug sich gegen die Großen nicht anders, als wie ein Kaiser von China. Trat der Schweizer in sein Zimmer, und sprach: Reverendissimo! Der Kardinal York hält unten vor der Pforte, und verlangt mit ihnen zu sprechen; so antwortete er: Heute gebe ich niemanden Gehör. Heute ist allgemeiner Posttag in alle vier Welttheile. Fünf oder sechs meiner Vicekönige in Ost- und Westindien erwarten meine Befehle — Der Schweizer: der Kardinal Protektor der spanischen Krone hat Depeschen von seinem Hofe, die er ihnen einhändigen will. General: nimm sie ihm ab, und bestelle ihn auf Morgen. — Schweizer: Ein halb Dutzend Bischöffe in partibus, und eben so viele Monsignori in naturalibus wollen sich nicht abweisen lassen. General: Das Ungeziefer! Ich bin nicht zu Hause — Schweizer: Der Prätendent von England will herein. Gen. Seine prä-

prätendirende Majestät werden sichs gefallen lassen zu warten, bis ich diesen Brief an seine wirkliche Majestät, den König von Spanien, geendiget habe. — Schw. Eine kleine buckelichte Eminenz hält unten vor dem Collegio, und kündiget Ihnen an, daß seine päbstliche Heiligkeit sich heute gern mit Ihnen unterhalten möchten. Gen. Seine Heiligkeit mögen sich gedulden, bis ich die Post abgefertiget habe.

Dieses war ohngefehr die Sprache des stolzen Mannes, in welchem alle die Schwachheiten einer kleinen Seele und eines gemeinen Menschen herrschten. Er war hochmüthig und aufgeblasen, wenn er demüthig und bescheiden, niedrig und kriechend, wenn er einen edelen Stolz hätte zeigen sollen. Oft kroch er vor eben denen, die er bey anderen Gelegenheiten mit seinem Hochmuth beleidigte.

Er war für seinen Orden so sehr eingenommen, das er glaubte, die Römische Kirche würde ohne die Unterstützung desselben einstürzen. Hierauf gründete sich seine fast unglaubliche Beharrlichkeit, nicht die geringste Aenderung in den Konstitutionen desselben vorzunehmen oder zu dulden.

Da in den letzten Jahren der Regierung Benedikt des XIV. aus allen Gegenden der Welt, besonders aus Portugall, laute Klagen wider die Gesellschaft einliefen, stellte ihm dieser aufgeklärte und friedsame Pabst mit den lebhaftesten Farben die Gefahr vor, die seinem Orden

Orden bevorstünden, wenn er sich nicht bey Zeiten zu einer Reforme bequemte. „Die mächtigsten unter den Monarchen, sprach er, bieten einander die Hände euch zu vertilgen, wofern ihr die Mängel und Fehler, worüber sie wider euch aufgebracht sind, nicht verbessert. Die weltliche Macht hat schon das Urtheil über euch gesprochen. Ihr habt mächtige Feinde im Schoos der Kirchen. Die höhere Klerisey hasset euch. Die Kardinäle Protectoren der Kronen können der Monarchen wegen, denen sie dienen, eure Freunde nicht seyn. Alle Mönchsorden sind euch Todfeind. Man wird endlich einen aus ihnen auf den Stuhl Petri erheben, der euere Gesellschaft zertrümmere. Euere Grundsätze, und der Geist, der euer Dichten und Trachten belebt, sind allzusehr bekannt. Aller Widerstand, den ihr thut, dienet zu nichts anderem, als eure mächtigen Feinde noch mehr aufzubringen, daß sie mit verdoppelten Kräften euer Verderben beschleunigen. Kein Pabst wird euch erretten können. Ich selbst würde schon das Werkzeug euerer Vertilgung gewesen seyn, wenn die mächtigsten Monarchen mich nicht allzusehr liebten, als daß sie mit Gewalt in mich dringen sollten, die wenigen Tage die ich noch zu leben habe, mit diesem verhaßten Unternehmen zu verbittern. Zu einer rühmlichen Reforme biete ich selbst meine Hände dar. Ihr werdet noch immer vor andern Orden glänzen. Hat aber einmal die Axt den letzten Streich vollführt, so werdet ihr zu Nichts werden, und soviele schätzbare Männer, die eu-

rer Gesellschaft Ehre machen, werden wie verlorne Schaafe herumirren, und vor Verdruß verschmachten."

Gegen diese väterliche Ermahnung bewies sich Ricci so blind und taub, als ein verstockter Pharao. Zu seiner Aufklärung half nicht, daß der gute Pabst sich fast in den letzten Zügen noch genöthiget sah, auf das dringende Ersuchen des Portugiesischen Hofes, zur Reforme der dasigen Jesuiten ein Breve an den Kardinal Saldanha auszufertigen, und daß ihnen daselbst das Predigen und Beichte hören verboten wurde. Damals war die höchste Zeit, sich einer allgemeinen Reforme freywillig zu unterwerfen. Er würde hierdurch den Verfolgungen seiner Feinde die Kräfte benommen, und wo nicht in Portugall (wo der Untergang seines Ordens beschlossen zu seyn schien) doch wenigstens in andern Königreichen und Staaten die traurigsten Folgen vermieden haben. Er glaubte aber noch immer Freunde genug zu haben, die er den offenbaren Feinden der Gesellschaft Jesu entgegensetzen könne. Und doch hätte er aus dem Beyspiel des Kardinals Saldanha, welcher ein Terziarius seines Ordens war, lernen sollen, wie wenig er auf die Freundschaft der Großen bauen konnte. Ihre Gunst war nur noch auf die Ungewißheit des Schicksals seiner Gesellschaft gegründet. Sobald es entschieden war, zogen sie sich zurück, und kehrten ihre Segel nach dem Winde.

Wäre auf Benedikt XIV. ein Pabst von gleicher Gesinnung gefolget, so würde ohne Zweifel die von

dem Portugiesischen und den Bourbonischen Höfen verlangte Reforme der Gesellschaft zu Stande gekommen seyn. Da aber Pabst Rezzonico, und sein Staatssekretär Torrigiani mit dem P. General gemeine Sache machten, der gerechten Forderung der erwähnten Höfe sich zu widersetzen, begnügten sie sich nun nicht mehr mit einer Reforme, sondern drangen mit gesammter Hand auf die gänzliche Vertilgung der Gesellschaft. Der Widerstand dieses so blinden als schwachen Triumvirats reitzte sie, die Jesuiten aus allen ihren Staaten zu vertreiben. Ob nun gleich hierdurch der Gesellschaft Jesu gleichsam Arme und Beine abgeschnitten waren, und ihr sonst so glänzender Körper aus allen Adern blutete; beharrte Ricci doch auf seinem stolzen Sinn, und reitzte die erzürnten Höfe durch Päbstliche Breven und Schmähschriften, die tödlichen Streiche zu verdoppeln. Er verleitete den Pabst zu der stolzen Bulla Apostolicum, wodurch sein Orden allen Monarchen der Welt zum Trutz in allen Privilegien bestätiget, in allen Stücken gerechtfertiget, und durch Lobsprüche bis an den Himmel erhoben wurde. An seine päbstliche Heiligkeit fest angeschloßen, und voll des blinden Wahns, die Sache seines Ordens wäre die Sache der Römischen Kirche selbst, begieng er mit verschlossenen Augen die ärgerlichsten Ausschweifungen. Er bewies, daß seine Widerspenstigkeit nicht auf die Liebe seines Ordens, sondern auf Herrschsucht und Eigenliebe gegründet war.

Seinen

Seinen hülflosen Ordensbrüdern, die aus Portugall und Spanien, aus Ost- und Westindien vertrieben, und im äusserstem Elend nach Italien gebracht wurden, öfnete er nicht nur die Schätze seines Ordens nicht, sondern gestattete auch nicht einmal den ältesten und schwächsten unter ihnen die Aufnahme in den Kollegien zu Rom und anderen Städten Italiens. Ein Kölnischer Jesuit, der in den Amerikanischen Missionen grau geworden war, ein verehrungswürdiger und tugendhafter Mann, dessen Namen ich vergessen habe, wurde zu Rom nichts weniger als brüderlich empfangen. Sein einziger Reichthum, den er in einer Zeit von 24 Jahren in Amerika gesammelt hatte, waren seine Schriften über die Sprache und Sitten der Peruaner. Diese wurden ihm, ausser einem grammatischen Werke der besagten Sprache, welches er unter seinem Kleide verbarg, insgesammt zu Rom entrissen. Ich hatte das Vergnügen, ihm zu Florenz das Sehenswürdige zu zeigen, und seinen dasigen kurzen Aufenthalt angenehm zu machen. Einen so aufrichtigen, so redlichen und bescheidenen Mann habe ich nie unter den Jesuiten gekannt. Friede und Wohlfahrt sey ihm, wenn er noch lebt! Jedermann bewunderte seine kindliche Einfalt, die ihm durch den langen Aufenthalt unter den Wilden eigen geworden war. Er hatte alle Kirchengesänge ins Peruanische übersezt, auch selbst neue geistliche Lieder gedichtet, und sie in die Pfarreyen der Wilden eingeführt. In dem Hause des Herrn General Auditors von Meurs,

der

der sein Landsmann war, sang er sie uns mit entzückender Anmuth und Begeisterung bey Tische vor. So arm und verlassen er auch war, so bewies er doch eine ausserordentliche Munterkeit des Geistes, und freuete sich sehr auf den Tag, da er das Glück haben würde, die vierte Profession der Gelübde seines Ordens zu thun. Einen so würdigen, so verdienstvollen Mann, der so viele tausend Meilen zu Wasser und zu Lande zurückgelegt, und nun noch die lange Reise aus Italien nach Köln vor sich hatte, entließ der hartherzige Ricci nicht nur mit leeren Händen, sondern auch mit zerrissenen Kleidern, die kaum seine Blöße bedeckten.

Es war leicht vorzusehen, daß nach dem Tode des Pabstes Rezzonico die interessirten Monarchen alle Kräfte anwenden würden, einen ihren Absichten entsprechenden Nachfolger auf den römischen Stuhl zu erheben. Unter den Kardinälen war keiner, der sich in den Händeln der Jesuiten so günstig für die auswärtigen Höfe erklärt hatte, als Ganganelli. Sein Votum in den darüber gehaltenen Congregationen war jederzeit gewesen, den dringenden Forderungen der Höfe nachzugeben. Daher war es so weit gekommen, daß man ihn endlich nicht mehr um seine Meynung fragte. „Ich „werde ausgeschlossen, sagte er dem Kardinal Cavalchini, und ich weiß doch alles. Die Sache kann keinen „guten Ausgang gewinnen. Wenn der römische Hof „seine Größe behalten will, muß er sich schlechterdings „mit

„mit den bourbonischen Fürsten aussöhnen, und ihre „Forderungen begünstigen. Ihre Arme reichen über „die Pyrenäen und Alpen." Oft hatte er sich geäussert, ein geistlicher Orden, den die katholischen Mächte nicht mehr dulden wollten, müßte abgeschaft werden. Es war bekannt, daß er als Minorit der Gesellschaft Jesu nie Weyrauch gestreuet, und als Lehrer der Theologie seines Ordens mehr als einmal ihre theologischen Lehren in öffentlichen Disputationen bestritten hatte.

Daher war es eine unverzeihliche Unbesonnenheit des Generals Ricci, welcher beym Pabst Rezzonico alles vermochte, was das Beste seines Ordens betraf, daß er desselben Erhebung zum Kardinalat nicht hintertrieb. Da nach dem Tode des Rezzonico der Kardinal Ghigi, ein großer Devote seines Ordens, schon so viele Stimmen im Conclave hatte, mußte er alle Schätze öfnen, und alle mögliche Triebfedern spielen lassen, sich entweder der Gunst des Kardinals de Bernis, welcher die bourbonischen Höfe begünstigte, zu versichern, oder seiner Parthey Abbruch zu thun. Ein Mann, der von der Niedrigkeit eines armen Abbé bis zur hohen Stelle eines Staatsministers und Kardinals durch weibliche Intrigen gelanget war, und nur zu Rom lebte weil man ihn vom Französischen Hofe entfernen wollte, sollte der wohl auf keiner Seite bestechlich gewesen seyn? Allein Ricci war durch die allzugroße Begünstigung des vorigen Pontificats und

durch das Vorurtheil, der römische Stuhl könnte ohne seine Gesellschaft nicht bestehen, so sehr geblendet, daß er keiner ausserordentlichen Mittel benöthiget zu seyn glaubte, seinen Orden aufrecht zu erhalten. Er bildete sich ein, das Interesse des römischen Hofs wäre so innigst in das Wohl desselben verwebt, daß es keinem Pabste, von welchem Orden er auch wäre, Ernst seyn könnte, ihn zu vertilgen.

Dem Kardinal de Bernis gelang es, den Kardinal Rezzonico, Neffen des großen Beschützers der Jesuiten, von des Ghigi Parthey zu trennen. Dieses kostete ihm nichts mehr, als eine Dosis der süßen Beredsamkeit, wodurch sich seine Gedichte so sehr auszeichnen. Lorenzo Ganganelli wurde Pabst.

Es gieng damals das Gerücht, und viele wollen es noch heutzutage behaupten, Ganganelli sey mit dem Beding erwählt worden, daß er die Gesellschaft Jesu vertilgen sollte. Wahr ist es wohl, daß das gewisse Vertrauen, er würde diesen Wunsch erfüllen, der Bewegrund der meisten Wahlherren war. Daß der aber zur ausdrücklichen Bedingung der Wahl gesetzt worden, kann eben so wenig statt finden, als daß die bourbonischen Höfe sich selbst ein Hinderniß, zu ihrem Ziel zu gelangen, in den Weg legen wollten. Eine so beschaffene Wahl, und ein Breve von einem so erwählten Pabste, wodurch eine so mächtige Gesellschaft vertilget werden sollte, würde von allen Seiten angefochten,

und

und entkräftet worden seyn. Des Ganganelli geprüfte Denkart war ein viel sicherers Unterpfand, als ein förmliches Versprechen; denn auch Sixtus V. versprach es, und hielt sein Wort nicht.

Ganganelli bewies nachher, daß er die Aufhebung der Gesellschaft nicht wie ein dazu bedungener Richter, mit übereilter Macht, sondern nach einer reifen und unpartheyischen Untersuchung vollstreckte. „Gebt mir Zeit, diesen wichtigen Handel, über welchen ich das entscheidende Urtheil sprechen soll, zu untersuchen, antwortete er auf die dringenden Forderungen der Bourbonischen Höfe. Ich bin der allgemeine Vater der Rechtgläubigen, besonders der Religiosen, und kann einen berühmten Orden nicht vertilgen, ohne solche Bewegründe, die mich vor den Augen Gottes und der Welt rechtfertigen.“ Keinen falschen Schrit zu thun, setzte er eine eigene Deputation von fünf unpartheyischen Kardinälen und einigen gelehrten Prälaten nieder, bestellte für die Sache der Jesuiten geschikte Advokaten, und bildete einen förmlichen Proceß, dessen Endurtheil er, als oberster Richter, nach langen Untersuchungen bestätigte.

Bevor er aber zum Endurtheil schritt, forderte er den P. General Ricci zu einer allgemeinen Reform seines Ordens noch einmal auf. Allein dieser blieb bey seinem Wahlspruche: Sint ut sunt, aut non sint. Eine solche Verstockung überschritt alle Grenzen. Sie

hat viel ähnliches mit dem blinden Starrsinn eines Simon bey der Belagerung der Stadt Jerusalem. Der gute Titus bot ihm den Frieden an, da Stadt und Tempel in seinen Händen waren, wofern er sich nur mit dem Ueberrest seiner Mitbürger dem Gehorsam der Römer unterwürfe; er wollte aber lieber die Stadt in einen Steinhaufen verwandelt, und das ganze Jüdische Volk vertilget sehen, als die Gnade des Kaysers benutzen.

Hätte Ricci das Wohl seiner Gesellschaft zur Absicht gehabt, so würde er sie, ihren gänzlichen Untergang abzuwenden, einer jeden Reforme, wenn sie auch mit einem beträchtlichen Verlust verknüpft gewesen wäre, unterworfen haben: einem klugen Schiffer ähnlich, welcher kein Bedenken trägt, die kostbarsten Schätze den Fluthen des Meeres preis zu geben, um sein Schiff und Leben zu retten. Die Kirche selbst darf sich der Reform nicht entziehen, wenn sie in der Disciplin vom rechten Wege abgewichen ist. Es giebt ansehnliche Orden, die sich einer Reforme unterworfen haben. Unter diesem Schein würde die Societät ihre Kräfte verjüngert, und allmählig in das vorige Gleis eingetreten seyn. Wurde die Gesellschaft Jesu mit Recht gewisser Fehler beschuldiget, so war es billig, daß sie sich wenigstens in den Augen der Welt zu einer Verbesserung bequemte: war sie unschuldig, so würde die willige Annahme einer Reforme zur Bestätigung

ihrer guten Grundsätze und Unschuld gedient haben. Ein Orden, der sich der Leitung des Oberhaupts der Kirche widersetzt, und unter der Führung seiner eignen Obern in den alten Wegen beharrt, zeigt sich als eine Sekte, die nichts weniger als das Wohl der Kirche zur Absicht hat.

Daher sprach sich der P. General selbst das Urtheil, da er sich zu keiner Reforme verstehen wollte. Ja, er that alles mögliche, den Pabst zur Vertilgung der Gesellschaft anzureizen. Da die Deputation der Kardinäle damit beschäftiget war, die lauten Klagen, die man wider die Societät führte, zu untersuchen, und ihr Schiksal der Entscheidung nah war, ließ er die schimpflichsten Schmähungen wider den Pabst ausstreuen. Man schilderte ihn als einen durch Simonie erwählten Afterpabst, als einen Tyrannen, der die Söhne des heiligen Ignatius aus keiner andern Ursache so hart verfolge, als um sich ihrer Güter zu bemächtigen, und den wider sie aufgebrachten Monarchen zu gefallen. Dergleichen Schmähschriften spielten die Jesuiten sogar in die Nonnen-Klöster, damit keine Klasse von Personen übrig bliebe, die sie nicht wider den rechtschaffenen Ganganelli empörten. Ihn von dem Endurtheile abzuschrecken, schickten sie ihm von unbekannter Hand einen Brief zu, der nichts als die vier Buchstaben P. S. S. V. (presto sara sede vacante, der päbstliche Stuhl wird bald erlediget werden) deren Bedeutung er beym ersten Anblick auflösete.

Durch dieses feindselige Betragen sah sich der Pabst gezwungen, bey der Bekanntmachung des Breve, wodurch die Societät aufgehoben wurde, sich solcher Mittel zu bedienen, zu denen man nur bey zu fürchtenden Empörungen schreitet. Man umringte ihre Kollegien mit Soldaten, und besetzte die Straßen mit Häschern und Schergen, allen Aufruhr zu verhüten. Eine solche Beschimpfung mußte so vielen rechtschaffenen Männern, welche wie die gefährlichsten Aufrührer behandelt wurden, in das innerste der Seele dringen. Sie hatten dieses Herzeleid ihrem unklugen General allein zu verdanken. Er selbst wurde wie ein Verbrecher in die Engelsburg eingeschlossen, und, seinem Betragen gemäß, bald strenger bald milder behandelt.

Da ihm die Aufhebungsbulle vorgelesen wurde, erblaßte er, wie ein Mensch den ein ganz unvermuthetes Unglück plötzlich befällt, und sagte: eine Reforme habe er wohl vermuthet, aber keine gänzliche Vertilgung seiner Gesellschaft. Man hat Ursachen die Wahrheit dieses Vorgebens in Zweifel zu ziehen. Wie konnte er eine Reforme vermuthen, der er sich oft widersetzt hatte? Und läßt sich wohl denken, daß ein so ausgebreiteter, ein so mächtiger Orden, dessen Anhang sich in alle Stände und Klassen vou Menschen erstreckte, dessen Grundsätze tief in die Seelen der Mitglieder eingewurzelt waren, worin ein jeder einzelner Mann für alle, und alle für einen Mann standen, einer Re-

forme

forme fähig wäre, wofern sie nicht von dem Oberhaupte desselben, dem alle Mitglieder einen blinden Gehorsam geschworen hatten, freywillig vorgeschlagen, und so wirksam als aufrichtig befördert wurde? Die Todtenblässe bey der Ankündigung seines Schicksals scheint vielmehr ein Beweis von innerm Gram und Verzweiflung über den plötzlichen Verlust seiner schrankenlosen und stolzen Herrschaft gewesen zu seyn. In einem Augenblick wurde er von der hohen Stufe einer durch alle Welttheile verbreiteten despotischen Macht in die tiefste Erniedrigung herabgestürzt. Er, der den grösten Monarchen der Welt trotzte, und einer Gesellschaft so vieler tausend Mitglieder und Devoten Gesetze vorschrieb, von dem mächtigen Körper abgerissen, und in den Händen der politischen Macht, die sonst ihm und seinem Orden gehorchte! Eine solche Veränderung ohne Erschütterung seiner ganzen Seele zu ertragen, dazu war er zu schwach.

Da er seiner Würde entsetzt, und alle Hofnung, sein Haupt je wieder zu erheben, verschwunden war, so hätte er dadurch noch einigen Schein von Ruhm erwerben können, wenn er sich in seinem Unglück, durch die Tugenden eines gemeinen Geistlichen ausgezeichnet hätte. Man würde seinen begangenen Fehler theils seiner Unschicklichkeit zu regieren zugeschrieben, theils als eine nothwendige Folge der Grundsätze seines Ordens angesehen haben. Allein auch als Privatgeistlicher äuserte er keinen rühmlichen Charakter.

Die Ordensgeistlichen sind nichts als Verwalter der zeitlichen Güter, die ihnen von frommen Seelen zu ihrem Unterhalte oder zum Gottesdienste zugetheilt worden sind. Die rechtmäßige Obrigkeit kann sie nicht nur zur Rechenschaft ziehen, sondern ihnen auch wenn es das allgemeine Wohl erfordert, oder das Ziel der frommen Stifter nicht mehr erreicht wird, die Verwaltung und den Besitz benehmen. Daher hatte der Pabst in seinen Staaten ein vollkommenes Recht, dem P. General von den Schätzen, die man nicht ohne Grund in seinen Kollegien vermuthete, und nicht fand, und von allen zeitlichen Besitzungen, Schulden, und Schuldforderungen derselben zur Rechenschaft zu ziehen; besonders da er verbunden war, die Exjesuiten seiner Staaten zu erhalten, und alle mit den frommen Stiftungen verknüpfte Pflichten, z. B. des Gottesdienstes und des Unterrichts der Jugend, zu erfüllen. Er betrug sich aber in den Verhören nicht anders, als einen Eigenthümer, der, von Räubern überfallen, nichts fahren läßt, als was sie mit dem Dolche auf der Brust von ihm erpressen können. Er war also auch als Privatmann ein gefährliches Mitglied der bürgerlichen Gesesellschaft, und der Pabst Ganganelli hatte allerdings Recht, wenn er den Gönnern der Societät, welche ihn um seine Befreyung anfleheten, antwortete: „man müsse diesem gefährlichen Kopfe alle Gemeinschaft mit seinen vormaligen Gliedern benehmen; er habe geheime Ursachen, so streng mit ihm zu verfahren;

und

und Gott, seinem Richter, sey es bekannt, daß weder Haß noch Vorurtheil ihn hierzu verleite."

Da Pius VI. den päbstlichen Stuhl bestieg, war er geneigt, den P. General sammt seinen Mitgefangenen in Freyheit zu setzen, und milderte ihre Gefangenschaft. Sie misbrauchten aber durch heimliche Briefe und verfängliche Reden die Güte des Pabstes, und nöthigten ihn dadurch, sie mit der vorigen Strenge zu behandeln. Ricci starb im J. 1775. in der Engelsburg, von Niemand, als von den blindesten Andächtlern, bedauert.

J . . .

V.

Briefe eines Reisenden aus Berlin.

(im December 1785. und Januar 1786. geschrieben.)

1.

Berlin — Dec. 1785.

Schon eine ganze Woche bin ich hier und hab' Ihnen noch nicht geschrieben; da ich doch selbst geglaubt hätte, ich würd' es kaum erwarten können, mich Ihnen endlich einmal wieder so sehr in der Nähe anzukündigen. Allein theils dacht' ich: ungefähr kann Er's nach deinen letzten Briefe doch berechnen daß du hier

bist — theils lief ich den ganzen Tag herum und wurde auf dem hiesigen, elenden Pflaster, das — wer sollt' es glauben? — in Wahrheit das elendeste von allen ist die ich nur betreten habe, so ermüdet, daß ich am Abend unmöglich ans Schreiben denken konnte. Sie wissen schon daß ich in jeder großen Stadt damit anfange, ihre Häuser, Palläste, Gassen, Straßen und öffentlichen Plätze zu besehen: hier aber machte ich mir einen besonderen Beruf daraus es mit möglichster Genauigkeit zu thun; da man, wenn von den Merkwürdigkeiten großer Städte die Rede ist, bey Berlin die Pracht ihres äusserlichen Ansehens am meisten citirt. Ich vergaß daher, im Gehen, ganz die Regel meiner ehemaligen alten Wärterin, sah immer dahin „wo sie fliegen," blieb oft in einer Straße an 3. bis 4. verschiedenen Orten stehen, und würde, wäre es in Paris gewesen, gewiß der homme de Cocagne geheissen haben. Und nun, das Resultat meiner Betrachtungen — ist, — nach meinem gewöhnlichen Schicksale, die Sachen anders zu finden als Bücher und Reisende mir sie zuvor beschrieben hatten, — von dem gewöhnlichen Urtheile ganz verschieden.

Es fehlt uns nicht an Reisebeschreibungen von Teutschland überhaupt oder einzelnen Kreisen davon; aber an solchen die von Fremden geschrieben wären, fehlt es uns. Der Teutsche, der nie aus seinem Vaterlande gekommen ist, aber über die Städte desselben urtheilen

theilen will, kann natürlicher Weise nur die Dinge die er darinnen angetroffen hat, zum Maasstabe nehmen, und wird das, was er hier als das Vollkommenste in einer Art erkannt hat, auch für das Vollkommenste, das es in der Art überhaupt giebt, halten. Die Schweizer denken über diesen Punkt sehr aufgeklärt. Kein Land wird durchaus von allen Ständen und Klassen seiner Bewohmer so häufig bereist als Helvetien; aber jede Gesellschaft, die sich zu einer solchen Parthie vereinigt, sucht, wenn es immer möglich ist, einen Fremden oder mehrere, die der Zufall eben hinführt, und an denen es im Sommer dort nie fehlt, zu sich zu ziehen, und nirgends wird es einem Fremden leichter, zu seinen Excursionen in das Innere eines Landes Begleiter zu finden, als da. Der Einheimische nuzt dann dem Fremden durch die Kenntniß des Lokalen, der Sprache, der Sitten des Landes: und dieser erhöht das Vergnügen von jenem, indem er alles aus einem ganz neuen, eignen Gesichtspunkte betrachtet, der ihm Anlaß zu Bemerkungen giebt, die der Einheimische nie würde gemacht haben. Hamburg hat den ausserordentlichen Ruf von seiner Lage und von seinen schönen Gegenden, auf den seine Einwohner so stolz sind, gewiß nur diesem Umstande zu danken. Es ist wahr, für ein plattes Land findet man dort viel Abwechslung; die Dörfer um Hamburg herum, die alle den Reichthum dieser Stadt mitgenießen, zeigen überall Spuren davon, sind reinlich und schön gebaut, und verrathen einen Wohlstand

den

den man in wenigen Dörfern Teutschlands findet. Die Lage der Stadt selbst an der breiten, majestätischen Elbe, in die sich die Alster ergießt, die gleich an der Stadt ein schönes Bassin bildet, trägt allerdings nicht wenig zu diesem Rufe bey. Inzwischen ist doch nicht zu läugnen, daß Hamburg ihn eben so sehr der Bewundrung einer Menge Teutscher zu danken hat, die aus eben nicht sehr von der Natur begünstigten Gegenden dahin kommen, und vielleicht in ihren Leben keinen großen Fluß gesehen haben. Kein Mensch wird mich je überreden, daß die Ufer der Elbe bey Hamburg reizender wären, als sie es bey Dreßden sind; und was ist die ganze Gegend gegen das, was man in der Schweiz, in Italien, Frankreich und dem mittäglichen Theile von England schöne Gegenden nennt?

Mit dem Rufe von der Schönheit Berlins, den ich herzlich gern gelten lassen wollte, wenn er gemäßigt wäre, den man aber bis zur Behauptung: daß Berlin die schönste Stadt in der Welt sey, übertreibt — hat es, glaub' ich, die nehmliche Bewandtnis. In Teutschland ist Berlin freylich die einzige Stadt ihrer Art. Unter den Städten, die man in diesem weitläufigen Striche Landes gut gebaute nennet, ist Mannheim zu klein und zu regelmäßig, Kassel hat so zu sagen nur Ein schönes Quartier, und Dreßden, ausser dem schönen Anblicke, den eine Stadt verschaft, in der alle Häuser von gehaunen Steinen gebaut sind,

zu wenig in einem wirklich großen Geschmacke aufgeführte Gebäude. Ein Teutscher also, der nicht über die Alpen und nicht über den Rhein gekommen ist, muß nothwendig über die Menge neuer, hoher und mit Festons und Statuen, mit Pilastern und Säulen verzierter Gebäude, die er in Berlin antrift, erstaunen. Darum aber stempelt dieses Erstaunen, und wenn es auch bey einer noch so großen Menge erregt würde, Berlin noch nicht zur schönsten Stadt in der Welt.

Man darf es nur ein wenig mit aufmerksamen Augen betrachten, so wird man bald dreyerley Geschmak an seinen Gebäuden bemerken. Der König Friedrich Wilhelm der erste, liebte das Einförmige im höchsten Grade, daher findet man es an allem was er anlegte. Friedrich II. erklärte sich zu Anfange seiner Regierung für den damals in Frankreich herrschenden, leichten, tändelnden Geschmack, und später hin erst für den reinern, aber noch prächtigern italienischen. Daraus schon entsteht ein Gemisch, das der Beobachter ungern sieht. Herrschte überall der nehmliche Geschmack, so würde man die Stadt vielleicht — wenigstens niedlich finden, wenn man auch sonst nicht geneigt wäre, sich gerade für den Gewählten zu erklären. So aber, da sich dem Auge mehrere zeigen, und man doch nur Einen für den schönsten halten kann; so muß selbst der Nichtkenner, er erkläre sich nun für welchen er wolle, die übrigen nothwendig verwerfen. Ueberhaupt

haupt mißfällt mir vornemlich das, daß man nirgends ein rechtes Ganzes sieht. Man vermißt das so sehr, daß man bey der ersten Ankunft in Berlin in den Fall gerathen kann, nicht beurtheilen zu können, wo sich eigentlich die Stadt anfange. Ich wenigstens befand mich deswegen einige Zeit in einer kleinen Verlegenheit.

Sie wissen schon wie sehr ich das Visitiren hasse, und wie häufige Klagen ich darüber während meiner Reise, in meinen Briefen an Sie geführet habe. Von Berlin hatte man mir das immer äusserst streng beschrieben. Urtheilen Sie also, welche fürchterliche Vorstellungen ich mir machte, und wie sehr und angelegentlich ich alles das wiederholte, was ich je über die abscheuliche Sitte gedacht hatte, nach der man sich des Gepäcks eines Reisenden, — der keinen andern Gewinn als seine Belehrung sucht, dem Lande in das er kommt gar nichts angeht, und als Fremder, Bürger der ganzen Welt ist — bemächtigt, und es ihm nicht eher wieder herausgiebt, als bis man sich beym Herumwühlen überzeugt hat, daß sich auch nicht ein Stäubchen von den Waaren, die es dem Landesherrn beliebt hat für Konterbande zu erklären, darinnen befinde. Da man mich nun an der äussersten Barriere ganz meiner Erwartung entgegen überaus glimpflich behandelte, meinen Wagen gar nicht einmal öfnete, und sich blos mit dem Zettel, den ich in Lenzen bekommen hatte und einem Achtgroschenstücke begnügte; so konnt' ich mir gar nicht denken, daß ich da,

mit

mit quitt und loß seyn sollte, sondern ich erwartete beständig ein neues Thor, bey dem es schärfer hergehen würde. Unter dieser bangen Erwartung fuhr ich weiter, und behielt sie noch lange; denn so sehr ich mich auch umsahe, so wenig konnt' ich mich doch mit wirklicher Gewißheit überzeugen, daß ich schon in der eigentlichen Stadt sey; bis ich in dem Lustgarten ankam, das königliche Schloß und den Dohm erblickte, und über diesem Anblick alle Furcht verlohr.

Die Friedrichsstadt und Dorotheenstadt ausgenommen, wechseln immer schöne und neue Häuser mit alten, gerade Straßen mit krummen ab. Der König ist nicht von einem Orte ausgegangen, um den herum er seine Verschönerungen ausbreitet, sondern er will überall in jedem Theile der Stadt etwas hübsches haben. Er läßt daher hier und da bauen, ohne sich daran zu kehren, daß die Zwischengebäude den guten Eindruck wieder vertilgen, den die neuen gemacht hatten. Er hatte den Plan, alle Häuser von nur einem Stockwerke niederzureissen, die aber von zweyen stehen zu lassen; daher wird die Aussicht öfters auf eine sehr unangenehme Art unterbrochen, und selbst in den schönsten Straßen Berlins, unter den Linden, sind einige ganz elende Häuser mitten unter einer Menge neuer, stehen geblieben. Die freyen Plätze, den Wilhelmsplatz ausgenommen, haben keine regelmäßigen Formen; viele große öffentliche Gebäude stehen ganz ohne allen Zu-

sam

sammenhang und Plan da; der Boden ist nirgends gleich, bald mehr erhöht, bald weniger: kurz, überall vermißt man ein Ganzes, das allein Vergnügen gewähren kann. Das Pflaster ist, wie ich Ihnen schon oben sagte, so elend als man sichs nur einbilden kann; wenn es geregnet hat, so weiß man an vielen Orten nicht, ob man in einer Stadt oder auf dem Dorfe ist. Jeden Augenblick stößt man sich entweder an hervorragende Steine, oder man fällt in ein Loch. Man muß die verschiedenen Stellen des Pflasters genau kennen, wenn man des Abends zu Fuße gehen will, weil die Laternen an den Häusern, wegen der Breite der Straßen, sie nicht gehörig erleuchten: und noch nirgends bin ich bey Nacht mit so viel Furcht gegangen, als hier, weil ich alle Augenblicke Gefahr lief, entweder zu fallen oder mir einen Fuß zu vertreten. An den Häusern hin kann man gar nicht gehen, weil sie höher liegen als die Straßen, und folglich hohe Auffahrten haben, die noch überdies den Anblick einer Straße entsetzlich verderben. Einen andern Uebelstand machen die breiten Gossen, die sich zwischen den Häusern und dem Pflaster der Straßen befinden, und an manchen Orten mit Platten, an andern aber gar nicht bedekt sind; so daß man entweder seine Wege schon sehr gut studiert haben oder ja nicht in Gedanken gehen muß. An allen öffentlichen Plätzen, auf und an den Brücken sogar, stehen Buden, darin man Kleinigkeiten oder Trödelwaaren verkauft. Alle diese Buden kommen nie von ihren

Plätzen

Plätzen weg, einige sind sogar gemauert, und alle insgesamt entstellen die Orte wo sie sich befinden, ganz ausserordentlich. Der schöne Dähnhofische Platz, der Schloßplatz, der Gens d'armes-Markt, werden dadurch verunstaltet. Daß man eine wahrhaft zierliche Anlage hier gar nicht zu machen versteht, sieht man an dem Wilhelmsplatze, der mir übrigens sehr gefällt. Er ist mit Bäumen besetzt, und die vier Statuen der Generale, stehen an den vier Ecken so unter den Aesten dieser Bäume, daß sie ganz dadurch verstekt werden, und daß man sie suchen muß um sie zu bemerken. Ueberhaupt schadet der Mangel an Materialien allen hiesigen Bauen ausserordentlich: die Häuser werden von Backsteinen errichtet, dann mit Kalk beworfen, und weil alles geschwind und so wohlfeil als möglich hergehen soll, so giebt man sich keine sonderliche Mühe und macht es äusserst flüchtig. In kurzer Zeit fällt hier und da ein Stück herunter, so daß dann eine solche Straße mit neuen Häusern aussieht, als ob sie zu irgend einer Feyerlichkeit in aller Eile aufgebaut worden wäre: bey Erblickung eines solchen Gebäudes ist es unmöglich, einen Gedanken an Festigkeit und Dauer zu haben. Eine andre Folge dieser Flüchtigkeit ist die schlechte Ausarbeitung. Die Alten glänzten nicht nur durch ihre schönen Formen und Verhältnisse, sondern auch durch die äusserste Vollendung jedes einzelnen Theils: man bewundert diese an allen Ueberresten ihrer Werke. Hier hingegen fehlt sie gänzlich, man arbeitet nichts scharf

aus, und besonders hab' ich die Kapitäler der Säulen durchgängig höchst schlecht befunden.

Ueber den Geschmack in der Baukunst hab' ich leider nicht viel tröstlichers zu sagen; er ist nicht nur der wahrhaft große wirklich nicht, sondern er nähert sich ihm auch nur nicht einmal. Eigentliche Palläste giebt es nur sehr wenige; der vom Prinzen Heinrich kann fast allein so genennt werden. Die Häuser überhaupt genommen, die unter den Linden abgerechnet, sind auch viel zu niedrig und in keinem Verhältnisse mit der ausserordentlichen Breite der Straßen. Man wollte die Stadt gern geschwinde groß haben, und gab daher den Straßen eine Breite als sie in keiner andern Stadt haben, und die weit über die hinaus geht, die schon zu einer wahren Zierde hinreichend ist. Bey vielen ist auch blos das und ihre gerade Linie die ganze Schönheit, und man trift kein einziges merkwürdiges Haus darinnen an. Von der Art sind die so gepriesenen Friedrichs- und Wilhelms-Straßen, die beyden längsten in Berlin. Der Fenster sind überall zu viel, die Mauren zu schmal, und da man doch an vielen eine Menge Verzierungen gewahr wird, so erwekt das den Gedanken, daß die schmalen und dünnen Mauern ihre Last nicht würden ertragen können. Der König hat einen sonderbaren Grundsatz, mit dem er diesen bunten Geschmack entschuldigt. Er sagt: ich halte nicht nur Maurer und Zimmerleute, sondern auch Bildhauer und Stuccaturarbeiter;

arbeiter; damit diese also auch leben können, so muß ich ihnen Arbeit geben. — Das Opernhaus ist unstreitig das schönste Gebäude in Berlin, seine Façade gegen die Linden ist in einem großen Styl, die freystehenden, kannelirten Säulen der Halle haben ein vortrefliches Verhältniß: nur Schade daß der Baron Knobelsdorf, der es angab, den Einfall hatte, eine schmale Treppe an die Façade anzulegen, deren Geländer mit dieser parallel laufen; denn dadurch erhält dieses schöne Gebäude eine nichtswürdige kleine Thüre zum Eingang. Der Pallast des Prinzen Heinrich, dem Opernhause gegen über, ist auch eins der schönsten Gebäude Berlins, von einer anständigen Größe, und ohne die obengenanten Fehler, hat aber beynahe zu wenig Verzierungen. Die Façade der katholischen Kirche ist ebenfalls schön, und gut nach den Antiken kopiert, ihre Kuppel ist aber zu hoch und hat keine schöne Form, und das Innre der Kirche ist nicht zierlich genug. Die Bibliothek ist wegen der schlechten Verzierungen, der üblen Anlage und der gespielten krummen Linie ihrer Façade unter die elendesten öffentlichen Gebäude in Berlin zu rechnen. Das Königliche Schloß, so alt es auch ist, nimmt sich noch ganz gut aus: seinen Hof darf man aber nicht betreten, und man hat sehr Unrecht gethan, die Seite nach der Spree so zu lassen wie sie ist, denn die nimmt sich wegen der freyen Aussicht am Wasser hin äusserst schlecht aus. Das Zeughaus ist weitläufig und von einer anständigen Bauart; man sieht, daß sein Er-

Erfinder Geschmack und Einbildungskraft gehabt hat. Ueber dem Gewände der äussern Fenster hat er Helme angebracht, die von großer Verschiedenheit sind. Noch größer aber hat er sich in der Angabe der Larven bewiesen, die über den Fenstergewänden im innern Hofe stehen, alle schön sind, alle den äussersten Schmerz, aber immer mit einem andern Ausdrucke zeigen. Der Gedanke — — an dem Orte, der zum Magazin von Instrumenten, zum Verderben der Menschen bestimmt, dienen soll; an das Elend zu errinnern, das durch die Leidenschaften der Menschen, die oft auch die einzigen Ursachen der Kriege sind, hervorgebracht wird — konnte nicht glücklicher seyn, nicht glücklicher ausgeführt werden. — Auf dem Gens d'armes Markte hat der König an die reformirte und an die lutherische Kirche, die sich auf diesem großen Platze befinden, an jede einen Thurm mit drey großen Portalen anbauen lassen, die viel Geschmack haben; die Eingänge mit Treppen und freystehenden Säulen und die Anordnung über ihrem Frontons sind wirklich schön, aber doch wünscht man die Thürme selbst schlanker. Will man übrigens auch nicht rechnen, daß diese Kirchen selbst von aussen wie Scheunen aussehen, und um der Thürme willen, nicht aber diese jener wegen, da zu seyn scheinen: so herrscht doch auch wieder hier die bunte Architektur, von der ich oben schon redete. Es stehen eine Menge Bildsäulen darauf, davon die an dem einen Thurme, das alte Testament, und die an dem andern das neue vorstellen, und

auf

auf ihren Dächern, die grün angestrichen sind, hat man vergoldete Medaillons angebracht. Die Kunst an den Bildsäulen darf man warlich nicht bewundern; der König hat wohl von Zeit zu Zeit geschickte Leute gehabt, aber sie müssen immer zu sehr eilen und geben sich keine Mühe. Man bemerkt das fast an allen Statuen, die man hier und da an öffentlichen Orten findet; selbst zwey von den marmornen, die auf dem Wilhelmsplatze stehen, sind nicht sonderlich. Schwerin hat einen Mantel um, an dem Nichtkenner die vielen mühsam gearbeiteten Falten bewundern, der aber steif und manierirt ist. Seine Stellung und sein Ausdruck sind schlecht und die ganze Figur ist zu klein und dünne. Winterfeld verdient eben so wenig ein großes Lob. Diese Seite des Wilhelmsplatzes ist daher nicht gut besetzt worden; dagegen gefällt die andere desto mehr, wo Seydlitz von dem geschickten Bildhauer Tassart gearbeitet, steht. Man hat den Kavallerie-General in seiner völligen Rüstung vor sich und er gefällt darinn, obgleich die Steifigkeit des Kostums der Kunst nicht vortheilhaft ist. Keith soll den vierten Platz bekommen und ist beynahe schon fertig; er wird an Richtigkeit der Zeichnung Seydlitzen nichts nachgeben, und macht seinem Meister, Herrn Tassart, wahre Ehre.

Ich habe bey alle dem bisher gesagten blos die Absicht gehabt, mein gleich im Eingange gefälltes Urtheil gegen Sie zu rechtfertigen, und Ihnen zu zeigen, daß

es weder ohne Grund, noch mit Vorurtheil abgefaßt sey. Ich habe daher auf das Ganze überhaupt und auf diejenigen Gebäude insbesondere Rücksicht genommen, von denen man, ihrer Bestimmung wegen, etwas erwarten darf. Daß es, einzeln genommen, auch eine Menge recht niedlicher Privathäuser und mehrere öffentliche Gebäude giebt, die, wenn sie sich auch nicht durch etwas Außerordentliches auszeichnen, doch ihrer Bestimmung recht gut entsprechen und nebenbey eine ganz gute Figur machen, als z. B. das Kadettenhaus, die Akademie-Gebäude, die Kasernen, u. d. m. das bin ich so wenig in Abrede, als man mich in dem vorigen einer falschen Beschuldigung wird zeihen können. Ich würde Ihnen eine ziemliche Liste schicken müssen, wenn Sie von mir verlangten, daß ich sie mit allen diesen bekannt machen sollte. Um Ihnen aber zuletzt auch noch ein wahrhaftes schönes Gebäude zu nennen, muß ich ein Wort vom Dohm sagen. Er ist, neben der katholischen Kirche, von aussen der schönste Tempel in Berlin, ein edles Gebäude, daran man die reinsten Verhältnisse wahrnimmt. Fände man überall verhältnißmäßig nur den Geschmack, so würde ich den Hut abnehmen, so oft jemand Berlins, als der schönsten Stadt gedächte. Schade nur, daß seinem äussern Glanze das Innre nicht entspricht, und das ist der allgemeine Fehler an allen hiesigen Kirchen. Auch die Peterskirche ist neu, und nimmt sich von allen recht gut aus, aber ihr innrer Plan kann durchaus nicht gefallen.

fallen. Wenn man in den Dohm tritt, so ist es, als ob die Größe, die man sich von aussen dachte, auf einmal verschwinde, und man begreift nicht, wie ein so großes Gebäude nur einen so kleinen Raum einschließen könne. Man findet einige königliche Begräbnisse darinnen, sie sind aber so simpel als man selten welche in Residenzen antreffen wird. Die Garnisonkirche ist ein altes, nicht besondres Gebäude; sie prangt aber mit allen in den ersten Kriegen des Königs erbeuteten Fahnen.

2.

Berlin — Jänner 1786.

Ich habe schon öfters, wenn man von der äussern Schönheit Berlins sprach, sagen hören: es sey eben um dieser willen schade, daß es so todt drinnen aussähe; allein ich muß gestehen, das ich das nicht finde. Man macht sich gewöhnlich einen Begrif von dem Umfange Berlins, der wahrhaftig zu groß ist. Man steige nur auf den Marienthurm, und überseh' es von da, und man wird bald seinen Vorstellungen die gehörigen Grenzen anweisen, wenn man anders schon große Städte gesehen hat. Berlin kann allerdings mit darunter gerechnet werden; allein so ausserordentlich ist es nicht, daß 160000 Menschen, die, die Garnison einbegriffen, hier leben, nicht schon eine ganz artige Bevölkerung machen sollten. Alle Quartiere sind sich freylich nicht gleich; es giebt hier wie überall Gegenden, die

weit mehr begangen werden als andre, und beständig voll Menschen sind, wenn in andern nur selten sich welche zeigen; es giebt noch andere in denen blos Soldaten leben, und die dadurch noch öder werden. Dem allen ungeachtet ist Berlin nicht tod zu nennen. Man findet hier zwar nicht das Gewühle von Handlung wie in London und Amsterdam; nicht die Menge von Adel, von Fremden und von Müssiggängern wie in Paris; nicht den Lärmen und das Geschrey der Lazzaroni von Neapel; aber doch ein Hin- und Herlaufen, zuweilen gar ein Drängen thätiger Menschen, die in Ruhe und Stille ihren Geschäften nachgehen und die Straßen immer lebhaft machen. Wäre der Adel hier so reich als in Wien, so würde sich die Volksmenge bald verdoppeln; so aber schränkt sich jeder so viel als möglich ein, und der Hof giebt darinnen ein gutes Beyspiel. Die Personen, die in öffentlichen Aemtern stehen und von Besoldungen leben müssen, können nicht viel aufwenden, weil kein Monarch die Dienste die man ihm leistet, mäßiger bezahlt als der König in Preussen; und die wenigen Familien die allenfalls noch ein großes Einkommen haben, richten sich gern nach den Uebrigen, weil es lächerlich seyn würde, wenn sie sich vorzüglich auszeichnen wollten. Dies zusammengenommen hat den Umgang und das Leben in Berlin weit ungezwungner und angenehmer gemacht als in andern großen Städten, wo Leute aus guten Familien aber von wenig Vermögen, sich, wie in Paris, von der besten Gesellschaft

sellschaft entfernt halten müssen; weil ein Aufwand in Kleidern und andern Dingen dazu erfordert wird, den sie nicht zu machen im Stande sind. Hier hingegen besucht man öffentliche Oerter und die größten Gesellschaften in der einfachsten Kleidung, der Adel giebt so wenig Mahlzeiten als möglich, und man ist sicher, nicht etwa um des Wohlstandes willen zu kostbaren Parthien beywohnen zu dürfen. Der nehmliche Geist der Mäßigkeit herrscht auch unter den reichen Leuten der mittlern Klasse; die größten Häuser geben die Woche über, ein, höchstens zweymal zu essen, und es giebt immer eine Menge großer Gesellschaften in öffentlichen Häusern, von denen sie Mitglieder sind, wo sie also Fremde, die ihnen empfohlen sind, einführen können, ohne viele Unkosten zu haben. Man sieht daher auch hier Leute von geringem Vermögen eine ziemlich ansehnliche Rolle spielen, und junge Standespersonen von 3 bis 4 tausend Thalern Einkünfte, halten Equipage, drey Bedienten, eine Maitresse, und genießen eine Menge Vergnügungen, die man sich in Frankreich kaum für 40 bis 50000 Livres Einkommens würde verschaffen können.

Was indessen am Aeusserlichen erspart wird, das lassen besonders junge Leute bey einer unregelmäßigen Lebensart drauf gehen, und hierinn liegt ein neuer Grund zu Einschränkung der Pracht und des Luxus. Denn wenn diese Leute älter werden, ihr ganzes Ver-

mögen in die Hände bekommen und ein eignes Haus machen sollen: so haben sie noch Schulden auf dem Halse, um derer willen sie sich mäßigen müssen. Man sollt' es in der That nicht glauben, wie weit die Ausschweifungen hier gehen. Ohne die Menge öffentlicher Mädchen zu rechnen, die für sich allein, oder zu zwey, bis dreyen beysammen wohnen, giebt es viele Häuser, in denen sich Abends ihrer eine Menge versammeln und auch von der Polizey da geduldet werden. Die geringsten davon sind ganz auf den Fuß der Musico's oder Spuilhuys in Amsterdam eingerichtet; nur daß man hier freylich keine Matrosen drinnen findet, und daß es überhaupt noch ein wenig ordentlicher und feiner zugeht als dort. Aber es giebt auch welche von einer höheren Klasse, und in denen man die nehmlichen medizinischen Anstalten getroffen hat, als in ähnlichen Häusern zu Paris und London, die aber auch hier so wenig helfen als dort. Die Sch— hat sich in diesem Fache hier so berühmt gemacht, als ehemals die Gourdan in Paris. Ihr Haus ist auf den besten Fuß eingerichtet, vortreflich meublirt, man wird darin blos auf Silber bedient, und die Geschöpfe die sie unterhält, sind die reizendsten in Berlin. Wenn man in Paris und London viel von den Geschichten der berühmtesten unter dieser Klasse von Frauenzimmern spricht; wenn es parvenues unter ihnen giebt, die sich von den niedrigsten Straßenmädchen bis zu dem Range einer Nymphe eines großen Bordels aufschwungen, oder endlich wohl gar ihre eignen

nen Haushaltungen haben konnten: so giebt es deren in Berlin ebenfalls, und man kann sich von den Helden der unkeuschen Liebe hundert Beyspiele davon erzählen lassen. — Ich muß Ihnen bey der Gelegenheit eine kleine Anekdote hersetzen, die zwar nicht eigentlich hieher paßt, die Sie mir aber schon ihrer Drolligkeit wegen übersehen werden. Da die Garnison in Berlin so beträchtlich ist, so müssen die mehrsten Häuserbesitzer Einquartierung nehmen, oder doch dafür bezahlen; einige Häuser aber sind schon seit langer Zeit aus mancherley Ursachen, mehr als andre begünstigt und davon frey gesprochen worden, und über allen diesen steht das Wort „Freyhaus" mit großen lateinischen goldnen Buchstaben. Einer meiner hiesigen Bekannten, der ein Ausländer ist, doch aber etwas deutsch versteht, war zu Anfange seines Aufenthalts in Berlin von dieser Ueberschrift, die er so häufig antraf, frappirt worden; er hatte sie sich für die Anzeige eines Bordels ausgelegt, und Berlin für die ausschweifendste Stadt in der Welt gehalten, bis ihm endlich jemand seinen Irrthum benahm und den wahren Sinn erklärte. — Es wäre immer noch glücklich, da einmal in einer großen Stadt Ausschweifungen nicht zu verhindern sind, wenn es nur bey dieser Art derselben bliebe: aber so hat leider auch der italienische Geschmack hier großen Eingang gefunden. Wenn, wie Hr. v. Archenholz sagt, es ein Beweis von Verabscheuung der Päderastie unter den Engländern seyn soll, daß die Mannspersonen sich nie küssen: so ist das ein

schlechtes

schlechtes Zeichen für Berlin, denn nirgends hab' ich diesen Gebrauch so allgemein und beynahe auf einen unangenehmen Grad gefunden, als hier.

Vielleicht hat keine andere große Stadt in der Welt so wenig Schauspiele als Berlin. Das teutsche Theater ausgenommen, auf dem alle Tage des Jahres ohne Ausnahme gespielt wird, hat man blos während des Karnevals italienische Oper, bey der aber eine andre Einrichtung als an andern Orten statt findet. Man fängt nämlich schon 14 Tage vor Weyhnachten an, und giebt, bis zum 21sten Jänner fort, alle Montage und Freytage eine Oper. An den Dienstagen die in dieser Zeit einfallen, ist Redoute, und darinnen allein bestehen alle Karnevals Lustbarkeiten. Sonst, da der König noch jung war, war die Oper sehr glänzend; er fand ausnehmendes Vergnügen an diesem Schauspiele, suchte die besten Leute hinzuziehen, und bezahlte sie sehr theuer. Er hatte seine eigne Komponisten, die Italiener waren, ließ aber auch einige Opern von Graun setzen und schätzte diese und die von Hasse ganz vorzüglich. Die Dekorationen wurden von den berühmten Gebrüdern Cagliari gemahlt, und alles war in dem herrlichsten Zustande. Allein diese Zeiten sind vorüber; die Dekorationen sind zwar immer noch da, aber sie sind alt und schwarz geworden; die Kleidungen aller, die nicht Hauptpersonen vorstellen, dürfen nicht erneuert werden, sondern man muß sich der alten bedienen; der König

kommt

kommt schon seit vielen Jahren nicht mehr hinein, und man hat mich versichert, daß ihm, alles zusammen genommen, selbst die Gehalte der Sänger mit einbegriffen (die des Orchesters aber nicht) die Oper jährlich nicht über 20000 Thaler zu stehen komme. Wäre Concialini nicht da, der immer noch ein großer Sänger ist, so würde man gar keinen Genuß davon haben; allein auch der wird alt und nachlässig, und singt nicht mehr mit dem Eifer als da die Mara noch prima donna war. Die jetzige heißt Signora Carara, ersetzt aber jene bey weitem nicht; die übrigen Sänger und Sängerinnen verdienen keiner vorzüglichen Erwähnung. Das Orchester ist sehr gut, das kann man nicht läugnen: doch fehlt die genaue Zusammenstimmung mit den Sängern sehr, besonders bey Chören, und man verliert dadurch fast immer ihre Wirkung. Die Ballets sind ganz auf italienische Art eingerichtet, und werden in den Zwischenzeiten der Akte gegeben; man sieht hier aber freylich die Tänzer und Tänzerinnen nicht, die das Pariser und die italienischen Theater berühmt machen. Eine neue Folge der Sparsamkeit; denn sonst waren auch hier vorzügliche Leute in diesem Fache. Wie in Italien, so werden auch hier nur zwey Opern den ganzen Karneval über aufgeführt, die der König selbst jedesmal vorschreibt: er wählt aber nur solche die schon ehemals hier aufgeführt wurden. Das alles verbunden mit den Umständen die ich oben angab, macht dieses Schauspiel den Einwohnern, die nichts Neues mehr daran sehen,

höchst

höchst langweilig. — Das Aeusserliche des Hauses hab' ich Ihnen schon in meinem vorigen Briefe gerühmt; das Innre entspricht ihm, und hat viel Aehnlichkeit mit dem Innren des Turiner Opernhauses. Es hat eine beträchtliche Größe und ist in einem guten Geschmacke verziert, aber freilich verdiente es einmal abgepuzt zu werden. Eine Vorscene hat es nicht, und es ist ein Fehler, daß die nächsten Logen am Theater sich rückwärts neigen; wodurch die Personen, die darinnen sind, verhindert werden, das Ganze zu übersehn. Ueberhaupt sind auch die Logen zu hoch, und ihre vier Reihen sind für die Größe und Höhe des Hauses zu wenig. Wären die Logen etwas niedriger, so könnte man bequem fünf Reihen haben; das würde sich besser ausnehmen, und man gewönne auch mehr Platz. Da dieses Schauspiel ganz auf königliche Kosten gegeben wird, so ist der Eingang frey und wird nicht bezahlt. Ein Fremder indessen, der hinein gehen wollte, ohne sich von seinen Bekannten ein Billet besorgen zu lassen, würde nichts dabey gewinnen: denn die Aufschließer lassen sich in diesem Falle die Plätze, die sie verschaffen sollen, sehr gut bezahlen. Der König macht der Berliner Garnison das Vergnügen, der Oper ebenfalls beywohnen zu dürfen; das Parterre ist blos ihr angewiesen. Der Platz auf demselben, der gleich auf dem Orchester ist und das parquet heißt, wird nur durch zwey Reihen Bänke davon getrennt. Hier gieng sonst allemal der König hin, um der Musik ganz nahe zu seyn,

und

und unter der Stelle wo er saß war ein Ofen angebracht, damit er die Füße warm erhielt. Niemals bediente er sich einer Loge, und die Prinzen durften es, des Wohlstands wegen, auch nicht thun. Seitdem er aber nicht mehr hineinkommt, geht der ganze Hof in die mittelsten Logen des ersten Ranges, und die Offiziers nehmen dafür das Parquet ein.

Die Oper fängt um fünf Uhr an und ist um acht, oft auch noch etwas früher, schon aus. Ueberhaupt muß ich das von Berlin rühmen, daß man da nicht so sehr als anderer Orten die Nacht in Tag verwandelt, und daß sich alle Lustbarkeiten früh anfangen und endigen. Nur die Redoute geht erst gegen Mitternacht an. Sie ist unstreitig das elendeste Vergnügen das man sich dencken kann. Das Parterre des Opernhauses wird heraufgeschraubt um mit dem Theater gleich zu seyn; beyde sind aber durch ein hölzernes Brustgeländer von einander abgesondert. Wenn man zum erstenmale hinkommt, so achtet man auf diesen Unterschied gar nicht, weil man dergleichen auch wohl schon anderwärts ohne alle Absicht gesehn hat. Man ahndet gewiß nicht, daß hier eine lächerliche zum Grunde lieget, und doch ist das der Fall. Auf dem Parterre nämlich darf niemand als der Hof, und wer ihm präsentirt ist, tanzen; ja man ist, um nur auf diesen Platz gehen zu dürfen, sogar genöthigt in rothem Domino zu erscheinen: jede andre Verkleidung, so wie alle Charaktermasken, sind auf das

Theater verbannt. Wer sollte glauben, daß eine solche Verordnung über eine öffentliche Lustbarkeit, deren Hauptendzweck noch dazu die Vermischung aller Stände ist, unter einem Könige existiren konnte, der so philosophisch denkt und dessen Verachtung aller zufälligen und Geburtsverdienste so bekannt ist? Die natürliche Folge davon ist, daß blos der Hof und die unterste Klasse der Berliner die Redoute besuchen, und daß der Mittelstand, der sich unter den Hof nicht mischen darf, und unter Peruquiers und Bedienten sich nicht mischen will, ganz davon wegbleibt. Man findet daher immer nur sehr wenig Personen und diese fast alle in einerley Kleidung; die Verschiedenheit von Anzügen und von Masken, die ein solches Fest allein glänzend macht, muß man hier gar nicht suchen.

Sie dürfen aber, mein Freund, darum, weil der hiesigen Karnevals-Lustbarkeiten so wenige und diese so armselig sind, nicht etwa denken, daß während dieser Zeit die Berliner sich gar nicht lustig machen. Am Hofe und von dem vornehmsten Adel werden von Zeit zu Zeit Assemblées, auch wohl Privatbälle gegeben, und diejenigen, die zu diesen nicht kommen können, haben eine Menge Gesellschaften und Bälle, Mittags- und Abendmahlzeiten, zu 80, 100 und mehr Personen, unter sich, und man vergnügt sich dabey so viel man kann. Ueberhaupt sind die Berliner sehr munter und aufgewekt; sie haben eine natürliche Lebhaftigkeit, die, verbunden

bunden mit der Freyheit der Sitten, die großen Städten eigen ist, den Ton der guten Gesellschaft sehr angenehm macht, weil man darinnen die Grenzlinie des Anstandes zu ziehen versteht.

Zuweilen wird auch während des Karnevals eine Opera buffa gegeben, ich sah' eine solche im kleinen Theater des Schlosses; sie hatte den Tittel l'Albergatice, vortrefliche Musik, und wurde ausnehmend wohl gespielt. Sie verschafte mir weit mehr Vergnügen als die große Oper. Die ganze Truppe besteht aus fünf Personen, zu denen ich ihren Direkteur, Koch, einen Teutschen der Baß singt, mit rechne. Der König hatte gleich nach dem siebenjährigen Kriege eine andere Gesellschaft zur buffa angenommen; da aber in kurzer Zeit drey Personen davon starben, so wurde Koch nach Italien geschickt, der dann die jetzige mitbrachte. Er hat auch eine recht gute Wahl getroffen, die Stimmen sind freylich nicht ausserordentlich, aber doch gut und harmoniren vornehmlich sehr: man bemerkt daher hier den Abstand nicht, der in der großen Oper zwischen Concialini und den übrigen so sehr auffällt. Wie viel Koch bekommt, weiß ich nicht, der Gehalt jedes der übrigen ist aber 1000 Thaler.

Die Musik ist wirklich auf einem guten Fuß in Berlin, und man hat viel Liebhaberey dafür, da der Hang zum Spiel so groß nicht ist. Jeder Prinz hat seine besondere Kapelle unter denen sich die des Kronprinzen

vornehmlich auszeichnet und nach der allgemeinen Stimme ganz vortreflich ist. Von dem Opern Orchester hab' ich schon oben rühmlich gesprochen. Ausserdem giebt es noch eine Menge anderer Musiker hier, und es fehlt im Winter nie an Konzerten. Dasjenige, das von langer Zeit her immer den größten Ruf hatte, ist das Liebhaber-Konzert, das alle Freytage bey Corsica gehalten wird; es ist nicht nur sehr gut besetzt, sondern man befleissigt sich auch vornehmlich gut gesetzte Stücke aufzuführen: demungeachtet hat es jetzt verlohren, man ist nicht mehr so eifrig als sonst und die Kosten kommen nicht heraus eine gute Sängerin zu halten, daher man bey der Vokalmusik wenig Genuß hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Fortsetzung des Etwas von Naturgesetzen.

(S. T. M. September S. 197.)

Die Vermögen der Natur können nach der Theorie des Grafen von Büffon, *) so weit sie uns bekannt sind,

*) Siehe insonderheit Büffons Introduction à l'histoire naturelle des minéraux, im Kapitel von Elementen.

sind, auf zwey ursprüngliche Kräfte zurückgebracht werden; die, welche die Schwere verursacht, und die, welche die Wärme hervorbringt.

Die Kraft der Impulsion ist ihnen untergeordnet. Die Attraktion ist eine allgemeine, beständige, fortdauernde Wirkung, Der Stoß aber ist in den meisten Körpern nur ein einzelner, weder beständiger, noch fortdauernder Effekt, und hängt von der Attraktion ab, wie eine besondere Wirkung von einer allgemeinen.

Wenn aller Stoß aufgehoben wäre, so würde nichts destoweniger die Attraktion fortdauern und wirken. Wenn aber die Attraktion cessirte, so würde der Stoß seine Existenz verliehren.

Diese wesentliche Differenz subordinirt die Impulsion der Attraktion.

Aber noch unmittelbarer und allgemeiner hängt, nach der einfachen und erhabenen Theorie des Plinius von Frankreich, die Impulsion von der Kraft ab, welche die Wärme hervorbringt. Hauptsächlich durch das Mittel der Wärme dringt die Impulsion in die organisirten Körper ein. Durch die Wärme bilden sie sich, wachsen sie und entwickeln sie sich, Man kann auf die Attraktion allein alle Wirkungen der unorganischen Materie beziehen, so wie sich, nach Büffons gegründetscheinender Theorie, alle Phänomene der lebenden Materie, aus eben dieser anziehenden Kraft mit der Kraft der Wärme verbunden, herleiten lassen.

Jener große Philosoph — unstreitig einer der größten dieses Jahrhunderts — lehrt, daß unter der lebenden Materie nicht bloß alle Thiere und Pflanzen, sondern auch alle lebende organische Partikeln, (molecules) die in den Trümmern der organisirten Körper zerstreuet sind, ferner die Urstoffe des Lichts, des Feuers, und der Wärme, kurz, alle durch sich selbst aktive Materie zu begreifen sey.

Von dieser Materie macht er die sehr wahre Anmerkung: daß sie allezeit, von dem Mittelpunkt nach dem Umkreis strebt, d. h. mit expansiver Kraft wirkt; dagegen die rohe unorganische Materie von der Circumferenz nach dem Mittelpunkt strebt, d. h. dem Gesetz der Schwere, oder der anziehenden Kraft, gehorcht.

Die Directionen dieser beyden Kräfte sind sich entgegengesetzt, aber sie halten sich das Gleichgewicht, ohne je sich zu zerstören. Aus der Combination dieser beyden stets wirksamen Kräfte, resultiren alle Erscheinungen der Welt. Sogar scheint es, daß sich die expansive Kraft auf die der Attraction zurückführen läßt.

Alle Kräfte der Materie hängen von einer einzigen primitiven Kraft ab.

Es läßt sich sehr gut begreifen, daß die Anziehung jedesmal in Zurückstoßung sich verwandelt, wenn die Körper sich so sehr einander nähern, daß sie ein Reiben, oder einen gegenseitigen Stoß empfinden.

Ausser

Ausser dem wenigen, was Büffon hierüber sagt, wünschte ich, daß man des Ragusanischen Meßkünstlers, P. Boskowich, Theoria philosophiae naturalis hierüber nachlesen möchte, welcher, (wie der Mathematiker Bettinelli zu Parma einst an Algarotti schrieb) die Nothwendigkeit einer repulsiven Kraft in der Natur, bis zur Demonstration bewiesen hat.

Boskowich beweist, da, wo er vom Uebergang der Attraction in die Repulsion handelt: repulsiones eiusdem esse seriei cum attractionibus, a quibus differunt tantummodo ut negativum à positivo. Eben dieselbe aktive Kraft der Elemente, welche durch Anziehung sich äussert, wird in den kleinsten Entfernungen (in minimis distantiis) zurückstoßend.

Die expansive Kraft ist ein Effekt, der aus der anziehenden Kraft resultirt, und sich jedesmal äussert, wenn die Körper sich gegenseitig stoßen oder reiben. Sie ist die Reaction der anziehenden Kraft, welche entstehet, wenn die primitiven Partikeln der Materie — die sich stets gegenseitig ziehen — in den Stand der unmittelbaren Berührung (contact) gehen wollen. Wärme, Licht und Feuer sind die großen Würkungen der expansiven Kraft, welche allemal hervorgebracht werden, wenn durch Natur und Kunst, die Körper in sehr kleine Theile zertrennet werden, welche in entgegengesetzten Richtungen aneinander treffen.

Der Stoß selbst hängt also, nach Büffons Grundsätzen, von der Attraktion ab. Die expansive Kraft ist nichts als die anziehende, in so fern diese negativ geworden ist. Licht, Wärme, Feuer, sind nichts als besondere Arten zu seyn der Materie. Es existirt nur Eine Kraft, und nur Eine Materie, die allzeit in ihren Theilen strebt, sich — nach den Umständen — anzuziehen oder zurückzustoßen.

Die anziehende Kraft ist es, von welcher der Graf Algarotti in seinen herrlichen Dialogen über Newtons Optik gesagt hat: „Weit entfernt, eine okkulte Qualität zu seyn, ist die Attraktion eine sehr evidente Eigenschaft der Materie. Man darf sie — von welcher „die demonstrative Erklärung unendlicher Phänomene „abhängt — nicht mit jenen Wörtern vermengen, womit man keine Begriffe verband, und welche Afterphilosophen erfunden haben, um von gewissen Erscheinungen einen schimärischen Grund angeben zu können. „Sie ist ein allgemeines Prinzip, dem alles gehorcht, „vom irrenden Atomen an, bis zu unermeßlichen Planetenkörpern. Man assignirt ihre Gesetze, und berechnet „ihre Wirkungen bis in das kleinste Detail. Auf genaue Beobachtungen und tiefe Meditation gestützt, „sah Newton sich genöthigt, die anziehende Kraft, für „eine ursprüngliche Eigenschaft der Materie zu erkennen.“ — —

Nach

Nach Kant's Philosophie *) lassen sich nur zwey bewegende Kräfte der Materie denken, anziehende, und zurückstossende Kraft. Auf diese können — wie Kant sich ausdrückt, — alle Bewegungskräfte in der materiellen Natur zurükgeführt werden.

Das heißt: alle Bewegungen in der Natur, sind Wirkungen der anziehenden, oder der zurückstossenden Kraft.

Die Materie ist undurchdringlich, durch ihre expansive Kraft. Diese aber ist die Folge der repulsiven Kraft. **)

Auch P. Boscowich gründet die Impenetrabilität der Körper auf die zurückstossende Kräfte der Elementartheile.

Die großen, einfachen, ewigen Gesetze der Attraktion und Repulsion, auf welche sich die, uns noch grossentheils unbekannten besondern Gesetze der chymischen Affinitäten, der elektrischen und magnetischen Erscheinungen allem Vermuthen nach reduciren lassen, erklären uns den Ursprung der physischen Welt.

Die Beobachtungen zeigen uns eine aktive Materie, welche Bewegung hat, und — wie Boscowich

*) Siehe Kant's Metaphys. Anfangsgr. der Naturwissenschaft, p. 35.

**) Siehe Kant's Metaphys. Anfangsgr. der Naturwissenschaft, p. 43.

mit Recht sagt — keinen Augenblick in absoluter Ruhe ist. Alles ist in der physischen Welt nur Metamorphose. Nur die Formen verändern sich. Die Quantität der Materie bleibt immer eben dieselbe. Die nehmliche Substanz gehet successiv durch alle drey Reiche der Natur. Sie erscheint, bald als Mineral, dann als Pflanze, nun als Insekt, als Vogel, als Thier, als Mensch. Büffon und Herr Prof. Fabre zu Paris lehren: daß dasjenige, was man Element nennt, fähig ist, durch die der Materie eigenen Bewegungen der Attraktion und Expansion beständig transformirt zu werden, und daß jedes Thier, jede Pflanze, als ein kleiner Mittelpunkt der Wärme oder des Feuers, betrachtet werden kann, welcher sich die Luft und das Wasser, die ihn umgeben, zueignet, und sich dieselben assimilirt, um zu vegetiren, oder um sich zu nähren, und von den Produkten der Erde zu leben, welche selbst nichts sind, als zuvor fixirte Luft und Wasser. Er eignet sich zugleich eine kleine Quantität Erde zu, und indem er die Eindrücke des Lichts und der Sonnenwärme, auch die des Erdbodens, empfängt, verwandelt er jene verschiedenen Elemente in seine Substanz, bearbeitet, componirt, vereinigt sie, setzt sie, unter gewissen Umständen einander entgegen, bis sie in die zu seiner Entwikelung nothwendige Form eingegangen sind.

Ein aktives Fluidum beseelt die Welt. Dieses Fluidum ist nichts als die ätherische Materie, die durch die

die Bewegungen der Attraktion und Expansion auf verschiedene Art modifizirt ist.

Wir entdecken durch das Mikroscrop, sagt ein großer Beobachter der Natur, *) in den Infusionen animalischer und vegetabilischer Substanzen, aktive, sich bewegende Partikeln. Es ist glaublich, daß diese nichts sind als die ätherische Materie, die von einer gröbern Substanz bis auf einen gewißen Punkt fixirt worden ist.

Um noch einmal auf die anziehende Kraft zurückzukommen — sie ist es, die am Himmel und auf der Erde, in der unendlichen Ferne, und in den Körpern, die uns zunächst umgeben, sich durch tausend unläugbare Aeusserungen manifestirt. Sie regulirt die Bewegungen des Saturns, so wie sie einen Apfel uns vor die Füsse fallen macht. Diese so einfache, aber — wie Algarotti mit Recht sagt — allzeit unveränderliche Ursache ist der Grund von der Ordnung und Harmonie der Welt.

Die Ueberzeugung von der Einfachheit und Nothwendigkeit der Naturgesetze, welche in der That Gesetze Gottes sind, und das Gepräge seiner Unveränderlichkeit tragen, bewirkt für uns noch nebenher den Vortheil daß sie uns geneigt macht, alle Erzählungen von Wundern, die hier oder da gewirkt worden seyn sollen,

*) Herr Fabre, in seinem treflichen Essai sur les Facultés de l'ame Amsterdam et Paris, 1785.

schon à priori als fabelhaft und ungeräumt zu verwerfen.

Sey es, daß man annimmt, jene großen Gesetze der Natur, von welchen alle Phänomene die Folgen oder Resultate sind, wären das Werk eines Gottes, und — wenn ich so sagen darf — der physische Ausdruck seines unwandelbaren Willens, oder, daß man diese Gesetze in der innern, uns unbekannten, Natur der Dinge selbst, gegründet zu seyn glaubt, so sind sie auf jeden Fall — unveränderlich. Ein Wunder, welches diese Gesetze anfhebt, würde die Ordnung und Existenz der physischen Welt zerstöhren.

Wir wollen hievon, unter Millionen, nur Ein Beyspiel geben.

Die römischen Jahrbücher erzählen uns die Auffarth des Romulus zu den Göttern, und Seneka citirt eine spätere, ähnliche Begebenheit.

Gesetzt, tausend Zeugen attestirten ein solches Faktum, so müßte man es dennoch, ohne sich durch die Zahl und das Ansehen der Zeugen irre machen zu lassen, als eine mit allen Gesetzen der Natur streitende, und folglich von aller Wahrscheinlichkeit entblößte Erdichtung verwerfen. Denn: die physische Unmöglichkeit des bezeugten Fakti ist des strengsten Erweises fähig. Daraus folgt denn die Falschheit der Zeugnisse für dieses Faktum von selbst.

Wir

Wir wollen annehmen, die Himmelfahrt des Romulus, oder jener Person, deren Seneka gedenkt, involvire zugleich eine Versetzung dieser Menschen von der Erde in einen fernern Planeten oder Fixstern.

Unstreitig ist ihre Luftreise doch Veränderung des Ortes? Bewegung? —

Jede Bewegung aber kann am Ende auf die anziehende oder zurükstoßende Kraft, als Wirkung derselben, zurückgeführt werden. Es ist nun vor's Erste klar, daß die anziehende Kraft unseres Globs keinem ihm zugehörigen Körper erlaubt, sich von ihm loszureissen, und im schnellen Flug andern Weltkörpern zuzueilen, um deren Masse zu vermehren. Ein eisernes Band fesselt uns an diesen Wirbel, dessen Bewegungen wir folgen müssen.

Sollte aber eine von fern her wirkende, anziehende Kraft unsrer Erde einen Menschenkörper entführen, und ihn in die grenzenlosen Tiefen des Raumes fortreissen können?

Man bedenke die ungeheuren Folgen, die eine solche Begebenheit für den ganzen Glob nothwendig hätte haben müssen!

Wie konnte jene Kraft nur auf Einen Punkt des Globs so erstaunlich wirken, und den ihr entgegen arbeitenden Zug der Erde überwältigen, ohne verhältnißmäßig

auch

auch auf diejenigen Atomen, die dem wegzuführenden zunächst liegen, zu wirken, und sie zur Nachfolge zu bringen? — Dis hätte um so viel mehr geschehen müssen, da die Distanz der Atomen, welche denen wegzuführenden zunächst liegen, verglichen mit der Distanz der wegzuführenden selbst, eine Differenz giebt, die als unendlich klein anzusehen ist, und daher in Absicht auf den Effekt der Kraft, welche dem Glob jene Atomen entreißt, gar keinen merklichen Unterschied hätte verursachen können. Nicht einmal der Erde darf, was zu ihrer Individuität gehört, entrissen werden. Jeder Verlust ihrer Atomen würde ihre Schwere vermindern. Bald würde sie, aus ihrer Laufbahn verrückt, sich gegen andere Weltkörper nicht im Gleichgewicht erhalten können. So müßte sie unvermeidlich sich ihrer Zerstöhrung nahen. Die Kraftmasse der Erde darf auf keine Weise verringert werden, welches doch bey dem Verlust der geringsten Substanz, unausbleiblich wäre.

Zudem: Woher käme jene ungeheure, aus der Ferne her wirkende Kraft, welche, so zu sagen, nur Ein Moment auf einen gewissen Punkt unserer Kugel wirkte, und dann — — verschwunden wäre? — Sprang sie aus dem Nichts hervor um unserer Erde einen ihrer Bürger wegzukapern, und dann — nach einer momentanen Wirkung, wider in ihr voriges Nichts zurükzufallen? —

Der mathematische Philosoph siehet ein, daß die Auffarth jener in römischen Jahrbüchern erwähnten beyden

Per-

Personen, ohne Verletzung des Gesetzes der Schwere, nicht geschehen konnte, daß dieses Mirakel Unordnung durch alle Sphären bis zum Throne des Allmächtigen verbreitet, und die Grundfeste, worauf die Ordnung und Existenz der physischen Welt beruhet, erschüttert haben würde. Das Stillschweigen der Geschichte von den großen Folgen, die jene Begebenheiten für den Glob nothwendig gehabt haben müßten, ist ein sicherer Beweis, daß diese Begebenheiten sich nicht wirklich zugetragen haben.

Ich hoffe nicht, daß man dergleichen Vorfälle — die doch offenbar in die Reihe der Ortveränderungen, Bewegungen, gehören, für unmittelbare Wirkungen des göttlichen Willens ausgeben wird. Nach jeder vernünftigen Philosophie ist es nicht erlaubt, bey Erklärung einzelner Begebenheiten, welche Theile der Sinnenwelt sind, zu dem Willen, oder der unmittelbaren Wirkung eines hyperphysischen Wesens seine Zuflucht zu nehmen. Zudem kann von dem höchsten Wesen nur sehr uneigentlich gesagt werden, daß es Willen habe. Der Schluß aus den bisherigen Betrachtungen ergiebt sich von selbst. Zur Glaublichkeit eines Fakti wird seine physische Möglichkeit zuerst erfordert. Wenn diese letztere fehlt, so kann der Erzähler eines solchen Fakti auf unsern Glauben und Beyfall gar keinen Anspruch machen.

Der Grund zur Verwerfung seines Zeugnisses wird aus der Natur der bezeugten Sache selbst, d. h. aus ihrer physischen Unmöglichkeit hergenommen.

Dies

Dieser Grund ist also auch völlig entscheidend. Immerhin mag, wenn man ihn deutlich eingesehen hat, ein gewisser Proculejus ausrufen: „Römer! dieser „Fürst, dessen Tod ihr klaget, ist nicht gestorben. Er „ist in den Himmel gestiegen, wo er nun beym Jupiter sitzt." Immerhin mag ein Annalist uns versichern, daß Romulus mehr als tausend Personen erschienen sey. Von der Richtigkeit unserer Grundsätze mehr versichert, als von der Wahrhaftigkeit unserer Zeugnisse; durch tausend Erfahrungen belehrt von der Lügenhaftigkeit der Menschen, aber auch nicht durch eine, von ihrer Wunderthätigkeit werden wir einem solchen Erzähler antworten können, was Diderot sagt: tous les peuples ont de ces faits, à qui, pour être merveilleux, il ne manque que d'être vrais; avec lesquels on démontre tout, mais qu'on ne prouve point; qu'on n'ose nier sans être impie, et qu'on ne peut croire, sans être imbécille.

Anonym.

VII.

Von der Insel Cerigo vor Alters Cythera.

Wer kennt die von den alten und neuen Dichtern so sehr gepriesene Insel Cythera nicht, den beliebten Aufent-

Aufenthalt der Göttin der Schönheit und der Wollust? Der Herr Abate Spallanzani, Professor der Naturgeschichte zu Pavia, hat sie im vorigen Jahre besucht, und nichts daselbst angetroffen, was eine sterbliche, geschweige denn eine göttliche Venus, reizen könnte, sich dahin zu wünschen. Er fand nicht einmal Spuren ehemaliger Fruchtbarkeit, Pracht, oder Schönheit. Er nennt sie einen Haufen unfruchtbarer und schaudervoller Felsen, welchen die Regierung zu Venedig mit Recht zum Verweisungsort gefährlicher Syrenen und Kuppler bestimmt habe. Was vor allen Dingen seine Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine unbeschreibliche Verschiedenheit vulkanischer Produkte, welche zum Theil mit versteinten Seekörpern vermischt waren, die sich sonst nur in Kalksteinen finden. Er hält dieses für eine neue Entdeckung, ob es gleich in dem Veronischen Gebirge Roncà nichts seltenes ist. Die großen Ostraciten, die er auf dieser Insel unter der verwitterten Lava fand, scheinen sogar von der nemlichen Art der Roncaischen zu seyn. Er glaubt nicht, daß sie von fremden Meeren hieher geschwemmt worden sind, ob er gleich gestehet, daß das jetzige mittelländische Meer keine Ostraciten dieser Art enthält. Die Insel muß sie aus dem tiefsten Grunde des Meeres mit sich hervorgebracht, und es muß hier einmal das Klima der fremden Gegend, wo sie jetzt einheimisch sind, geherrscht haben. Unter den vulkanischen, welche die Oberhand haben, giebt es auch Kalkberge, welche ein unterirdisches Feuer

ge=

gespalten, und halb calcinirt hat. Daß er aber auch in den vulkanischen Bergen ganze Höhlen angetroffen, die mit schöngebildeten Tropfsteinen geschmückt waren, ist etwas neues; denn diese finden sich nur in Kalkbergen. Er läugnet, was die Alten geschrieben haben, diese Insel sey reich an Porphyr, und meynt, sie seyen durch die Farbe der Felsen, die dem rothen Eisenocher gleicht, getäuscht worden. Auf dem Wege vom Ufer des Meeres bis zur Tropfsteinreichen Höhle fand er drey vulkanische Cratere, giebt aber die Größe derselben nicht an, und begnügt sich, nur solche Merkmale davon anzuzeigen, die ihr Daseyn ausser Zweifel setzen.

Das wunderbarste, was er auf dieser Insel antraf, ist ein ganzer Berg von versteinerten Knochen von Menschen und Erdthieren, welchen die Bewohner der Insel den Knochenberg nennen. Er liegt auf der südlichen Seite der Insel, nicht ganz eine italiänische Meile weit von der Hauptstadt. Er hat eine italiänische Meile im Umfang, erhebt sich steil, und sowohl seine Oberfläche als sein inneres, soweit man noch gegraben hat, bestehet aus Knochen, welche nicht calcinirt, sondern durchaus versteinert sind. Sie sind so schwer und hart als Steine, und ihre Höhlungen sind mit verhärteter Erde angefüllt, die sich oft in zierlichgebildetes Spath-Krystall verwandelt hat.

Kurz, des Herrn Abate Spallanzani Beobachtungen, die im dritten Bande der Memorie di Matematica e Fisica della Societa Italiana zu Verona ans Licht gestellt worden sind, liefern einen neuen Beweiß, daß die großen Veränderungen, die wir in und auf der Erde wahrnehmen, vom Feuer und Wasser wechselsweise bewirkt worden sind.

J.

Der
Teutsche Merkur.

November 1787.

I.

Vertheidigung
der in der
Abhandlung über Wunder,
im T. M. April, 1787.
vorgetragenen Grundsätze.

Verschiedene Einwürfe, die man mir gemacht hat, und andere, welche ich vermuthe oder vorhersahe, veranlassen mich, noch einmal den Artikel von Wundern vorzunehmen, um, wo möglich, dem Erweis ihrer Unerweislichkeit die größte Evidenz zu geben.

Wunder sind nach der gewöhnlichsten — ob gleich jezt von vielen misbilligten — Erklärung: unmittelbare Wirkungen der göttlichen Allmacht.

In diesem Sinne läßt sich nie ein Wunder als geschehen beweisen. Denn: jede Begebenheit, die wir wahrnehmen, oder wovon wir Erfahrung haben können, ist Theil der Sinnenwelt, also — etwas endliches.

Wo ist der Beweis, daß zur Production irgend einer endlichen Wirkung eine unendliche Kraft, also Allmacht, erfordert werde? —

Es ist Axiom: daß die Ursache ihrer Wirkung proportioniert seyn muß. Zwischen dem Endlichen und Unendlichen ist keine Proportion. Also können wir von jeder endlichen Wirkung *) nur auf eine ihr proportionierte, d. h. endliche Ursache schließen.

Zudem: um versichern zu können, daß irgend eine wahrgenommene Wirkung übernatürlich sey, müßte man vorher alle Gesetze der Natur vollkommen kennen. Welcher Sterbliche kann sich einer solchen — Allwissenheit rühmen? Pour s' aſſurer, qu'un effet, qui peut être produit par cent mille cauſes *naturelles*, eſt *ſurnaturel*, il faut avoir auparavant examiné, ſi aucune de ces cauſes n'a agi; ce qui eſt impoſſible, sagt der große Verfasser der Persianischen Briefe, Lettre 143.

Der Herr von Mirabaud sagt im System der Natur, 1. Th. fünftes Hauptstück, von der Ordnung und Unordnung, u. s. w. „Was die sogenannten Wunder „betrift, d. h. die, den unveränderlichen Gesetzen der „Natur entgegenlaufende Wirkungen, so siehet man „ein, daß dergleichen unmöglich sind, und daß nichts „nur einen Moment den nothwendigen Lauf der Dinge „hemmen

*) Mithin von jedem Erfolg, der für unsere Sinne perceptibel ist.

„hemmen könne, ohne daß nicht zugleich die ganze
„Natur aufgehalten und in ihrer Tendenz gestöhrt wür-
„de. Es giebt in der Natur keine Wunderdinge, als
„nur für die, welche diese Natur nicht studieret haben,
„oder nicht einsehen, daß die Gesetze derselben nie in
„dem geringsten ihrer Theile aufgehoben werden kön-
„nen, ohne daß das Ganze zernichtet würde, oder
„sich, seiner Beschaffenheit und Wirkungsart nach, än-
„derte *)." —

Ein tiefdenkender philosophischer Freund schrieb mir neulich: „Unbestritten ist es, daß die Möglichkeit der
„Wunder die Kontingenz der Naturgesetze voraussezt,
„indem ein Wunder eine Begebenheit, die einem sol-
„chen Gesez widerspricht, eine Ausnahme von der Re-
„gel der Natur, seyn soll. Von dieser Kontingenz aber
„läßt sich nur dieses evident darthun, daß sie auch
„dann nicht evident bewiesen werden könnte, wenn
„sie — wirklich statt fände. Denn zum Behuf dieses
„Erweises müßte man das wirklich geschehene unge-
„schehen machen können; müßte zeigen können, daß
„eine Naturbegebenheit unter eben den Umständen,
„welche sie erzeugten, auch ungeschehen hätte bleiben

 „können.

*) Die Hauptsätze dieses Buches sind gewiß falsch. Aber neben-
her enthält es — einige zu unbestimmte Deklamationen abge-
rechnet — viel wahres und treffendes, wie man bekennen
muß, da man selbst dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren zu
lassen verbunden ist.

„können. Nur einzelne Fakta, so, wie sie in unsern
„Sinnen sich darstellen, sind Objekte unserer Erfah-
„rung. Es ist ungereimt, von einem Erfolge nun auch
„aus ihm selbst schließen wollen, daß er zufällig sey.
„Die Welt im Ganzen hängt in allen ihren Theilen
„aufs innigste zusammen. Jede Art von Dingen hat
„ihr bestimmtes Kräftenmaas, wodurch ein bestimm-
„tes Maas von Wirkungen produziert werden kann.
„Diese Kräfte können oft bey dem Individuo un-
„entwickelt bleiben, aber das leztere kann keine neue
„Kraft erhalten, die nicht unter das Maas der seiner
„Art zugemessenen Kräfte gehörte. Sonst müßte es
„ein ander Ding werden, in eine andere Art überge-
„hen. Der Mensch kann stumm werden, aber der
„Esel nie reden lernen. Aufhebung eines Naturgesezes
„führt Aenderung des Ganzen, Zerrüttung im Gan-
„zen mit sich. An der Penduluhr kann nichts — we-
„der der Zeiger noch sonst was — sich bewegen, bey
„dem Stillstand des Penduls. Wenn die Sonne,
„oder richtiger, die Erde einen Augenblik oder 12.
„Stunden Halt macht, so müssen alle die Erde be-
„wegende, Kräfte in eben dem Augenblik ohne Wir-
„kung seyn, und alles in der Welt, alles was mit
„diesen Kräften in Verbindung stehet, und sie deter-
„minieren hilft, muß in eben dem Moment in Unord-
„nung gerathen, und das ganze geordnete Weltsystem
„über den Haufen fallen."

„Soll

„Soll ein Wunder bey einem einzelnen Ding ent=
„stehen, so muß dieses Bestimmungen erhalten, die
„ihm seinem Wesen nach, nicht zukommen können.
„Soll Bileams Esel sprechen lernen, so muß er
„Sprachorgane, die zum Artikulieren der Töne gebildet
„sind, erhalten. Sonst wird das unmögliche möglich,
„und dem Saz des Widerspruchs zuwider gehan=
„delt." — — —

Dem Verfasser dieses Schreibens theilte ich da=
mals eine Formel mit, vermittelst deren man das Ver=
hältnis der Probabilität eines Mirakels zu der Wahr=
scheinlichkeit seiner Nichtexistenz ausdrücken kann:

Ein unbekanntes hyperphysisches Wesen = X soll
per hypothesin in einer stetigen Reihe von Dingen,
die nach einem gegebenen Gesez fortgehen, ein Glied
= M †. gewirkt haben, welches also mit den antece=
denten Gliedern der Reihe nicht in einer Kaussalver=
knüpfung stehet, und denselben unähnlich ist.

Nun ist die Summa der gleichförmigen Erfahrun=
gen, woraus man das Gesez der Reihe abgezogen hat,
dem der Erfolg M contrair seyn soll, unendlich, d. h.
größer als jede Zahl die wir angeben können.

Die Wahrscheinlichkeit also, daß auch der Erfolg
M den übrigen Gliedern der Reihe analog, und dem
Gesez der Reihe gemäß gewesen ist, verhält sich zur
Wahrscheinlichkeit, daß der Erfolg M dem Gesez der

Reihe entgegen, also ein Mirakel, gewesen ist, wie sich das Unendliche zu Eins verhält.

Eine solche unendlich überwiegende Wahrscheinlichkeit aber kommt der völligen Gewißheit so nahe, daß man sie in den Urtheilen des gemeinen Lebens dafür annehmen, und alle Wundermährchen sicher verwerfen kann.

Eine allgemeine Erfahrung, habe ich gesagt, zeugt für die Einförmigkeit und Beständigkeit gewisser Naturgeseze, welche man durch ein Mirakel suspendiert zu seyn vorgibt. Die Erfahrung aller Zeiten aber begründet die physische Gewißheit, welche, wie Büffon im Essai d'Arithmetique morale sagt *), aus einer beständigen Folge von Beobachtungen resultiert.

Die allgemeine Erfahrung zeugt also auch gegen jedes Wunder, und sie ist es, die uns nicht minder belehrt, daß die Menschen in allen Zeitaltern Menschen, fehlbare Menschen gewesen sind, d. h. oft gelogen, oder sich geirret haben.

Wir haben von der Lügenhaftigkeit der Menschen, und von der Trüglichkeit ihrer Sinne, von den Täuschereyen einer kranken Einbildungskraft, unendlich mehr und gewissere Beyspiele erlebt, als von der Wunderthätigkeit der Menschen.

Die

*) Siehe Oeuvres de Buffon, T. 10. p. 52, der Zweibrücker Ausgabe.

Die Existenz einiger Fabelhänse oder Träumer ist also gewiß für uns unendlich eher anzunehmen, als die Existenz eines Mirakels. Warum? weil das Natürliche immer wahrscheinlicher ist, als das Aussernatürliche, weil Lügen und Irren dem bekannten Laufe der Natur ganz gemäß, und Wunderwirken ihm ganz entgegen ist. — Ein menschliches Zeugniß könnte nur dann als Beweis für ein übernatürliches Faktum gelten, wenn die Untrüglichkeit des Zeugen dargethan werden könnte. Denn: war der Zeuge nicht infallibel, konnte er sich also irren, so ist es, wenn er uns äusserst unwahrscheinliche, mit bekannten Naturgesezen streitende Fakta erzählt, allemal zu vermuthen, daß er sich wirklich geirret habe.

Untrüglich also müßte der Erzähler eines Mirakels seyn, wenn seine Aussage Beweiskraft haben soll. Untrüglichkeit aber ist eine der allgemeinen menschlichen Natur widersprechende Eigenschaft, welche allenfalls nur durch Inspiration bewirkt werden könnte.

Man müßte sich also von der Inspiration des Wundererzählers vorher wohl überzeugen. Aber unglüklicherweise, ist Inspiration auch ein Wunder, und — was besonders fatal zu seyn scheint — gar ein Wunder, welches in keines Menschen Sinne fällt, und daher nur allein von derjenigen Person bezeugt werden kann, welche dieses Mirakel innerlich empfunden haben will, d. h. welche inspiriert zu seyn vorgiebt.

Nun aber ist klar: 1. daß niemand in seiner eigenen Sache Zeuge seyn, niemand für sich selbst, zu seinem Vortheil, ein gültiges Zeugniß ablegen kann. Daher ist das eigene Vorgeben des angeblich Inspirierten kein Beweis. 2. Daß Wunder, die nur von einem einzigen bezeugt werden, gar nicht geglaubt werden können, weil es auf jeden Fall unendlich wahrscheinlicher ist, daß ein Mensch gelogen oder sich geirret hat, als — daß etwas übernatürliches geschehen ist. Da nun Inspiration kein Objekt für die äussern Sinne ist, und nicht von Zuschauern, sondern nur von dem angeblich Begeisterten selbst, bezeugt werden kann, so kann man sie — nicht glauben, ohne der gesunden Vernunft einen Scheidebrief zu geben. 3. Ist es klar, daß hier D'Alemberts Kanon *) eintritt, rien n'est plus ridicule dans l'ordre *surnaturel*, que l'argument, qui prouve l'existence d'un fait *miraculeux* par celle d'un fait semblable. Dies geschiehet gerade hier, wo man die Wunder durch die Inspiration und Untrüglichkeit ihres Erzählers beweist, d. h. man glaubt die sichtbaren Wunder, welche wir nicht gesehen haben, und die man uns erzählt, um eines unsichtbaren Wunders willen, welches gar nicht gesehen werden kann.

Wir

*) S. Melanges de Litterature, d'Histoire et de Philosophie, par Mr. d'Alembert. Tom. 2. Eloge de M. du Marsais.

Wir glauben also die Wunder um der Inspiration willen. Da aber die Inspiration weder durch das eigene Vorgeben des Inspirierten, noch durch das Urtheil seiner Zeitgenossen — in deren Sinne dieses unsichtbare Mirakel nicht fallen konnte — bewiesen werden kann: so müßte man abermals fodern, daß der Inspirierte seine Inspiration durch sichtbare Mirakel beweisen müßte. Diese Mirakel aber müßten wieder — nicht blos von ihm selbst attestiret, sondern — von untrüglichen, mithin inspirierten, Autoren bezeugt werden, deren Inspiration wider von neuem durch Wunder bewiesen werden müßte.

Hilf Himmel! hier kommen wir auf eine — von den fernsten Zeiten bis auf uns herabgehende, unübersehlich lange Reihe von Miraklern und Inspirierten, die man alle — zum Behuf des Glaubens an ein einziges erstes Mirakel, annehmen müßte! — eine, aller Vernunft und Erfahrung spottende Reihe, welche, dem Lauf der Natur paralell, herabläuft, die Welt Gottes in ein Gaukelspiel oder in ein Schlaraffenland verwandelt, und zu nichts dient, als uns zu Narren zu machen! —

Vergebens beruft man sich auf die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Zeugen eines übernatürlichen Fakti. D. Bahrdt sagt vortreflich, in seiner Ausführung des Plans und Zwecks Jesu, in Briefen an Wahrheitliebende Leser, im ersten Bande, p. 40. „Kann

„der Charakter des Erzählenden wohl eine Thatsache „beweisen? das gute Herz giebt doch warlich keine Untrüglichkeit." — — —

Bey der Prüfung der Glaubwürdigkeit eines Zeugnisses kommt es offenbar nicht blos auf den Charakter des Zeugen, sondern eben so sehr auf die Natur des bezeugten Fakti an. Es giebt Fälle, wo die Glaubwürdigkeit einer Million Zeugnisse durch die überwiegende innere Unwahrscheinlichkeit der bezeugten Sache gänzlich aufgehoben und zernichtet wird. Exempel — sind odiös.

Ich gehe nun schließlich zur zweiten, jezt gebräuchlichern, Definition der Wunder, über. Dieser zufolge sind Wunder solche Handlungen, welche das Maas menschlicher Kraft uns zu übersteigen scheinen müssen.

Ich habe schon das vorigemal erinnert: daß hier nur zwey Fälle denkbar sind. Entweder die erzählte — einem Menschen zugeschriebene — Handlung übersteigt das Maas menschlicher Kräfte wirklich, oder, sie scheint es nur zu übersteigen.

Im ersten Fall ist keine Proportion zwischen der Ursache und ihrer Wirkung. Da es aber ein absolut nothwendiges, mithin keiner Ausnahme unterworfenes Naturgesez ist, daß die Ursache ihrer Wirkung proportionirt seyn muß, so ist das Erzählte absolut unmöglich. Ich muß die Erzählung unter die Feenmährchen sezen, weil ich à priori gewiß bin, daß kein Mensch

Mensch die Handlung quaestionis hat verrichten können *).

Zweyter Fall: Wenn aber die Handlung, die Kraft des Subjekts, welches man dabey handeln siehet, nur blos zu übersteigen scheint, so ist kein Grund da, sie ein Mirakel zu nennen. Sie ist simple Naturwirkung.

Anonym.

II.

Bemerkungen über den Aufsatz No. V. im August des Teutschen Merkurs d. J. von Rousseau's Lehre von den Wundern **).

Mich dünkt, Rousseau habe weder ganz recht, noch ganz unrecht, oder vielleicht beydes zugleich, von den Wun-

*) Hier ruft mir jemand entgegen: aber gerade daraus, daß kein Mensch die Handlung quaest. hat verrichten können, erhellet, daß die Allmacht hier mitgewirkt habe! — Ich antworte: vorausgesezt, daß die Realität der Handlung quaest. schon bewiesen ist! Aber davon ist eben die Frage. Zum andern, nach Kant's Philosophie muß jede Begebenheit der Sinnenwelt, ihren Grund, so wie ihre Folge, in der Reihe der Erscheinungen haben, und es ist uns bey Erklärung irgend einer sinnlichen Begebenheit nicht erlaubt, in die intelligible Welt überzuspringen, um aus dieser eine unbekannte Macht zu Hülfe zu rufen.

) Von dem Hrn. Superintendenten **Wichmann zu Frauenprießnitz eingeschickt.

Wundern gesprochen. Ob ihn noch Keiner so widerlegt hat, daß es für tiefe Denker befriedigend wäre, will ich jetzt nicht untersuchen. Ich bemerke nur so viel, daß tiefe Denker in gewissen Materien sehr oft flach genug zu schwatzen pflegen; und daß diese tiefen Denker oft nur lesen was sie wollen, aber desto seltner, was sie sollen, und wie sie sollen. Man hat sich in der Materie von den Wundern meistentheils nicht verstanden oder nicht verstehen wollen, und hat sich Schwierigkeiten gemacht wo keine waren. Die Definition, die Rousseau vom Wunder giebt, ist nicht völlig richtig. Zu einem Wunder ist gar nicht nöthig, daß es eine reelle und sichtbare Ausnahme von den Gesetzen der Natur sey. Gott kann sich auf vielerley Weise durch unmittelbare Thätigkeit in der Welt geschäftig erweisen, und bey dieser Thätigkeit dennoch die Ordnung und die Gesetze der Natur, deren Schöpfer, Urheber und Erhalter Er selbst ist, ungestört lassen: er darf nur z. B. machen, daß die Kräfte der Natur hie oder da stärker, geschwinder, anhaltender, ungehinderter wirken müssen oder können, als sie von selbst gethan haben würden. Die Regeln und Gesetze der Bewegung in einer Uhr bleiben ungestört, wenn ich ein eingetretenes Hinderniß, das sie aufhält, hebe, oder um ihren Gang zu fördern, mehr Gewicht anhänge. Jede solche Handlung Gottes, da er unmittelbar und ausserordentlich wirkt, das heißt, da durch seine besondre Einwirkung etwas geschieht, das ausser dem, nach der von Ihm ge-

gemachten beständigen Ordnung, entweder gar nicht, oder nicht so bald, nicht so vollkommen geschehen seyn würde, halte ich für ein Wunderwerk; und ich glaube daß es zu dem ersten Plane Gottes bey der Welt gehöre, selbst in derselben wirksam zu seyn. Denn es ist wohl an sich glaublich, daß Gott mit den Menschen Absichten habe, die durch die Kräfte der Natur weder möglich sind, noch möglich seyn sollen: weil der Mensch fühlen muß, daß er niemals von Gottes Regierung unabhängig seyn dürfe und könne. Hingegen bedarf es, glaube ich, zur Legitimation gewisser Personen und Lehren, daß sie von Gott herstammen, selten eigentlicher Wunder. Dazu können auch bloße Zeichen, das ist, solche natürliche Begebenheiten dienen, welche durch die Vorsehung mit jenen in eine gewisse Relation gesetzt worden; womit jedoch nicht geläugnet wird, daß nicht auch wahre Wunder zu diesem Behuf sollten geschehen können, und wirklich geschehen seyen. Man muß auch die wahren Wunder von den wunderbaren Begebenheiten unterscheiden, die, weil sie selten vorkommen, jeden Nichtkenner der Natur in Erstaunen setzen, ob sie gleich an sich ganz natürlich erfolgen. Es können Wunderwerke geschehen, wo wir sie nicht gewahr werden; sie können in einer einzelnen augenblicklichen Wirkung, oder auch in einer ganzen Reihe stuffenweise fortschreitender übernatürlicher Veränderungen bestehen; es können dabey natürliche Dinge zu Subjecten, Mitteln oder Bedingungen gebraucht werden.

Sie

Sie können und dürfen aber nicht oft vorkommen und müssen, durch ihre Beziehung auf gewisse Personen und Lehren, eine weise und gute Absicht Gottes anzeigen; und dieß mit solcher Gewißheit, daß man nicht leicht in Gefahr gerathen kann, zu verkennen, was Gott damit sagen und haben wolle. Es versteht sich hierbey aus den Begriffen von der Weisheit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit Gottes, daß, wenn er gewissen Menschen unter gewissen Bedingungen die Vollmacht und Erlaubniß giebt, Wunder von ihm zu Beförderung wichtiger Absichten zu verlangen und zu erwarten, er vorausgesehen haben müsse, daß sie diese moralische Kraft nicht misbrauchen werden: denn in solchem Falle wird Gott seinen Beystand versagen müssen. Daher läßt sich mit Wunderthätern nicht experimentieren; sondern wer durch einen Wunderthäter ein Wunder verlangt und mit Zuversicht erwarten will, der muß sicher seyn, daß ihn Gott dessen würdigen könne. Denn nicht der Mensch, sondern Gott thut das Wunder.

Es gehört ferner zum Begrif des Wunders, daß es so etwas ist, was sich entweder überhaupt, oder wenigstens unter diesen Umständen nicht aus dem Laufe der Natur erklären läßt. Wunder können also nur da bemerket werden, wo unsre Kenntniß der Dinge so weit reicht, daß wir das Natürliche vom Uebernatürlichen unterscheiden können. Denn von Dingen, deren Wesen wir gar nicht, oder kaum halb kennen, vermögen

mögen wir nie, zu sagen, was durch sie möglich oder nicht möglich sey. Hingegen wissen wir, aus einer Erfahrung ohne Ausnahme, gewiß, daß z. B. ein Baum nicht fortschreiten, ein Stück Eisen nicht schwimmen, das Wasser keine Mauer machen, ein Stummer nicht urplötzlich vollkommen sprechen, ein Todter sich nicht auferwecken könne.

Alle Wunder und ihre Möglichkeit zu läugnen, würde die ungereimtesten Dinge zu glauben nöthigen, oder alle gewöhnliche Regeln des vernünftigen Denkens aufheben, oder eine offenbare Partheylichkeit verrathen und alle historische Wahrheit vernichten. Es ist auch bey einem angeblichen Wunderwerke und dessen Beurtheilung nicht blos auf die physicalischen Umstände, sondern auch auf die moralischen zu sehen, bey was für Veranlassung, zu welchem Behuf, durch was für Menschen dasselbe geschieht? Es kann etwas physicalisch möglich, und doch itzt, in der Maaße, in den Umständen ein Wunder seyn. Man muß daher die moralische Möglichkeit und die moralische Nothwendigkeit dabey in Betrachtung ziehen.

Wenn es möglich ist, daß Gott Wunder thun kann, so bleibt für uns bey vorkommenden Fällen nur die Frage übrig: ob es Gott anständig sey? und dann: ob die angeblichen Wunder wahr sind? Denn die Frage: ob Gott wolle? ist an sich leicht beantwortlich, sobald man, wie billig, setzt, daß Gott an der Welt ein Uhr-

werk

werk weder habe bauen können noch wollen, sondern ein Werk, worinnen er ein Menschengeschlecht zu einer ewigen Glückseligkeit führen und zubereiten wollen, in dem also seine Vorsehung unablässig thätig seyn muß. Wollte man das letztere nicht zugestehen, so könnte man gar nicht sagen, daß Gott der Menschen Vater sey und sie liebe. — Da nun in einer solchen Welt auf die freyen Thaten der Menschen hat Rücksicht genommen werden müssen: so hat, meines Erachtens, unmöglich aller und jeder Erfolg prädeterminiert werden können; sondern es gehört zum ersten Plane Gottes, allenthalben, wo es sein Zweck, die Menschen zu regieren, erfodert, selbst einzugreifen und zu wirken. Man kann auch nicht sagen, das sey an der Welt eine große, Gott ihrem Schöpfer unanständige Unvollkommenheit, daß sie der beständigen Einwirkung Gottes bedürfe. Denn erstlich ist eine solche Welt, wo alles prädeterminiert ist, nicht möglich; und zweytens ist nur das vollkommen, was einem weisen und guten Plane allenthalben gemäß ist. Um nun jenes einzusehen, hat man keine Einsicht in die ewigen Rathschlüsse Gottes nöthig: sondern es ist eine Folge aus dem Satze: „Gott hat eine Welt mit freyen Geschöpfen erschaffen, die er weise und gütig regieren will." Eine Welt, ohne weise und gütige Regierung der Menschen in derselben, wäre ein undenkbares Werk eines weisen Gottes: und eine weise und gütige Regierung freyer Menschen, ohne eigne thätige Wirkung Gottes, läßt sich nicht denken, wäre ein Zwek

ohne

ohne Mittel. Die freyen Thaten der Menschen würden Gottes Ordnung oft stören, oder seine Zwecke vernichten, die er doch darum nicht fahren lassen kann.

Rousseau meynt, man habe mehr Gründe für die Negative. Ich glaube gerade das Gegentheil; und darum, weil er mehr Gründe für die Negative zu haben glaubte, und etwas zu voreilig zugestand, ist er noch kein großer Mann. Eben so große Männer haben von jeher das Gegentheil geglaubt. Nicht derjenige, der viele Wahrheiten läugnet, sondern, der viele Wahrheiten richtig erkennt, ist, meines Erachtens, ein großer Mann. Wenn nach R. Meynung der Stolz uns geneigt macht, zu glauben, daß für uns bisweilen Wunder geschehen, so ist zu bedenken: 1) daß es auch demüthiges Gefühl unsrer Bedürfniß und Abhängigkeit seyn könne, das uns dringt zu glauben, daß wir ohne unmittelbare Wirkung Gottes vor dem Verderben nicht bewahret und auch nicht beglückt werden können; 2) daß es gerade auch umgekehrt Stolz seyn könne die Wunder zu läugnen; weil man glaubt, Gottes unmittelbaren Beystand nicht zu bedüfen.

Wenn uns aber ein Sterblicher, d. i. ein Wesen, dessen Sinne und Vernunft doch Gott bey aller menschlichen Gebrechlichkeit so eingerichtet hat, daß er Dinge, die ausser ihm sind, mit moralischer Gewißheit sehen, hören, fühlen, riechen und schmecken kann, (ohne welche er das elendeste Spiel eines bösen Verhängnisses

seyn würde), und daß er Wahrheit mit Gewißheit erkennen kann — wenn uns, sage ich, ein vernünftiger und ehrlicher Mensch kecklich versichert, er habe ein Wunder gesehen oder gehört: so schneidet er jene Frage nicht ab, sondern er sagt, was ihn sein Gefühl zu sagen zwingt, und man muß ihm so lange glauben, als seine Vernunft und Ehrlichkeit nicht unwidersprechlich widerlegt oder höchst zweifelhaft gemacht ist. Es fragt sich: ob es nicht mit vielen Fragen unter den Menschen so bewandt ist, daß menschliche Vernunft nicht läugnen kann, so ists! — und doch nicht weiter hindurchdringen, schlechterdings nicht herausbringen kann, warum es so ist?

Mithin beruht doch die Frage; ob es Wunder gebe? zulezt auf der Glaubwürdigkeit der Zeugen, der man auch sonst in der Welt unendlich viel anvertrauen muß. „Tausend möchten mir es bezeugen, sagt Rousseau, und ich würde ihnen doch nicht glauben!" Ist aber das vernünftig, ist es moralisch recht? Heist es nicht eben so viel, als tausend Menschen für Tölpel oder Schurken, und sich allein für weise und ehrlich halten?

Physisch-unmögliche Dinge kann kein moralischer Beweis wahr machen: aber das ist nur so weit wahr, als von bekannten physischen Kräften die Rede ist; d. i. kein moralischer Grund kann uns zwingen zu glauben, daß ein Mensch aus eigner Kraft Wasser in Wein verwandelt habe, weil das Principium der Glaubwürdigkeit

digkeit menschlicher Thaten sich auf die natürliche Möglichkeit gründet, hier aber nicht anwendbar ist. So bald aber aus moralischen unwiderleglichen Gründen ein solches Factum einer allmächtigen Wirkung Gottes zugeschrieben wird, so bald ist auch dieses Principium der Glaubwürdigkeit, das sich auf natürliche Möglichkeit gründet, nicht mehr anwendbar; es ist in hoc passu von seinem Richteramte suspendirt, weil nun die Rede nicht mehr von natürlichen Ursachen, sondern von übernatürlicher göttlicher Kraft ist, welcher nach der gesunden Vernunft kein Ding unmöglich ist.

Hier fragt sich blos, ob der Zeuge, oder der Wunderthäter Glauben verdiene? und das hat seine eigenen Beweise und Beweisart, die mit physischer Möglichkeit oder Unmöglichkeit keine Verbindung haben.

Ueberdieß sind der Fälle gar nicht viele, wo der Mensch mit Sicherheit urtheilen kann, ob etwas physisch-möglich oder unmöglich sey? ungerechnet, daß es hierbey auf die Kenntniß ankömmt, die ein Mensch von der Natur und ihren Kräften hat; daher der Unwissende überall Wunder sieht. Wenn aber die Frage davon ist, was Gott möglich oder unmöglich sey? so steht unser Verstand bald stille. Denn davon kann nur der urtheilen, welcher die Allmacht begreift. Wenn also die Frage von Wunderwerken Gottes ist, so kann das, was die Menschen physische Möglichkeit oder Unmöglichkeit nennen, schlechterdings nicht zum Grunde

der Entscheidung gelegt werden; weil göttliche Allmacht über die menschlichen Begriffe hinausgeht; sondern es muß das bloß — und kann nicht anders als — durch historische Beweise ausgemacht werden. Wer nun diese unter dem zweydeutigen Namen moralischer Beweise verdächtig zu machen sucht, der vergißt, das dieß eine Versündigung an der Vernunft und Menschheit ist; vergißt daß der historische Beweis ein sehr schätzbarer Weg ist, auf den uns Gott zur Erkenntniß der Wahrheit führen will; vergißt, daß wir in den wichtigsten Fällen unsers Lebens bloß nach solchen moralischen Beweisen handeln müssen, und daß dieser Weg zur Wahrheit nicht im geringsten unsichrer, als der durch Räsonnement aus Gründen a priori, ja sehr oft wirklich sichrer uud der menschlichen Natur und ihren Verhältnissen in der Welt angemessener ist, als die Demonstration. Wer nun aber diesen Weg zur Erkenntniß der Wahrheit geringschätzt, der verräth nicht so wohl Stärke und Schärfe, als vielmehr Schwäche des Nachdenkens. Mithin kann es gar nicht als Einwurf gegen die Wunder gelten, daß sie physich-unmöglich sind; sondern eben dieses gehört zum Begriffe von Wundern, daß sie durch bekannte Kräfte der Natur, ohne Gottes unmittelbare Wirkung nicht geschehen können.

Wenn Rousseaus Meynung diese ist, daß der Grund, warum wir etwas, das uns als geschehen erzählt wird, glauben können, größtentheils in der physischen Möglichkeit

lichkeit des bezeugten Facti liege: so hat das seine Richtigkeit bey Allem, was von natürlichen Wirkungen erzählt wird, die aus natürlichen Ursachen entstehen. Aber unmöglich kann man diesen Grund auch auf solche Fälle ausdehnen, wo die Wirkung sogleich keiner erschaffenen natürlichen Ursache, sondern Gott selbst zugeschrieben wird. Denn die Gesetze der Natur sind nicht Gesetze, welche die Natur den Dingen und ihrem Schöpfer, sondern die Gott der Natur gegeben hat, daß sie darnach wirken soll. Die Natur hat sich nicht selbst gemacht und sich Gesetze gegeben. Ihre Gesetze sind also nicht Gesetze, nach denen sich Gott in seinen Wirkungen richten müßte, sondern eben die von Gott gemachte Ordnung der Dinge ist die Natur; und diese Natur ist nicht Gott, sondern Gottes Werk, das er nach Gutbefinden ändern kann und darf. Wenn demnach ein erzähltes Factum physisch-unmöglich, das ist, solchen Gesetzen, die Gott in den Dingen veranstaltet hat, entgegen ist, oder durch die Kräfte der Dinge und die Art, wie sie gewöhnlich wirken, nicht geschehen kann; so ists darum noch nicht pur unmöglich: man kann aber freylich eher nicht zugestehen, daß diejenigen, die ein solches Factum erzählen, die Wahrheit sagen, als bis sie selbst durch andre Beweise als glaubwürdige Zeugen erwiesen sind. Fällt jedoch auf sie weder ein Verdacht des Betrugs, noch des Irrthums, so ist ihrem Zeugnisse so lange zu glauben, bis die Falschheit desselben erwiesen ist. Geben sie hingegen das Factum

 für

für göttlich, und sich für göttlich autorisierte Lehrer aus; so ist dieses weder aus ihren Factis, noch aus ihrem Character allein, sondern aus allen Umständen zusammengenommen zu beurtheilen.

Durch menschliche Zeugnisse kann, so lange keine göttliche Autorität und Legitimation hinzukömmt, freylich kein Wunder völlig gewiß bewiesen werden. Indeß gehört viele Neigung zum Argwohn dazu, um an dem zweifeln, was viele Menschen zugleich gesehen oder gehöret haben; weil es den Gesetzen der Natur entgegen, mithin eine Unwahrscheinlichkeit von unermeßlicher Größe ist, daß sehr viele Menschen sich auf einerley Art geirret und falsch gesehen oder falsch gehört haben sollten; zumal wenn darunter Leute sind, die so etwas zuvor schlechterdings nicht haben glauben wollen, ja es sogar bestritten hatten; z. E. Thomas, der endlich doch überzeugt wurde, daß Jesus lebe. Wenn nach tausend Jahren kein Mensch mehr die Kunst verstehen sollte, und mithin auch keiner den Muth hätte, mit einer Luftmaschine über das Meer zu gehen, und Jemand darum die Geschichte von Blanchards Luft-Reisen als Lügen verwerfen wollte, weil das Factum auf menschlichem Zeugnisse beruht, obs wohl viele Tausend Menschen mit ihren Augen gesehen zu haben versichert hatten, wäre der für einen scharfsinnigen Denker zu halten?

Aber die Wunder in der Bibel haben nicht blos menschliches Zeugniß, sondern das Zeugniß des heiligen Geistes vor sich, weil die Zeugen sich als inspirierte Männer angeben, welches ihnen Niemand mit tüchtigen Gründen abstreiten kann, vielmehr hinlänglich erweißlich und erwiesen ist. Andre Wunder, von keiner göttlichen Autorität bezeugt und certificiert, müssen nach logischen Regeln untersucht werden, und wo sie diese Prüfung nicht aushalten, da verdienen sie keinen Glauben.

Daß Lügen und Irren jedem einzelnen Menschen physisch-möglich ist, ist wahr genug: aber daß in Dingen, die in die Sinne fallen, und wozu weiter nichts als gesunde Augen und Ohren erfoderlich sind, sich auf einerley Weise zugleich viele Menschen von verschiedener Dekungsart, verschiedenen Meynungen, Alter, Constitution, Fähigkeiten rc. irren, oder sich, eine Lüge, die viele von ihnen nicht nur nicht interessiert, sondern auch so gar zum Theil ihren sonstigen Vorurtheilen und Neigungen widerstreitet, zu behaupten vereinigen sollten, — das ist eine Unwahrscheinlichkeit von unermeßlicher Größe, die man vernünftiger Weise, ohne den stärksten Beweis, nicht als wahr annehmen kann.

Der Mann, sagt Rousseau, der den Ausspruch thut, diese oder jene Wirkung sey ein Wunderwerk, giebt dadurch zu verstehen, ihm seyen alle Gesetze der Natur

bekannt, und er wisse, daß die besagte Wirkung eine Ausnahme davon sey." Aber es ist gar nicht nöthig, alle Gesetze der Natur zu kennen, um gewiß zu wissen, daß eine gegebene Wirkung in gegenwärtigem Falle den bekannten Gesetzen der Natur dieser Dinge, an welchen jene Wirkung geschieht, entgegen sey. Zum Exempel, um die plötzliche Herstellung des Gesichts eines Blindgebohrnen und bis auf diesen Augenblick blind gewesenen Menschen, ohne äusserliche medicinische oder chirurgische Mittel, für ein Wunderwerk zu erkennen, ist doch gar nicht nöthig, alle Gesetze der Natur zu kennen: es ist genug, wenn man nur weiß, daß niemals in der Welt ein Blinder durch eines Menschen Wort plötzlich sehend geworden ist. Wer in einem Falle ein Wunder glaubt, der bildet sich so wenig ein, alle Gesetze der Natur zu kennen, daß er vielmehr gerade im Gegentheil bekennt, er wisse sich diese Wirkung aus den Gesetzen der Natur, so weit er sie kenne, nicht zu erklären. Hingegen der Mann, der in Fällen, wo andre, ohne ein Wunder anzunehmen, sich keine befriedigende Erklärung zu geben wissen, vorschnell läugnet daß hier ein Wunder vorgehe, und doch nicht im Stande ist, dieselbe Wirkung aus den Kräften der Natur ohne Sprünge und violente Schlüsse, durch hinlänglich deutliche Erklärungen wie es zugegangen sey, zu deducieren, — gerade der Mann maßt sich an, daß er alle Kräfte der Natur kenne, und wisse, daß die besagte Wirkung keine Ausnahme davon sey.

Ich sehe auch keine Gefahr für einen bescheidenen und bedachtsamen Menschen, närrisch zu werden, im Fall er etwas sähe, was er nicht erklären kann, und mithin bis dahin für ein Mirakel halten müßte. Die Alternative: „entweder ich sehe nicht recht, oder ich bin nicht klug genug und darf meiner Vernunft nicht trauen,“ kömmt im menschlichen Leben so oft vor, daß nur der, welcher stolz genug ist sich für unfehlbar zu halten, dadurch in Gefahr gerathen kann seine Vernunft zu verlieren. Es kann sich in tausend Fällen zutragen, daß ein Mensch nicht recht gesehen, und in aber tausend Fällen, daß er einen falschen Schluß gemacht hat. Ja, wir sehen gewiß gemeiniglich richtiger, als wir schließen. Denn jedes Vorurtheil, jede Leidenschaft, jeder Affect, verrükt die Ordnung des Verstandes im Denken; nicht so leicht blenden sie die Augen oder stümpfen das Ohr. Ein bedachtsamer und bescheidener Mensch läßt sich nicht einfallen, zu glauben es sey ihm alles in der Welt erklärbar. Wo ihm nun so was aufstößt, sinnt er den Ursachen nach, so weit er kann; nnd wenn die Umstände der Sache auf eine göttliche Wirkung hindeuten, so trägt er kein Bedenken, bey dieser Meynung so lange stehen zu bleiben, bis sich die Sache näher entwickelt. Es ist für ein Geschöpf eine unausstehlich-kühne und die Gottheit beleidigende Anmaßung, alles begreifen, und lieber den Verstand verlieren, oder welches einerley ist, sich den Kopf an der Wand einrennen, als glauben wollen,

daß Gott etwas gethan habe. Wird aber Gott hierbey seinen Zweck verlieren oder solch ein Mensch? Wie aber, wenn Gott hiermit, daß er uns gewisse Dinge verbirgt, unsre Unterwerfung prüfen wollte? — Wer freylich keinen Verstand hat, der kann keinen verlieren: aber, wer ihn falsch anwendet, ist selten besser als der keinen hat. Und wenn die, die ihren Verstand nicht brauchen, in Gefahr gerathen, durch Schnellglauben zu fehlen; so fehlen die gewiß noch mehr, die über die von Gott ihrer Vernunft gesetzten Schranken hinaussehen wollen und darüber zu Zweiflern, und weil Gott sich dennoch jenes Hinausschauen nicht abtrotzen läßt, toll und zu Narren werden. Man hat gewiß eben so viel Pflicht, seine Vernunft nicht zu misbrauchen, als man hat, sie nicht ungebraucht zu lassen. Wer sich verstümmelt thut nicht mehr unrecht, als der, welcher seiner Länge eine Elle anzuflicken strebt.

Daß unsre Sinne der Täuschung unterworfen sind, und daß die Imagination oft sieht — was nicht ist, dieß können wir freylich nicht bezweifeln: aber eben so wenig kann man leugnen, daß unsre Vernunft nicht minder gebrechlich sey: und die Weltgeschichte lehrt uns ja, zu unsrer großen Demüthigung, daß die Vernunft viele Jahrtausende auf die Seite der Vielgötterey und der absurdesten Meynungen gar jämmerlich gehinkt habe.

Man kann eben so wenig gewisse wunderbare Facta des Alterthums durch Berufung auf ähnliche sichtbare und unstreitige Thatsachen aus unsern Tagen wahrscheinlich machen, als man aus den itzigen Räsonnemens der Philosophen die Albernheiten und Radoterien der Vorwelt als vernunftmäßig beweisen kann, ohne zugleich jeden Unsinn zu hoher Vernunft zu erhöhen.

Der gewisse Cardinal, welcher sagte: die neuen Wunder machen mir die alten verdächtig, hat weder scharf noch richtig genug gedacht; es wäre denn, daß ers von unerweißlichen Fabeln des Alterthums hat verstanden wissen wollen. Denn wenn unter den alten Wundern die Wunder Mosis, Elias, Elisa, Jesu und seiner Apostel gemeynt seyn sollen, so paßt der Grund, den er angiebt, nicht darauf. Sie beruhen auf ganz andrer Autorität, sind auch von ganz andrer Art, als die Mirakel der Gnadenbilder, des Don Inigo, St. Franz und Consorten, und jene lassen sich von diesen ganz sicher und klar unterscheiden.

Es ist kein sonderlicher Scharfsinn, wenn Rousseau in dem wechselweisen Beweise des göttlichen Ursprungs der Lehre Jesu durch Wunder, und der Göttlichkeit der Wunder durch die anders woher erkannte Wahrheit und Vortrefflichkeit der Lehre, einen fehlerhaften Zirkel zu bemerken glaubte. Denn wie beyderley Beweise mit und neben einander bestehen können, das muß jede Logik lehren, wenn dem Verfasser nicht logikalischer

Kopf

Kopf fehlte. Es folgt auch nicht, daß, wenn die Wahrheit und der Werth einer Lehre anders woher, das heist, unabhangig von Wundern, erkannt werden kann, es sodann der Wunder nicht bedürfe, weil alle Wahrheit von Gott kömmt. Denn was haben wir für Recht, die Weisheit und Herablassung Gottes zu menschlicher Schwachheit und Unachtsamkeit zu tadeln, wenn er Menschen, die zu unachtsam sind, um den innern Werth und die Vortrefflichkeit einer von ihm geoffenbarten Lehre zu prüfen und zu bemerken, durch Wunder aufmerksam macht, und die Boten seiner Lehre dadurch legitimiert und autorisiert? Gesetzt, für etliche Hundert denkende Köpfe wäre das Christenthum ohne Wunder annehmenswerth; sollen die Millionen schwacher Köpfe, die nur durch Wunder und Zeichen geweckt werden können, nicht werth seyn, daß Gott um ihretwillen ein Uebriges thue? Sollen wir dazu scheel sehen, daß Gott so gütig ist? Wenn die Lehre wahr und heilsam ist, so können die Wunder, die ihre Lehrer thun, und die diese für göttliche Wunder ausgeben, nicht falsch seyn: wenigstens müßte ihre Falschheit erst besonders erwiesen werden. Präsumieren kann man sie nicht. Und wenn denn beyde Dinge, Lehre und Wunder, aus den jedem eignen Gründen erwiesen ist: dann können sie auch, so wie zwey ehrliche Männer, ohne fehlerhaften Zirkel, einander wechselweise Zeugniß geben. Sollte es wohl zu erwarten seyn, daß ein Mann, der sich des göttlichen Ursprungs seiner Lehre und folglich seiner

gött-

göttlichen Sendung gewiß bewußt ist, zu ihrer Empfehlung falsche Wunder erdichten sollte? Oder, daß Gott einem Betrüger, der seine Träumereyen für göttliche Lehre ausgiebt, mit Wundern Vorschub thun sollte? Gesunde Vernunft muß beydes verneinen.

III.

Ein Beytrag
zu den Gründen wider Gespenster.

Der Glaube an Gespenster scheint in der alten sowohl als neuen Welt ziemlich allgemein gewesen zu seyn. Traditionen von Geistererscheinungen, Sagen von Nachtgeistern, Kobolden, Bergmännlein u. d. sind uralt, und finden sich bey sehr vielen und von einander entfernten Völkern.

Wäre die Menge der Anhänger einer Meynung, die Uebereinstimmung der Völker, ein Beweis für die Wahrheit der Meynung selbst, so wäre das Land der Seelen, die Realität der Magie, das Daseyn der Poltergeister, u. d. m. erwiesen.

Die Gözen von Kalikut, sagt Büffon, findet man in Selenginsk wieder. Ich sage: die bösen Geister der Burätten und Tungusen, findet man in den Magellanischen Ländern, am äussersten Ende von Südamerikas wieder.

wieder, wo die Wilden, dem Zeugniß der Reisebeschreiber zufolge, voll Furcht vor Nachtgeistern sind.

Zur Bestreitung eines so sehr verbreiteten Aberglaubens — einer Täuschung, die ihren subjektiven Grund in der menschlichen Natur, d. h. in unserer Furcht und Unwissenheit *) hat, können, dünkt mich, bey denen, die tiefen Nachdenkens fähig sind, auch folgende, bisher noch nicht genug entwickelte, Gründe dienen.

Nichts scheint unsicherer, und, wenn man so sagen darf, von der Wahrheit mehr verlassen zu seyn, als der — zufolge einer sehr natürlichen Illusion so gewöhnliche Schluß auf die Substantialität und Persönlichkeit der, in Träumen und nächtlichen Visionen, oder sonstigen besondern und ungewöhnlichen Zuständen des Menschen, erschienenen Gestalten.

Eine genaue Entwicklung der Gründe, worauf sich unser Verstand in seinem Urtheil über Wirklichkeit und Personalität, und über das den Erscheinungen, ausser dem wahrnehmenden Subjekt, zum Grunde liegende Reale, stützt, kann unstreitig zur Zernichtung jenes der Leichtglaubigkeit so geläufigen Schlusses sehr viel beytragen.

Es

*) Die Unwissenheit der Ursachen, die Ungewißheit der Erfolge, verbunden mit dem Gefühl unsrer Schwäche und Abhängigkeit von unbekannten Naturkräften, bringt die Furcht — Furcht und Unwissenheit zusammen, den Aberglauben, hervor.

Es kommt, dünkt mich, bey der Prüfung solcher vorgegebenen Erscheinungen, auf die Erörterung zweyer Fragen an: I. Hatte die Vision des Sehers ein wirkliches Objekt ausser ihm? — II. Kommt diesem Objekt, wenn es vorausgesezt werden kann, Persönlichkeit zu? —

Die Entscheidung der ersten Frage beruhet — vorausgesezt, daß kein menschlicher Betrug mit im Spiel ist, welches doch sehr oft der Fall war — auf der Kenntniß der Beschaffenheit der Sinnenwerkzeuge und des Verstandes, ja der ganzen innern Disposition dessen, der, wie er sagt, die Erscheinung gehabt hat.

Da uns diese genaue Kenntniß nothwendig fehlt — ich meyne die Kenntniß der Individualursachen, welche die Natur solcher Menschen abändern, und sie bis auf einen gewissen Grad der Natur aller übrigen nur auf alltägliche Art empfindenden Menschen unähnlich machen, — so bleibt vor's Erste die Vermuthung allemal begründet und rechtmäßig, daß der Grund solcher — von den Erfahrungen aller Menschen mehr oder minder abweichenden — Visionen viel mehr subjectiv, [in der individuellen Organisation des Sehers gegründet] als objectiv [in der Natur der von ihm wahrgenommenen Aussendinge gegründet] seyn müsse.

Waren die sinnlichen Werkzeuge des Sehers fehlerhaft — und es giebt Fehler, Abänderungen der innern Structur, die auch das schärfste Auge des Anato-

mikers nicht erblickt — hatte die Phantasie über die Empfindung das Uebergewicht, wie bey Träumenden und Fieberkranken, denen sich oft, mit allem Schein der äussern Wirklichkeit, Gestalten von Menschen, Thieren, u. d. darstellen — schwebte dem Geisterseher eine gewisse interessante Idee lange und lebhaft vor — erlangte, nach bekannten psychologischen Gesetzen, diese Idee die Klarheit und Stärke der wirklichen Empfindung, so war das Entstehen gewisser Selbsttäuschungen nothwendig; so mußte er — einer Verstimmung der innern Organe zufolge — Dinge sehen und hören, die er, in andern Umständen — oder jeder anderer an seinem Platze — weder gesehen noch gehört haben würden.

So bald also jemand Erscheinungen vorgiebt, welche dem, was den größten Theil der Menschen ihre Empfindung und gleichförmige Erfahrung lehrt, widersprechen, so erklärt man ihn für einen — Phantasten, oder — je, nachdem es fällt — für einen Inspirirten, für einen Seher der unsichtbaren Dinge, und Hörer unaussprechlicher Worte, wovon niemand nacherzählen kann.

In jenem Falle — wenn man ihn nemlich nur für einen Phantasten erklärt — unterstellt man mit Recht: daß eher einer oder der andere fehlerhafte Sinne, oder eine kranke, unordentlich wirkende Einbildungskraft habe, als, daß etwas mit der allgemei-

nen

nen Erfahrung streitendes, und vom gewöhnlichen Lauf der Natur abweichendes, geschehen sey.

Boerhaave und Weikard sagen: „Wenn sich etwas „Blut in's Hirn ergießt, so siehet man rothe Gespenster.“ —

Warum sollte man bey andern widernatürlichen Veränderungen im Zustande unserer Organe, und in der Beschaffenheit unserer Säfte, nicht auch Gespenster von andern Farben — blaue, grüne, gelbe, schwarze, Lilla, und boue de Paris — sehen können? —

Wollte z. B. jemand mit dem Vorgeben auftreten, er habe mit einer Person — von welcher alle Welt weiß, daß sie längst gestorben ist — sich unterredet, mit ihr sogar gegessen und getrunken*); so würde sein Zeugniß keinen Anspruch auf unsern Glauben und Beyfall machen können, weil es etwas voraussetzt, das der allgemeinen Erfahrung aller Länder und Zeiten widerspricht, nemlich: daß ein Todter wieder lebendig werden kann, oder daß Seelen, ohne ihren vorigen menschlichen Leib, uns doch als eben dieselben Personen, erscheinen, und von uns, als die Seelen unserer ehemaligen Freunde und Geliebten, erkannt werden können.

Es

*) Philostrat erzählt uns, daß Apollonius von Thyana nicht bloß das Talent gehabt, Todte wieder lebendig zu machen, sondern, daß er gar sich selbst vom Tode erweckt habe, welches das non plus ultra der Ungereimtheit ist.

Es ist viel natürlicher, zu denken: der Zeuge dieses Fakti habe die Unwahrheit gesagt, oder seine Phantasie habe ihn getäuschet, als anzunehmen: die von ihm erzählte ausserordentliche Begebenheit habe sich wirklich zugetragen.

Wir kommen nun zur Untersuchung der andern Frage: ob, wenn es ausgemacht ist, daß der Seher etwas wirkliches gesehen habe, diesem Etwas Persönlichkeit zukommt? — Mich dünkt, nur alsdann, wenn wir von einem uns bis dahin fremden Wesen, viele und mannigfaltige Handlungen, die ohne ein persönliches Subjekt nicht begriffen werden können, wahrgenommen, wenn wir jenes Wesen also nicht einmal, sondern mehrmal, und in mehr als Einer Situation, unter allerley Umständen, beobachtet, und eine solche Verknüpfung in der Reihe seiner, uns perceptibeln Handlungen bemerkt haben, welche uns nicht blos auf die Einheit, sondern auch auf die Verständigkeit des handelnden Subjekts, schließen läßt, können wir dessen Persönlichkeit sicher annehmen.

Dies fällt bey kurzen, transitorischen Erscheinungen weg, zumal da die meisten in einem Zustande zwischen Wachen und Schlafen wahrgenommen werden, worin man zu richtiger Beobachtung und Vergleichung nicht geschickt ist.

Personen, die wir in Träumen — und, guter Gott! wie mancher träumt mit offenen Augen! — und

in

in andern zur Beobachtung nicht geschickten Zuständen sehen, sind nur Scheinpersonen. Wer mit verschlossenen Augen siehet, der siehet mit der Phantasie — also gar kein reales Objekt, vielweniger eine Person.

Aber auch im wachenden Zustande, bey sonst gesunden Sinnen, wäre aus einer uns erscheinenden, einzelnen, vorübergehenden Handlung eines uns bis dahin fremden Wesens, auf dessen Persönlichkeit nicht sicher zu schliessen.

So wie die Ueberzeugung von unserer eigenen Persönlichkeit sich nicht auf einen einzelnen, isolirten, transitorischen Akt gründet, der mit nichts vorhergehendem oder nachfolgendem verknüpft wäre, sondern, vielmehr auf der Wahrnehmung vieler fortgesetzten, oder mit einander verbundenen Handlungen des Ich beruhet, welches sich, als Subjekt dieser Handlungen, in verschiedenen Zeitperioden, als eins und eben dasselbe denkt: so resultirt auch unsere Ueberzeugung von der Persönlichkeit anderer Subjekte, die wir handeln sehen nicht aus einer einzelnen unverbundenen Wahrnehmung, sondern aus der Beachtung mehrerer, gleichförmiger, unter sich connexer Handlungen, welche uns von Ueberlegung und Willkühr zu zeugen scheinen.

Die Reihe dieser Wahrnehmungen darf so groß nicht seyn, wenn sich durch das Zeugniß der Sinne — sonderlich des Gefühls — sogleich ergiebt, daß das Subjekt], welches ich handeln sehe, einen wahren,

 d. h.

d. h. soliden, fühlbaren menschlichen Leib hat, den ich Handlungen, den meinigen ähnlich, ausüben sehe. Von der Aehnlichkeit der Wirkung schließe ich dann auf die Aehnlichkeit der Ursache, und setze mit Recht voraus, daß die Handlungen dieses — nicht blos menschenähnlichen, sondern menschlichen — Wesens, von einer der meinigen ähnlichen, Seele herrühren.

Aber so schließen kann man doch nicht, wenn das, was man wahrgenommen zu haben glaubt, weder Mensch ist, noch sonst in die Klasse der uns bekannten, beseelten, d. h. animalischen Wesen gehört.

Wir können etwas gesehen haben, aber flüchtig, und die Zeit war zur genauen Beobachtung zu kurz. Uns fiel an der Aeusserung des Subjekts, an der Art, wie es sich unsern Sinnen in dem Augenblick darstellte, gerade das am stärksten auf, was mit menschlicher Art zu handeln einige Analogie hatte. Die übrigen Seiten des Objekts blieben unbeachtet.

So lange wir also hier des Aufschlusses entbehren müssen, den nur fortgesezte, oft wiederhohlte, allzeit das nehmliche Resultat liefernde Beobachtungen eben desselben Objekts, geben können, so müßten wir immer noch den Fall für möglich halten, daß irgend ein uns unbekannter Gegenstand in der Natur sich im Verhältnis zu unsern Sinnen auf eine solche Art geäussert habe, die — für den Beobachter, in der Lage worin er sich damals befand, mit persönlicher Handlung Aehn-

lichkeit

lichkeit hatte, ohne darum Effekt einer Person zu seyn.

Ich schließe diesen Aufsaz mit einer Stelle des Grafen von Büffon: „Jedesmal, wenn man sich des „Nachts an unbekannten Oertern findet, wo man von „der Distanz nicht richtig urtheilen kann, und wo sich „die Form der Dinge, des Dunkels wegen, nicht erkennen läßt, ist man jeden Augenblick in Gefahr, „im Punkt der Urtheile über die Gegenstände, die sich „darstellen, in Irrthum zu fallen. Daher die geheime Furcht, welche die Schatten der Nacht fast allen „Menschen einflössen. Hierauf gründet sich die Apparenz der Gespenster, und der gigantischen Figuren, „welche so viel Leute gesehen haben wollen. Man antwortet ihnen insgemein, daß diese Gestalt nur in ihrer Einbildungskraft wären. Aber wirklich könnten „sie doch in ihren Augen seyn. Es ist sehr möglich, „daß sie gesehen haben, was sie gesehen zu haben bezeugen. Denn so oft man von einem Objekt nur nach „dem Winkel urtheilen kann, den es im Auge bildet, „muß dieses unbekannte Objekt nothwendig sich in eben „dem Maaße vergrößern, worin es uns näher ist, und „wenn es dem Zuschauer, der weder erkennen kann, „was er siehet, noch beurtheilen, in welcher Distanz „er es siehet, einige Fuß hoch geschienen hat, als er „zwanzig oder dreyßig Schritte davon war, so muß es „ihm mehrere Klafter hoch scheinen, wenn er nur noch

„wenige Fuß davon entfernt ist. Dies muß ihn stau-
„nen machen und erschrecken, bis er das Objekt berüh-
„ren, und erkennen kann, was es ist. Denn in dem
„Augenblick, da er es erkennet, wird ihm das giganti-
„sche Objekt plözlich kleiner werden, und ihm nur mit
„seiner reellen Größe erscheinen. Wenn man aber
„aus Furcht fliehet, oder sich nicht zu nähern wagt,
„so ist es gewiß, daß man von dem Objekt keine an-
„dere Idee haben wird, als sein Bild in unserm Auge,
„und daß man wirklich eine gigantische, durch Größe
„und Form schreckliche, Gestalt gesehen hat. Das
„Vorurtheil von Gespenstern ist also in der Natur
„gegründet, und diese Apparenzen hängen nicht bloß,
„wie einige Philosophen glauben, von der Imagina-
„tion ab *).“

v. N.

*) Aus dieser Stelle des Grafen von Büffon erhellet, daß uns Menschen, Thiere, Bäume, Sträucher, Schatten, und andere bekannte Objekte, in der Dämmerung, und des Nachts, Gespenster zu seyn scheinen können. Man siehet in der Dämmerung einen Schatten, der sich zu bewegen scheint, und von einem natürlichen Körper verursacht wird. Diesem Schatten schreibt man eine **willkührliche** progressive Bewegung, also eine Seele zu. So wird, was in der That nur Schatten ist, in unserer Vorstellung zu einem beseelten **Körper**.

IV.

IV.

Fortsetzung der Briefe eines Reisenden aus Berlin.

3.

Berlin Jänner — 1786.

Ich wohnte gestern einem Feste bey, das mich in ein solches Entzücken versetzte, daß ich es kaum erwarten konnte, Ihnen, mein Freund, Nachricht davon zu geben. Oft schon bin ich Zeuge von Feyerlichkeiten gewesen, die man an Geburtstagen von Königen und Fürsten gab; habe Aufzüge, Illuminazionen, und kurz alles das gesehen, was man bey solchen Gelegenheiten Freudensbezeugungen zu nennen pflegt: immer aber schienen mir diese Dinge nur bloße Etikette zu seyn, und ich weiß mich nicht zu erinnern, daß sie mir je so wahrhaft vorgekommen wären, so deutlich alle Entfernung von Heucheley gezeigt hätten, als die es thaten, die ich am Geburtstage des großen Friedrichs in Berlin sahe.

Er hatte sich gleich zu Anfange seiner Regierung, durch die Geschwindigkeit und kühne Entschlossenheit, mit der er seine Staaten um ein Beträchtliches vergrößerte, die Bewunderung aller seiner Unterthanen und durch die vortreflichen Einrichtungen, die er in den=

denselben während der ruhigen Jahre von 1746 bis 1756 machte, auch ihre Liebe erworben. Beyde Empfindungen waren bey ihnen im siebenjährigen Kriege aufs höchste gestiegen, als die glorreichen Thaten des Königs seinen Ruhm in der ganzen Welt ausbreiteten, und die häufigen Gefahren, denen seine Person während desselben ausgesezt war, seinem Volke hinlänglich zeigten, daß er es höher als sein Leben schätze. Von dieser Zeit schreibt sich auch die Feyerlichkeit her von der ich jezt spreche, die an sich Nichts ist, dem Könige aber, dem zu Ehren sie zuerst angestellt wurde, mehr schmeicheln muß, als alle die Lobreden, die am 24sten Jänner in verschiednen Oertern seiner Staaten, von gelehrten Versammlungen auf ihn gehalten werden. Man hat nämlich hier in Berlin verschiedne Gesellschaften errichtet, die das ganze Jahr hindurch nur blos an diesem einzigen Tage zusammenkommen, um sich über die Erhaltung ihres Monarchen zu freuen. Diese Gesellschaften sind mehr oder weniger zahlreich; die, zu der ich eingeladen war, bestand aus hundert Mitgliedern, ohne die Frauenzimmer und die Fremden zu rechnen, die jedes Mitglied mitbringen darf, und deren Zahl unbestimmt ist. Man kam um fünf Uhr zusammen und gieng, nachdem man zahlreich genug war, in einen großen Saal, in dem ein, auf einige hingesetzte Stufen gestellter und behangner Tisch, gerade unter dem Porträt des Königs in Lebensgröße, das an der Wand hieng, eine Art von Altar vorstellte, auf dem

in

in zwey aufrecht gesezten Herzen eine Spiritusflamme loderte. Um diesen Apparat sezte sich das Frauenzimmer in einen großen Kreis herum, die Mannspersonen stellten sich hinter dasselbe, und nun hub man allgemein und von Musik geleitet, nach der Melodie des Morgensangs im Tod Abels, ein Chor zu singen an, zu dem der blos auf diese Gelegenheit verfertigte Text zuvor gedruckt unter die Anwesenden war vertheilt worden. Nach Endigung des Chors trat einer aus der Gesellschaft an den Altar hin, und hielt eine kurze von ihm selbst aufgesetzte Rede. Man beschloß endlich diese erste Feyerlichkeit mit einem zweyten Chor, worauf sich alles zum Tanz anschickte. An diesem Tage ist es ausdrückliches Gesez mit Menuets anzufangen und sie eine ziemliche Zeit lang fortzutanzen, damit alle die alten Damen, von denen viele schon bey Errichtung der Gesellschaft Mitglieder wurden, Gelegenheit haben, das Fest auch durch Tanzen zu feyern. Um 9 Uhr setzten wir uns an eine Tafel, die besser besezt war als bey ähnlichen Gelegenheiten sonst in Berlin zu geschehen pflegt; wurden auch hier mit Musik und Gesang unterhalten; tanzten sodann aufs Neue, und beschlossen nach Mitternacht die ganze Lustbarkeit mit einer feyerlichen Prozession. — Alles was wir thaten hab' ich Ihnen leicht beschreiben können; die Heiterkeit aber, die große Freude, die unter dieser starken Gesellschaft allgemein herrschten, die Rührung die sich bey Vielen sichtlich zeigte, die Begierde die ein jeder hatte, den

Uebrigen zu beweisen daß er nicht weniger als sie das allgemeine Glück empfinde, nicht weniger Antheil dran nehme, diese Begierde, die an sich schon alles belebte, Jedem der sie nicht gehabt hätte, Fröhlichkeit mitgetheilt haben würde, und unter den Anwesenden eine Art von Nacheifrung erweckte — die kann ich Ihnen nicht beschreiben, die müssen Sie sich selbst denken, und dazu alles zusammen nehmen, was Sie je von Freude und Fröhlichkeit in großen Gesellschaften gesehn haben, in denen beyde sonst so selten sind. Denken Sie sich auch zugleich was ich empfand, wie sehr mein Herz erhoben wurde, wie innigen Antheil ich an einem Glücke nahm, das mich nicht mit betrift. Aller Empfindungen schienen sich an dem Abende darinn n zu vereinigen, der Gegenstand des ganzen Fests war auch fast der einzige Gegenstand der Unterhaltung; man sprach nur vom Könige, von seinen großen Eigenschaften, erzählte sich neuere Beyspiele seiner Gerechtigkeit, seiner väterlichen Sorgfalt für seine Unterthanen: die Armen wurden dabey nicht vergessen.

Einen solchen Enthusiasmus kann nur ein König erwecken, der von so vielen Seiten die Probe aushält, in so vielen Hinsichten groß ist, als Friedrich. Ein Monarch, der, verhältnißmäßig gegen andre Fürsten, mit sehr wenig Mitteln die größten Plane ausführt; seine ihm weit überlegenen Feinde demüthigt, und sie einmal nöthigt auf ihre Kosten seine Staaten vergrös-

sern,

fern, ein andeemal, ihn in dem ruhigen Besitze derselben zu lassen; der, ohne an andern Höfen gewesen zu seyn, doch diese Höfe, ihre Art zu handeln, ihre Triebräder genau kennt; mit dem schärfsten Auge ihre geheimsten Absichten durchdringt; mit der feinsten Politik sich in alle ihre Staatsangelegenheiten umsieht, und dadurch das Gleichgewicht in Europa aufrecht erhält; der bey alle diesen weitläufigen Geschäften und Sorgen sein Volk nicht nur nicht vergißt, seine Regierung nicht etwa seinen Ministern überläßt, sondern selbst alles leitet, auf die Beglückung desselben steten Bedacht nimmt, die weisesten Einrichtungen macht, jedermann ohne Umschweif vor sich läßt, die strengste Gerechtigkeit ohne Ansehn der Person ausübt, die Vornehmen menschlich zu seyn lehrt, indem er ihnen seine Verachtung zufälliger Vorzüge bezeugt, und die Unglücklichen mit der thätigsten Hülfe, selbst mit den größten Geldsummen unterstützt — ein solcher Monarch muß nothwendig die allgemeine Liebe seiner Unterthanen erhalten, muß selbst da, wo das Wohl des Ganzen ein kleines Opfer fordert, den Privateigennutz zum Schweigen bringen. Und überhaupt genommen, muß man den Berlinern darüber Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn sich auch gleich zuweilen hier und da eine Klage über Beschränktheit und Mangel an Freyheit hören läßt. Der König ist augenscheinlich für das System der Physiokraten eingenommen, und er setzt nicht mit Unrecht den Reichthum seiner Staaten in einem guten Anbau des Landes und

in

in den Wohlstand seiner Bauern. Er thut alles um diesen aufzuhelfen, unterstützt sie mit Freyheiten und mit baaren Gelde, und noch nie haben sie sich so wohl befunden als unter seiner Regierung. Fabriken hat er blos darum errichtet damit seine Unterthanen nicht von Ausländern abhängig seyn sollen, an Beförderung der Handlung hat er dabey gar nicht gedacht; es war keinesweges seine Absicht daß Fremde dergleichen Waaren in seinem Lande holen sollten. Die Monopolien gab er nicht um die einzelnen Personen die sie erhielten, zu bereichern; sondern um es seinen Unterthanen an den fremden Produkten, die nun leider einmal Bedürfniß geworden sind, nicht fehlen zu lassen, und um sie ihnen dadurch wohlfeiler zu verschaffen, daß er den Monopolisten in einem Lande, worin nun einmal keine Handelsfreyheit existiren sollte, Vortheile gestattete, die er einzelnen Krämern ohne Nachtheil des Ganzen unmöglich geben konnte. Sie wissen, mein Freund, wie sehr ich sonst gegen alle Monopole bin: darum aber verkenn' ich die Fälle nicht, in denen sie gleichwohl rathsam, oft sogar, wenigstens auf einige Zeit, weise seyn können. Die Länder, die wenig Produkte haben, und nicht viel eigne zum Tausch gegen fremde liefern, sind andern Gesetzen unterworfen, als die, in denen das umgekehrt ist, oder die eine uneingeschränkte Seehandlung treiben können. Ein beliebter Schriftsteller, der Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen über Teutschland, hat schon gezeigt, wie einfach aber doch wie künstlich

lich das System des Königs von Preußen, und wie nothwendig jeder kleine Theil desselben zur Erhaltung des Ganzen sey. Sein Nachfolger wird das Reich in einer von derjenigen ganz verschiedenen Lage finden, worin Er es antraf als er die Regierung übernahm, und vielleicht kann es dann weise seyn, hier und da eine Einrichtung zu verändern, die der Vorfahr machen mu=ste, wenn er nicht unweise handeln wollte. Nur ein einziges Beyspiel aus der hiesigen Landesverfassung er=lauben Sie mir Ihnen zum Beweis zu geben, wie sehr die Umstände eine Verordnung nothwendig machen können, die durchaus zu tadeln seyn würde, wenn sie länger als eine gewisse Periode zu dauern bestimmt wäre.

Man macht in allen Reisebeschreibungen, die auch mit von Berlin handeln, so viel Aufsehens von der Theurung des Brennholzes in dieser Stadt, und alle Feemde die hinkommen, beklagen sich so laut darüber, daß man glauben sollte, man müss' es hier theurer als irgendwo in der Welt bezahlen. Hauptsächlich kommt dieses Geschrey von den Gastwirthen her, als von den=jenigen Leuten, mit denen die mehresten Fremden über solche Gegenstände allein reden, und die freylich ihre gute Rechnung dabey finden, so eine Meynung zu un=terhalten, weil es dadurch weniger auffallend wird, wenn sie den Reisenden viel für Feurung anrechnen, das denn auch nach einem wirklich unverzeihlichen

Maaß=

Maaßstabe geschieht. Allein die Berliner selbst beschweren sich ebenfalls darüber; sie sagen, wir können wohlfeiles Brennholz verlangen, da wir ringsum mit Waldung umgeben sind, und darin haben sie Recht. Nur müssen sie deswegen nicht auf eine Einrichtung schmähen, die die Klugheit erforderte, als sie gemacht wurde; um so weniger, da sie noch immer weit besser als die Bewohner andrer Städte Teutschlands dran sind: denn ein Haufen Holz, welches das Maaß ist nach dem man hier mißt, [macht ungefähr so viel als fünf Sächsische Klaftern aus, und der Preiß eines solchen Haufens ist während dieser Einrichtung, selbst mitten im Winter, nie über achtzehn höchstens zwanzig Thaler gestiegen, und jezt kostet er gar nur sechzehn Thaler acht Groschen. Die ganze Sache verhält sich so. Vormals war der Holzhandel zu allen Zeiten völlig frey gewesen, jeder Bauer durfte Holz schlagen, wo und wie viel er wollte, es nach der Stadt bringen und da verkaufen. Reiche Leute, die einen ganzen Haufen auf einmal bezahlen konnten, befanden sich wohl dabey; die kauften es von den Bauern selbst und erhieltens allerdings wohlfeil. Desto schlimmer aber kam der Arme dabey zurechte; denn da die Bauern bald wieder aus der Stadt hinaus mußten, und sich auf kleinere Parthien nicht einlassen konnten: so fanden sich Leute, die ihnen den Ueberrest abnahmen, und diesen nun einzeln den Armen zu ausserordentlichen Preisen verkauften, die also ihr Holz drey auch vierfach theurer

als

als die Reichen bezahlen mußten. Im siebenjährigen Kriege war dieser Mißbrauch aufs höchste gestiegen, und eine Menge schlechter Kerls ernährten sich blos durch diesen schädlichen Handel. Als daher der König nach Berlin zurückkam, und von dieser Unordnung benachrichtiget wurde, sann er auf Mittel dem Uebel abzuhelfen. Er fand das beste vor der Hand darinnen, den ganzen Handel mit dem Brennholze einer Gesellschaft zu übergeben, die sich anheischig machen muste, die nöthige Quantität anzuschaffen, und sie überall in kleinen und großen Parthien zu Einem Preise zu verkaufen. Freylich entstand daraus ein Monopol, und der Bemittelte muste sein Holz etwas theurer bezahlen; aber dafür erhielt es der Arme weit wohlfeiler als bis dahin. Jedermann erkannte die Nothwendigkeit der Anstalt, und alles seegnete den Monarchen. Er versprach damals zwar, daß sie nur einige Jahre bestehen sollte, bis alles wieder in Ordnung seyn würde, und daß man nachher auf Veränderung und noch mehrere Erleichterung denken würde: das ist aber unterblieben, und die Monopolisten haben es sich freylich zu Nutze gemacht, und den Preis immer unvermerkt erhöht. Die Klagen sind aber zu allgemein geworden, es haben sich auch noch andre Mißbräuche mit eingeschlichen, unter denen die Wälder selbst litten, indem sich die Gesellschaft mit den Förstern verstand, die daher nicht darauf achteten, an welchen Orten das Holz geschlagen wurde, und es da wegnehmen ließen, wo der Weg zum Fort-

fahren

fahren am kürzesten war, und man spricht jezt schon davon, daß die Oktroy ganz aufgehoben werden soll, und daß der König den Handel selbst übernehmen will.

4.

Berlin — Jänner 1786.

Eine der nützlichsten Stiftungen des jetzigen Königs ist unstreitig die des Cadettenhauses. Von einem Feldherrn, wie er, waren die besten Anstalten zur militärischen Erziehung zu erwarten, und man findet sie auch hier. Es ist dafür gesorgt, daß die jungen Leute in allem was einem Soldaten zu wissen nöthig ist unterrichtet werden, und man hat daher Lehrer für die untersten mathematischen Wissenschaften sowohl als für die höhern angestellt. Da die jungen Leute von verschiednem Alter und verschiednen Fähigkeiten sind, so werden sie in Klassen abgetheilt, und jede davon erhält den Unterricht der ihren Kräften angemessen ist. Für jede Wissenschaft ist ein besondrer Saal bestimmt: in dem, wo die Fortifikazion gelehrt wird, befindet sich ein vollkommnes, sehr künstlich verfertigtes Modell einer Festung nach Vauban's Angabe, das vierhundert Thaler gekostet hat. — Unter dreyzehn Jahren nimmt man Niemand auf; wünschten Eltern ihre Kinder noch vor diesem Alter aus ihrem Hause zu bringen, so weiset man ihnen niedere militärische Schulen an, dergleichen es noch einige im Lande giebt. Man

ver-

versagt aber auch Leuten von 17 bis 18 Jahren den Eintritt, sie müßten denn schon durch Privatunterricht geschickt geworden seyn, gleich dem Unterricht in den höhern Klassen beywohnen zu können. Die aber, die einmal angenommen sind, werden nun in allem ganz frey unterhalten, und bleiben so lange in dem Institut bis sie in der Armee angestellt werden können. Monatlich wird dem Könige eine Liste von dem Verhalten und den Fähigkeiten der jungen Leute übersandt, und wen er nach derselben tüchtig findet, den giebt er zu irgend einem Regimente ab. Wenn Eltern die Verfügung über ihre Kinder gern für sich behalten wollen, so bezahlen sie eine kleine Pension von 120 Thalern für Wohnung, Kleidung und Nahrung; dann steht es ihnen frey ihre Söhne wieder aus dem Institute heraus zu nehmen wann sie wollen; denn die jungen Leute die ganz umsonst darinnen sind, bleiben lediglich der Verfügung des Königs über sie unterworfen. Uebrigens aber werden jene darum nicht besser gehalten als diese, sie müssen sich alles gefallen lassen was diesen auferlegt wird und der Sohn des reichsten Mannes im Lande wird von dem ärmsten Edelmann durch gar nichts ausgezeichnet. Man gestattet den Eintritt Niemanden der nicht von Adel ist, ja selbst den unehelichen Kindern der Edelleute wird er versagt. Auch ist das Institut blos Eingebohrnen offen, Ausländer werden zwar manchmal aufgenommen, doch darf es nicht ohne einen besondern Befehl vom Könige geschehen. Das Haus

 zeigt

zeigt zwar nicht so viel Pracht als die Ecole militaire zu Paris, ist aber doch vollkommen seinem Zwecke gemäß gebaut, und die Wohnungen der Lehrer sind weit bequemer als man sie in andern solchen Gebäuden gewöhnlich findet. Ueberhaupt ist der Platz sehr groß, und man muß sich daher wundern daß gleichwohl 4 auch 5 Personen allemal in einem sehr kleinen Zimmer beysammen schlafen, und daß durchgängig so wenig für die Reinlichkeit gethan ist. Gegenwärtig befinden sich 236 Eleven hier. Sonderbar ist, daß der König durchaus nicht will, daß der Gehalt der Lehrer bekannt werde: es ist ihnen aufs strengste verboten, ihn Jemanden auch nur im Vertrauen zu sagen.

Wenn man sich hier nach den Zeughause erkundigt, so hört man gewöhnlich nicht viel daraus machen, und erhält den Rath es lieber nicht zu sehen, weil es sich nicht der Mühe und des Trinkgelds verlohne und man weiter nichts als eine Menge Waffen anträf. Ich halte es aber allerdings für interessant, einen der beträchtlichsten Waffenvorräthe des Königs zu sehen, dessen Armee auf dem besten Fuße unter allen Armeen in der Welt steht; und dann hat man zugleich den Vortheil, aus der Größe des hiesigen Vorraths auf die Richtigkeit der Angaben derselben in andern Ländern zu schließen. Wenn man hier sieht, welchen Raum blos kleine Gewehre für 150,000 Mann einnehmen, so wird man wohl anfangen zu zweifeln, ob die Summen die man

in den Zeughäusern andrer Mächte nennen hörte, richtig waren; wenigstens gieng mirs so. Das ganze erste Stockwerk des ungeheuern Gebäudes besteht aus vier großen, breiten Sälen, in denen die Gewehre für die eben genannte Anzahl Soldaten in der besten Ordnung, und nach einer Einrichtung die den Raum sehr erspart, aufbewahrt werden. Man findet hier keine künstlichen Waffen, die nicht zu brauchen sind, keine Zierrathen an den Wänden, wie an so vielen andern Orten; sonst waren auch hier dergleichen, der jetzige König hat sie aber alle wegnehmen lassen. Blos einige, in dem letzten kleinen Kriege von 1778 erbeutete Fahnen, sind außer den Gewehren hier aufgestellt. Da die Säle bey ihrer großen Länge doch auch sehr breit sind, so wird die Decke in der Mitte durch dicke freystehende Pilaster unterstüzt, und man muß es nothwendig fühlen, daß das Ganze ein großes majestätisches Ansehn hat. Unter die Gestelle auf denen die Flinten ruhen, werden die Patronen ganz dicht neben einander gesetzt. Die gemeinen Artilleristen müssen in müßigen Stunden das Papier dazu brechen und die Kugeln hineinstecken, das Pulver aber wird nicht drauf gethan und die Patrone bleibt offen. Ist es nöthig sie zu füllen, so geschieht das auf eine sehr leichte und geschwinde Art. Man nimmt einen großen Kasten in dem eine Menge solcher ofner Patronen neben einander stehen, und schüttet dann das Pulver drüber her, bis alle voll sind, Der Unteroffizier, der mich

herumführte, versicherte mir, daß auf vier Millionen solcher ofnen Patronen da fertig stünden, und das ist auch sehr glaublich. Am mehresten muß ich mich darüber wundern daß sich die Sparsamkeit des Königs auch hier zeigt. Es sind so wenig Leute bey dem Zeughause angestellt, daß diese mit dem Putzen nicht fertig werden können; man verwahrt daher die Gewehre blos vor dem Roste, läßt aber den Staub drauf liegen, so daß man hier über die große Sauberkeit eben nicht erstaunen darf, die man sonst in Zeughäusern antrift. Soll man daraus etwa folgern können, daß andre Mächte die ihrigen nur zum Staate haben? — Das Erdgeschoß, das eben den Raum hat wie das erste Stockwerk, ist ganz mit Kanonen angefüllt, die in jeder der vier Seiten des Gebäudes in vier Reihen neben einander stehen, und blos einen Raum zum Gange zwischen sich lassen. Man findet einige erbeutete darunter, sie stehen aber nicht zum Putze da, sondern werden wie die übrigen gebraucht. Die meisten sind unter dem jetzigen Könige gegossen worden, und führen das kurze aber passende Motto: ultima ratio regis. Hier sieht man auch an einem Orte, wo sonst nichts im Wege steht, eine Statue des ersten Königs in Preußen. Diese Bildsäule war sonst irgendwo in der Stadt aufgerichtet, wurde aber, ich weiß nicht aus welcher Ursache, vielleicht eines Baues wegen, weggenommen und einstweilen hierher gebracht, bis man ihr einen andern schicklichen Ort würde anweisen können. In

ihrer

ihrer Gesellschaft sind die vier Statuen, die sich am Fußgestelle befanden, ebenfalls hergeschaft und an die Wand gelehnt worden. Vor einigen Jahren kam der König ins Zeughauß, und als er vor dieser Bildsäule seines Großvaters vorbeygieng, nahm er den Huth ab, hielt sich aber weiter nicht auf. — Man kann sich wohl vorstellen, daß der Vorrath im hiesigen Zeughause, nicht der einzige des Königs ist; es befinden sich noch drey andre eben so große an verschiedenen Orten seiner Staaten. Gleich hinter dem Zeughause ist die Stückgießerey, in die aber kein Fremder Zutritt haben kann; selbst die preußischen Offiziere dürfen sie, ohne besondre Erlaubniß dazu zu haben, nicht sehen.

Von dem Aeußerlichen des königlichen Schlosses hab' ich Ihnen schon in einem meiner vorigen Briefe meine Meynung gesagt; nun hören sie auch ein Wort von dem Innern, wenigstens von dem Theile der gezeigt wird. Das sind die Wohnzimmer des Königs, die Gemähldegallerie und einige große Säle. Ausser dem wird auch noch besonders durch den Hofrath Stosch ein Kabinet von allerhand Raritäten gezeigt; wenn Sie aber je nach Berlin kommen, so ersparen Sie dem Hofrath diese Mühe und sich einen Dukaten, denn Sie finden gar nichts vorzüglich Merkwürdiges darinnen, Sie müßten denn noch keinen Bernstein gesehen haben, den man hier in großer Menge und unter allen möglichen Formen antrift. Die Königin und der Kron-

prinz wohnen auch in diesem Schlosse, man kann aber ihre Zimmer nicht sehen. Die des Königs gehen nach der Spree und nach dem freyen Platze heraus, der zur langen Brücke führt. Aus dem Ercker in der Ecke hat man eine vortrefliche Aussicht auf diese Brücke und die schöne Statue des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, zu Pferde, die darauf steht und das größte Meisterstück von der Art in Berlin ist. Die Zimmer haben ausser ihre Grösse nichts Palastmäsiges und lassen leicht errathen, daß der König sich nie lange da aufgehalten hat. Man findet lauter alte Tapeten darinnen, alles sieht schwarz und unordentlich aus, und selbst im Audienzsaale sind die Ueberzüge der Stühle zerrissen. In einigen dieser Zimmer sieht man ungeheuer große Tische, Spiegelrahmen und Wandleuchter von Silber, und der sogenannte Rittersaal ist ganz damit angefüllt. In diesem steht ein Canapee von Silber, und ein sehr grosser Schenktisch wie ihn die alten teutschen Trinker brauchten, an dem alle Gefässe von Silber und vergoldet sind. Die Arbeit an diesen Sachen ist oft sehr plump und nicht zu bewundern, man kann aber die niedliche Anordnung der Geschirre des Schenktisches nicht anders als mit Vergnügen sehen. Der Kronleuchter und Geridons von Silber, die man überall in Menge sieht, will ich gar nicht gedencken. Diese Schätze würden von den Russen wohl etwas vermindert worden seyn, wenn sie sie gefunden hätten, da sie in Berlin eingerückt waren; man hatte aber

zum

zum Glück die Vorsicht gebraucht, sie gleich zu Anfang des Kriegs alle nach Magdeburg zu schaffen. Die Gemähldegallerie enthält Stücke von sehr verschiednem Werthe; neben den schönsten Sachen sieht man auch die mittelmäsigsten, und die schönen würden wahrscheinlich gar nicht da seyn, wenn der König nicht einen eignen Geschmack in Mahlereyen hätte. Er kann nämlich Fruchtstücke, Bataillen, Märtyrergeschichten und andere Gemählde, die gräßliche, unmenschliche Handlungen und Begebenheiten vorstellen, nicht leiden; er hat daher seine Gallerie in Potsdam mit lauter angenehmen Gegenständen angefüllt, und die besten Sachen in der Art aus der hiesigen genommen, Vorstellungen aber von jener Gatrung hier gelassen; und das hat dieser Gallerie noch viele schöne Stücke und unter andern einige vortrefliche, grosse van Dycks erhalten. Man kann es aber nicht ohne Bedauern mit ansehen, wie wenig Ordnung und Aufsicht da ist. Nichts wird gereinigt oder gekehrt, die Fenster sind in vielen Jahren nicht abgewaschen worden, und an vielen Otten fehlen die Gläser darinnen. Bey dem jetzigen nassen Winter dringt die Feuchtigkeit überall ein und verderbt vollends alles. An den Thür- und Fenster-Gewänden tropft das Wasser herunter, und bildet auf dem Boden eine gerade Linie, wie unter einem Wetterdache; die herrlichsten, größten Spiegel sind schon ganz unscheinbar geworden, und die Gemählde werden gänzlich davon zu Grunde gerichtet: wenn man mit einem Tuche

über sie wegfährt, so wischt man eine ganze Fluth Wasser ab. Es ist ewig Schade, daß blos durch Mangel an guten Anstalten so viele schöne Werke vernichtet werden sollen. — An der Ecke des Schlosses die nach dem grossen Platze, der die Schloßfreyheit heißt, und nach dem Mühlendamme zusteht, liegt der Schatz des Königs in großen Gewölbern unter der Erde, und an diesem Theile stehen die Schildwachen doppelt.

Die Bibliotheck, die ich in meinem ersten Briefe an Sie aus Berlin für ein Gebäude von wenig gutem Geschmack erklärte, nimmt sich von Innen besser aus, und gefällt da durch die edle Einfalt die ihr von Aussen abgeht. Sie besitzt schon jetzt einen ansehnlichen Vorrath von Büchern und darunter viele wichtige Werke. Sie wird auch beständig vermehrt, aber blos durch die Freygebigkeit des Königs, denn einen eignen Fonds hat sie nicht. Alle Jahre macht er ihr ein Geschenk, das sich im vorigen auf 15000 Thaler belief, und dann wählt man nützliche Werke die ihr fehlen. Ihre Einrichtung ist sehr gut, und ihr Gebrauch steht dem Publikum täglich zu gewissen Stunden frey. Doktor Biester, der sich neuerlich durch seine tapfre Bestreitung des menschlichen Unsinns berühmt gemacht hat, ist Bibliothekar.

V.

Sendschreiben der Exegetischen und Philantropischen Gesellschaft zu Stockholm an die Gesellschaft der vereinigten Freunde zu Straßburg,

über die einzige genügliche Erklärung der Phänomene des thierischen Magnetismus und Somnambulismus, aus den wahren Principien, die sich auf Erkenntnis des Schöpfers, des Menschen und der Natur gründen, hergeleitet und durch Erfahrungen bestättigt. Stockholm, aus der Königl. Druckerey. 1787.

Diese Druckschrift, welcher eine Zueignungsschrift in Schwedischer Sprache an des Königs Majestät auf einem halben Bogen beygefügt ist, beträgt, nebst einigen Noten und lateinischen Auszügen aus Swedenborgs Schriften, dritthalb Bogen in 8. mit sehr kleinen Lettern abgedrukt, und ist mir vor einigen Tagen, unter dem großen Signet der obbenannten Gesellschaft mit einem Schreiben vom 2ten Septemb. zugekommen, worin ich ersucht werde, dieses in französischer Sprache abgefaßte Impressum, wofern ich seinen Inhalt gut heiße, in hiesigen Gegenden durch Nachdrucken, Ueber-

 setzung,

setzung, oder Einrückung in periodische Schriften möglichst auszubreiten.

Nun bin ich aber weit entfernt, den Inhalt dieser Broschüre gut zu heissen, und wiewohl ich glauben will, daß die Exegetiska och Philanthropiska Salskapet mich in diesem Falle aller weitern Bemühung gerne überhoben hätte, so hat mir die Sache doch erheblich genug geschienen, um zu Bekanntmachung dieser neuen und erstaunlichen Beylage zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes mein möglichstes beyzutragen; und ich habe mich daher die Mühe nicht verdrießen lassen, sie eigenhändig zu übersetzen, und mit einigen Anmerkungen zu begleiten, die mir zu desto besserer Verständnis und Beurtheilung derselben hie und da dienlich schienen.

Die Grundsätze dieser Herren, oder das was sie die wahre Theorie von Gott, dem Menschen und der Natur nennen, an sich selbst, sind nichts weniger als neu, und gehören eigentlich, da sie theils aus einer mystischen und theosophischen Auslegung der Heil. Schrift, theils aus neuern vorgeblichen Offenbarungen, Erscheinungen, Gesichten, Unterredungen mit Geistern, und andern dergleichen geistlichen Erfahrungen, geschöpft sind, in die Gerichtbarkeit der Theologie, die ihr Urtheil schon längst ausgesprochen hat. Einen Menschen, der seine Erkentnis auf Träume, Visionen und Umgang mit Engeln und Verstorbenen gründet, widerlegen oder nur in gelassene Untersuchung sich einlassen zu wollen, hat schon beym ersten Anblik etwas widersinnisches: Es ist nicht um ein Haar vernünftiger, als wenn man einem Ehrenmanne, der sich für den Delphischen Apollo hielte, und alle Morgen den Königen der Erde seine Orakel als Verhaltungsbefehle zuschickte, aus

aus historischen und statistischen Gründen beweisen wollte, daß er wahnsinnig sey. So lange solche Leute ihre Einbildungen für sich behalten, oder doch nur durch ordentliche und gewöhnliche Wege unter ihres gleichen circulieren lassen, was für ein Recht hätten wir, sie daran zu hindern? und warum sollten sie nicht mit allen Arten von metaphysischen Battologen, gleiches Recht an die allgemeine Preßfreyheit haben?

Aber wenn eine Gesellschaft Swedenborgischer Jünger so weit geht, die Visionen dieses zwar auf eine sehr seltene und sonderbare Art verrückten, aber doch unläugbar verrückten Mannes mit der zuversichtlichsten Dreistigkeit für „eine neue göttliche Offenbarung auszugeben, „die der Herr, nach seiner unaussprechlichen Güte, „in unsern Tagen zu derjenigen die er uns bereits in „der Bibel ertheilt, hinzugethan habe, und die einen „unermeßlichen Schatz von sublimen Kentnissen, eine „unendliche Menge von nützlichen und lichtvollen „Wahrheiten enthalte; —" wenn diese Leute in vollem Ernst und mit der lebhaftesten Thätigkeit ihre Sekte in ganz Europa auszubreiten suchen, und sich zu diesem Ende besonders die ausserordentliche Disposition unsrer Zeit zu angeblichen geheimen und hyperphysischen Wissenschaften, hermetischen Mysterien, Magie, Theurgie, Geistererseherey, kurz zu allen Arten von schwärmerischen Thorheiten zu Nutze machen, die besonders unter dem vornehmen, müßigen, mit Wissenschaft nur leicht tingierten, und durch den Hang zur Sinnlichkeit oder die Folgen desselben zur Schwärmerey der Imagination nur zu sehr geneigten Theil des Publikums so ausserordentlich im Schwange gehen! — wenn sie von den natürlichen Wissenschaften mit Geringschätzung, hingegen von dem handgreiflichen

chen Unsinn des geistlichen Don Quichotte, ihres Meisters, als von hoch erhabenen und nur Geistern von einer höhern Ordnung zukommnenden Wissenschaften sprechen; — wenn sie deutlich genug sich selbst und ihren Anhang als Genossen des neuen Reichs des Herrn, die Parthey der gesunden Vernunft hingegen, und die Philosophen, die vermöge der Natur der Sache die ewigen Gegner des Aberglaubens, des Fanatismus, der Bigotterie, Gleißnerey und religiosen Gauckeley seyn müssen, als die Mächte der Hölle charakterisiren, sie mit den verhaßtesten Farben abschildern, und dadurch sowohl, als durch den breiten Heerweg, den sie der trägen und vor den Schwierigkeiten der wahren Wissenschaft zurükbebenden Unwissenheit in die intellectuelle Welt eröfnen, — ihr möglichstes beytragen, den Fortgang der Aufklärung zu hemmen, und, wo möglich, das bevorstehende Jahrhundert wieder in die Finsterniß der barbarischen Zeiten zu stürzen: Dann wird die Sache ernsthafter, und verdient die Aufmercksamkeit aller derjenigen, denen obliegt, dahin zu sehen: ne quid respublica humana detrimenti capiat. Ein Umstand, der diese schwärmerischen Philantropen besonders merckwürdig macht, aber gleichwohl von Anhängern des Swedenborgischen neuen Evangeliums (von Leuten, die den Bewohnern der andern Welt einen so großen Einfluß in die unsrige einräumen, daß sie sogar die Krankheiten für Würkungen böser Geister ansehen) leicht vorauszusehen war, ist dieser: daß sie so eilfertig gewesen sind, sich der beyden seltsamsten Hobby-horses, worauf sich die Liebhaber des Wunderbaren seit einigen Jahren herumtummeln, des thierischen Magnetismus und Somnambulismus magnetisierter Kranken, zu Gunsten ihrer Theorie zu bemächtigen, und sich dadurch in den Besitz einer Maschinerie zu setzen, vermittelst welcher sie, wenn sie es recht

an-

anfangen, erstaunliche Dinge thun, und die Revolution, die sie uns ankündigen, ungemein beschleunigen werden. Die Operationen der Magnetisierkunst sind unter ihren Händen bereits zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß sie uns die beste Hofnung geben, vermittelst dieser Manipulation und der erforderlichen Disposition auf Seiten des Magnetisierers sowohl als seines Patienten, in einem Jahre mehrere und wichtigere Entdeckungen gemacht zu sehen, als auf dem natürlichen Wege wissenschaftlicher Entdeckungen in einem Jahrtausend nicht gemacht worden sind. Sie berichten uns mit der imposantesten Ernsthaftigkeit, daß böse und gute Geister die einzigen wahren Urheber der wunderbaren Phänomene sind, die der Magnetismus und Somnambulismus (wie man sagt) darstellen; sie haben sich durch eigene Erfahrung davon überzeugt: sie haben es schon so weit gebracht, ordentliche Unterredungen mit diesen Geistern zu pflegen, und die Nahmen, die sie ehmals, da sie noch unter den Menschen lebten, führten, von ihnen zu erfahren. Diese Geister sind von verschiedenen Ordnungen, und einige von so hohem Rang, daß man nur die Kunst sie recht auszufragen zu verstehen braucht, um die erhabensten Aufschlüsse über Dinge, die das vorgebliche Reich Gottes und die unsichtbare Welt betreffen, von ihnen zu erhalten, u. s. w. Man sieht und begreift, was solche Mittel in den Händen einer solchen Gesellschaft werden können, und was für Spuck eine solche Gesellschaft, durch die eifrigste Ausbreitung ihrer Schwärmerey, durch die vorhabende neue Ausgaben und Uebersetzungen der Swedenborgischen Offenbarungen, durch die Commentarien, die sie selbst aus dem Schatze ihrer eignen magnetischen Erfahrungen beyfügen werden, und besonders durch ihre Verbindung mit so vielen andern Magnetisierenden geheimen oder öffentlichen Gesellschaften, in der Welt anzurichten fähig seyn könnte.

Aus allen diesen Rücksichten habe ich es also, als Herausgeber eines Journals, dessen Kreis ziemlich weit ausgedehnt ist, für eine Art vor Pflicht gehalten, die Absicht dieser Gesellschaft, (so bekannt als möglich zu werden) so viel an mir ist, wiewohl in einem ganz andern Sinn und als Mittel zu einem ganz andern Zwecke, zu befördern. Sie wollen bekannt werden, um Proselyten zu machen; ich mache sie bekannt, damit die tugendhaften und menschenliebenden Weisen, denen diese Herren ihre Visionen so gern einleuchtend machen möchten, sie und ihre Geister prüfen, fernerhin genau beobachten, und nach Befinden die gehörigen Maasregeln ergreifen mögen, diesen neuen Ausbruch der in den menschlichen Köpfen circulierenden Masse von Narrheit der Welt wenigstens so unschädlich zu machen als möglich seyn wird.

Daß ich die beygefügten Auszüge aus den Swedenborgischen Schriften, so wohl als ihre eigenen Noten weggelassen habe, geschah blos um die Geduld der Leser zu schonen, und mir selbst eine ganz unnütze Arbeit zu ersparen; denn weder die Auszüge noch die Noten machen die Sache im geringsten besser, und wenn sie ja etwas beweisen sollen, so müste es wahrlich nur für diejenigen seyn, die ohnehin schon an Swedenborg glauben, und also keines weitern Zeugnisses bedürfen: für vernünftige Leser könnte es nicht von dem geringsten Nutzen seyn, sich idem per idem, eine Schimäre durch eine andere Schimäre, oder das Resultat der mystischen Auslegung eines biblischen Spruches durch die mystische Auslegung eines andern, beweisen zu lassen: denn darauf lauft alles hinaus.

W.

An

An die Gesellschaft der Vereinigten Freunde in Straßburg.

Stockholm, den 18. Jul. 1787.

Hochgeehrte Herren.

Der wahre Vortheil, der der leidenden Menschheit aus Ihren nützlichen Untersuchungen und aus ihrer unausgesezten Thätigkeit zu Erleichterung derselben zuwächst, hat uns für Sie diese Verehrung und Hochachtung eingeflößt die der wohlthätigen Tugend und der praktischen Weisheit gebührt, und wir bitten Sie um Erlaubniß Ihnen diese Gesinnungen als eine Frucht der wichtigen und lehrreichen Werke, womit Sie die Welt beschenkt haben, hiermit öffentlich darzulegen. Der Fleiß und der gute Erfolg, womit einige Glieder unsrer Gesellschaft die magnetischen Versuche angestellt, haben nicht wenig dazu beygetragen, die wahren Prinzipien des thierischen Magnetismus und des Somnambulismus, und eine befriedigende Erklärung der dabey vorkommenden Erscheinungen zum Gegenstand unsers ernsten anhaltenden Nachdenkens zu machen.

Weder die auf bloße physische Ursachen gegründete Erklärungen, noch die Psychologie Sacrée, die bisher im Publico erschienen sind, dünken uns hinreichend, die Art und Weise begreiflich zu machen, wie die erstaunlichen Effecte des Magnetismus und Somnambulismus hervorgebracht werden. Ja es wird wohl auf ewig

ewig unmöglich bleiben *), die Erscheinungen (Phänomenen) derselben auf einige consequente Art zu erklären, als wenn man sich über alle falsche Schaam, über alle Furcht sich lächerlich zu machen hinwegsezt, und Muth genug hat, gerade heraus und ein für allemal diese Phänomene der Einwürckung gewisser Geister (*agens spirituels*) zuzuschreiben, die sich in die Sache mischen, und während des Zustandes von unterbrochner und zurückgehaltner Thätigkeit, worein die Seele des Kranken durch den magnetischen Einfluß gesezt wird **), sich seiner Facultäten bemächtigen, und, vermöge der ihnen eigenen höhern und die Kenntnisse des Patienten übersteigenden Kenntnisse, diese Reyhe erstaunlicher Würkungen und Manifestationen durch die Organe desselben hervorbringen ***).

Vor-

*) Dies ist viel gesagt. Womit will die Exegetisch-Philantropische Gesellschaft diese Unmöglichkeit beweisen? Ihre Einsichten in die Natur der Dinge sind doch wohl nicht das Maas des allgemeinen menschlichen Verstandes, und das non plus ultra, jenseits dessen es in allen künftigen Jahrhunderten unmöglich seyn wird, Entdeckungen zu machen?

**) Durant l'etat de suspension de l'activité de l'ame du malade.

***) Dies ist freylich eine sehr alte, und in der Kindheit der Welt allen Völkern gemeine Art, die Würkungen der Natur zu erklären. Die Geister thaten alles; sie machten Tag und Nacht, Wind und Wetter,

Be-

Vorgeben, die menschliche Seele, oder (nach dem Ausdruck der *Psychologie Sacrée* von Lyon) das erste Ich (le *premier moi*) könne das alles würken, ohne weder vor noch nachher das mindeste davon zu wissen noch zu fühlen, heist seine Zuflucht zu Voraussetzungen nehmen, die alle gesunde Vernunft empören und mit dem ersten Begriff den wir von der menschlichen Seele haben, im Widerspruch stehen, vermöge dessen nehmlich das Wesen derselben im Willen, in der Intelligenz und in der Würksamkeit besteht*), Facultäten, wovon weder die eine noch die andere statt finden kann, wenn der Mensch nicht das Bewußtseyn seiner selbst hat, dessen die Magnetischen Schlafredner **) (somniloques) gewöhnlich beraubt sind. Da

Vegetation und Zeugung, Leben und Tod, alles war ihr Werk. Das ließe sich recht gut hören, wenn nur diese Geister und ihre Einflüsse nicht eben so unerklärbar wären als das was man durch sie erklären will.

*) Eine Art zu philosophieren, wie man sie von Swedenborgischen Jüngern erwarten kann. Die ausgemachteste aller Wahrheiten, worin alle ächten Philosophen oder Naturforscher längst übereinkommen, ist diese: daß es uns Menschen unmöglich ist, das Wesen irgend eines Dinges, zu erkennen. Unsre Seele, in welcher von jeher nur sehr wenige von uns ein wenig klar gesehen haben, ist uns nur durch Phänomene bekannt: ihr Wesen ist und bleibt, vermöge einer absoluten Nothwendigkeit, ein unauflösliches Räthsel.

**) Was wird also im natürlichen Schlafe, wo die Seele sich nicht bewust ist, aus ihrem Wesen?

Da wir dermalen mit Revision der von unserm illüstern Landsmann Emanuel Swedenborg hinterlassenen Handschriften beschäftigt sind, so haben wir daraus einige Stellen, die über diese Gegenstände Licht verbreiten können, abgeschrieben, und legen sowohl von diesen als einigen sich darauf beziehenden Stellen aus seinen schon gedruckten Werken, eine Abschrift bey, da die einen und die andern dazu dienen, den Ursprung der Krankheiten, die Magnetische Operation und den Zustand der Schlafredner zu erklären; und alles dies vermittelst einer Deduction aus der wahren Theorie der menschlichen Seele *) und ihrer Einwürkung in den Leib, von welcher wir am Ende dieser Auszüge ein paar Worte sagen. Wir erbieten uns aber, wenn unsre hochgeehrten Herrn es wünschen sollten, uns künftig in genauere Entwicklung und Beweis der darin angedeuteten Wahrheiten einzulassen, und würden uns unendlich glücklich schätzen, wenn wir so tugendhaften und menschenliebenden Weisen die Wichtigkeit derselben recht einleuchtend machen könnten.

Das interessante Iournal d'un Magnetiseur, das der Herr Graf von Lützelburg, Dero würdiger und illüstrer Mitbruder, herausgegeben hat, belehrt uns, daß sich in Frankreich eine große Menge von Gesellschaften

*) Die uns nehmlich Emanuel Swedenborg aus den übernatürlichen Quellen, die ihm offen stunden, geoffenbart hat. ohe!

schaften zusammengethan haben, die, gleich der Ihrigen, zur Absicht haben, kranken Personen vermittelst des Magnetismus Erleichterung zu verschaffen. Da uns aber ihre Addresse unbekannt ist, so unterstehen wir uns, Sie, hochgeehrte Herren, zu bitten, selbigen dieses Schreiben samt den Beylagen durch beliebige Wege, mitzutheilen, auch sie allenfalls durch Einrückung in Dero eigene künftige Schriften oder in litterarische Journale öffentlich bekannt zu machen. Und wofern diese Gesellschaften oder einzelne Glieder derselben oder andere Personen begierig wären, sich ausführlicher über diese Materien mit uns zu explicieren, so werden wir, wenn sie unter der am Schlusse dieses befindlichen Addresse an uns schreiben wollen, uns mit Vergnügen beeifern, ihnen Genüge zu leisten.

Wir versparen es auf eine andere Zeit den Detail der wiederhohlten Erfahrungen bekannt zu machen, die uns die Wahrheit der zur einzig und allein befriedigenden Erklärung aller Thatsachen des Magnetismus und Somnambulismus hier beygefügten Grundsätze auf eine unüberwindliche Art bestätiget haben. Unterdessen bemerken wir vorläufig, daß jeder aufrichtige Freund der Menschheit, der Tugend und der Wahrheit, der unter demüthiger und inbrünstiger Anrufung des ewigen Arztes (2ten Buch Mosis 15 Cap. v. 16.) mit ausdaurender Geduld (perseverance) zur Magnetisierung der Kranken, nachdem er sie vorher zu eben

derselben Gemüthsverfassung, worin er selbst ist, aufgemuntert hat *), vorschreiben wird, sich aus eigener Erfahrung von der großen Kraft dieses Mittels wird überzeugen können, das vor Alters schon bekannt war, und von der Vorsehung — aus Absichten die ihrer Güte und Weisheit würdig sind, und sich denen, die sie zu einem guten Gebrauch zu kennen wünschen, je länger je mehr entwickeln werden — der Menschheit in unsern Tagen wieder geschenkt worden ist. Jeder Magnetisierer, sobald er es soweit gebracht hat seinen Patienten endlich zum Schlafredner zu machen, wird in seiner Gewalt haben, sich nicht nur davon zu überzeugen „daß der durch das Organ des Patienten Redende ein anderer ist als der Patient, sondern auch zu erkundigen wer er ist, und tausend andere erstaunliche Dinge über das zükünftige Leben, über die Wahrheiten der Religion, und über das Innere des Menschen" — er wird dies bewerkstelligen können, sagen wir, sofern er, indem er mit ihm **) als mit einer dritten Person spricht, denselben nur durch weise und nützliche, klare und wohlüberlegte Fragen in den Stand sezt, sich als ein von dem Menschen, dessen Zunge er

zu

*) Man merke sich diese Bedingung; sie ist sehr nothwendig, und enthält große Aufschlüsse über die Sache.

**) Dem von dem Patienten verschiedenen Interlocutor, der durch das Organ des Patienten, ohne dessen Mitwissen, spricht.

zu seinem Werkzeuge gebraucht, verschiedenes Wesen zu erkennen zu geben; eine Declaration, die nicht eher in der Macht dieser Interlocutoren zu stehen scheint, als bis die Anwesenden (les Assistans) mit Gottes Erlaubnis, ihnen die Freyheit dazu öfnen, indem sie mit ihnen in diesem Sinne sprechen (en leur parlant dans ce sens) *).

Aber, wer der auch sey, der zu dieser Gattung von Erfahrungen schreiten wollte, der nehme sich in Acht, sie durch einen Geist eiteln Vorwitzes zu mißbrauchen; denn augenscheinlich wäre dieses eine Profanation, die ganz unfehlbar eine verdiente Strafe nach sich ziehen würde **). Wir machen diese Anmerkung

*) Dies ist nicht allzudeutlich — wie man denn auch in der That bey Versprechungen dieser Art sich nie allzudeutlich erklären muß — doch bezieht es sich vermuthlich auf die vorher angezeigte Bedingungen, unter welchen man den unsichtbaren agent spirituel, der aus dem Patienten spricht, zu den vorbesagten erstaunlichen Offenbarungen bewegen kann.

**) Eine alte gewöhnliche Formel dieser Gattung Leute, die auch Schröpfer und Cagliostro nicht vergaßen. Damit sind alle die beschwerlichen Gesichter, die nicht schon voraus glauben daß die ganze Sache wahr, heilig und göttlich ist, als Profane von Untersuchung der Sache ausgeschlossen. Es ist schwer, Exegeten und Philantropen, die sich hinter so armselige Cautelen verschanzen, für bloße Dupes zu halten.

merkung nicht ohne vorgängige reife Ueberlegung und aus Beweggründen die eine große Gewalt über unser Herz haben, und haben uns zum voraus darein ergeben, alle Widersprüche *), und sogar, wenn es seyn muß **) allen Spott zu ertragen, den die unruhige und boshafte Rotte derjenigen auf uns abschießen wird, die eine Freude daran haben, in diesem allen nichts als Stoff zum persiflieren zu finden, da ihr großes Talent blos darin besteht, jeden Gegenstand, wie erhaben und ehrwürdig er auch seyn mag, in keinem andern als in dem schiefen und fünesten ***) Lichte, das

*) Widersprüche? Das versteht sich doch, daß einem jedem, der nicht so invinciblement, wie diese Herren, von den geistigen Agenten, die aus dem magnetischen Schlafrednern sprechen sollen, überzeugt ist, frey stehen muß, seine Meynung und die Gründe seiner Meynung zu sagen?

**) Soll dies „wenn es seyn muß" etwa so viel sagen, als „weil doch heut zu Tage leider! keine Scheiterhaufen mehr angezündet werden, um diese verhaßten kaltblütigen Naturae Curiosos, welche die Geister (nach St. Pauls Vorschrift) vorher prüfen wollen, ehe sie glauben daß sie aus Gott sind, in majorem Dei gloriam, zu braten?"

***) Ich behalte dieses nachdrucksvolle Wort (funeste) bey, weil ich kein teutsches finde, das die ganze Stärke der Bedeutung, worin es hier gebraucht wird, ausdrückte.

das dem Spotte behülflich ist, zu sehen; superficielle und eingebildete Leute, anmaßliche Dictatoren eines Publicums, dessen ewige Pest sie sind, und dessen schwächsten Theil sie verführen um ihn zum ruchlosesten zu machen; Leute, die insonderheit mit der grösten Wuth und giftigsten Bosheit gegen alles declamiren was Bezug auf ein künftiges Leben hat, dessen Schrecknissen sie mit affectierter Stärke trotzen, so wie sie muthwilligerweise allen seinen Hofnungen entsagen, die sie in allen Herzen gern ausgelöscht wissen möchten. An dieser Skizze, hochgeehrte Herren, werden sie ohne Mühe die Classe von Leuten erkennen, die wir im Sinne haben: Ihr Land ist eben sowohl damit geplagt als das ganze übrige Europa, wo diese Brut von Apostaten der Menschheit sich durch Ansteckung ausgebreitet haben, unverschämt genug sich des Nahmens der Philosophen anzumaßen, an den sie nicht das geringste Recht haben, da ihre falschen Räsonnemens keine andere Stütze haben als das phantastische Gespenst das sie die Natur nennen, die sie sich als unabhängig von dem Schöpfer der Natur vorstellen, und ihre eigene Weisheit, die in allem die Gegenfüßlerin der ewigen Weisheit ist, gegen welche diese neuen Titanen in ihrer angebrannten Einbildungskraft Berge von Sophismen, einen immer ungeheurer als den andern, aufthürmen, deren Loos aber ist und immer bleiben wird, in das Nichts zurückzufallen, in welches sie die menschliche Seele, und alles was sie an das höchste Wesen, an

 den

den Himmel und an die Welt der Geister ankettet, so gerne stürzen möchten *).

Da

*) Auch an diesem Ausfall, worin Personen von der verschiedensten Art aus Unverstand oder vorsezlich durch einander gemengt, und, unter der Begünstigung eines affectierten Helldunkels, alle, die nicht aus dem Taumelkelch der Schwärmerey und des Betrugs getrunken haben, als Feinde Gottes, der Menschheit, und alles Guten, kurz, als wahre teuflische Ungeheuer, in Höllen-Breugelischer Manier, abgemahlt werden, erkennt man die Classe von Leuten, die von jeher alles was der Menschheit das heiligste und wertheste ist, zum Vorwand gebraucht haben, die redlichsten Freunde der Wahrheit, (die eben darum die natürlichen und ewigen Gegner aller Wissenschaften und Künste des Betrugs sind) dem blöden, unwissenden und durch eine gleißnerische Larve leicht zu täuschenden großen Haufen verhaßt zu machen. Gerade so wie diese angeblichen Philantropen von den Philosophen sprechen, so sprachen vor 1600 Jahren heidnische Pfaffen, Wundermänner, Orackelschmidte und Geisterseher von den Christen; denn diese letztern verhielten sich damals gegen jene gerade so, wie jezt die Philosophen gegen die hermetisch-magisch-cabbalistisch und theosophisch schwärmenden Fanatiker unsrer Zeit, die ihren Unsinn mit Christenthum übertünchen, und die Bibel, (die einem mystischen Ausleger alles sagen muß was er will) zum Orakel und Garant der Träume und Visionen ihres kranken Gehirnes machen. Ich rede, wie man sieht, bloß von

denen

Da wir das Vergnügen haben uns jezt mit wahren Philosophen, (als deren wohlthätigen und erhabenen Charakter wir an Ihnen, hochgeehrte Herren, verehren) zu besprechen, so würde es sehr überflüssig seyn *), wenn wir uns wegen dieser kleinen Digression

denen, die noch ehrlich genug sind im Ernst zu schwärmen. Daß die Cagliostro's und ihres gleichen nicht schwärmen, sondern sehr wohl wissen was sie thun, und durch was für Pfiffe man die Vögel am leichtesten fängt, kann nunmehr, seit dem die Frau von der Recke der Wahrheit auf eine so edelmüthige Art Zeugnis gegeben hat, ein jeder wissen, der seine Augen und Ohren nicht vorsezlich zuschließt und verstopft.

*) O ganz gewiß sehr überflüßig! — Es ist lustig zu sehen was die Herren einander für Complimente machen. Aber daran kann kein Mann, der es mit der menschlichen Gesellschaft wohl meynt, seine Freude haben, wenn er gleißnerische Wölfe alle mögliche Verführungskünste anwenden sieht, um den ehrlichen Schafen weiß zu machen, daß sie ihnen den gottlosen Schäfer und seinen höllischen Hund, als den Urheber alles ihres Unglüks, ausliefern sollen. — Man bemerke übrigens das Beywort übelthätig, womit die lieben Herren die Philosophen so oft stigmatisieren! Sie haben freylich alle Ursache, sich über den Schaden, den sie ihnen thun, zu beklagen. Denn, wenn nur diese übelthätigen Leute aus der Welt zu bringen wären, o! dann hätten alle Antipoden der Vernunft, Sectirer, Schwärmer, Wundermänner, und heilige Betrüger

entschuldigen wollten, in die uns der Unwille über diese übelthätigen Sophisten hingerissen hat. Wir sind überzeugt, daß Sie eben so sehr, als wir, das Unheil beweinen, das diese Leute unter dem menschlichen Geschlechte anrichten, indem sie ihre vorgebliche Sagacität lediglich zu dem Ende schärfen, um alles in Credit zu bringen, was auf Umsturz der Principien der wahren Religion, der göttlichen Offenbarung, und der einzigen soliden Tugend, die die Frucht derselben und das dauerhafte Band der Gesellschaft ist, abzielt.

Da die beygefügten Auszüge (aus Emanuel Swedenborg) lateinisch sind, so wollen wir hier, zum Behuf solcher Leser, denen die lateinische Sprache nicht geläufig ist, die Resultate derselben kürzlich in gemeiner Sprache mittheilen. Wenn wir in einem und andern bis zu den ersten Principien der Wahrheit zurükgehen, so kommt es bloß daher, weil die Gelegenheit, die uns die Phänomene des Magnetismus und Somnambulismus (auf welche jezt die Aufmerksamkeit aller denkenden Wesen in ganz Europa geheftet ist) dazu geben, gar zu schön vorkam, um nicht davon zu profitieren,

aller Arten gewonnen Spiel; dann brauchten sie nicht länger in Gestalt geheimer Gesellschaften unter so mancherley Nahmen im Dunkeln herumzuschleichen und Anhänger zu werben; sie könnten getrost die Maske fallen lassen, und ihre wäre die Welt!

tieren, und Ihr Nachdenken auf diese nehmlichen Prinzipien des Wahren im höchsten Verstande (par excellence) zu richten, welches allein ihnen im Forschen nach den Ursachen welcher Würkung es auch sey, ein reelles Licht aufstecken kann.

Da eine unauflösliche und ununterbrochene Verkettung zwischen allem was ist, so wie zwischen den Wahrheiten, statt findet, so wird es ewig unmöglich seyn die Wahrheit ganz rein und ohne Mischung mit Irrthum zu erkennen, wofern man sie nicht aus der göttlichen Offenbarung, als ihrer einzigen lebendigen und unversieglichen Quelle schöpft — einer Quelle, die nur darum verkannt wird, weil ihre Wasser seit so langer Zeit trübe gemacht worden sind; die aber, sobald sie wieder klar und hell fließt, demjenigen der daraus trinkt, ein Wasser anbietet, das in ihm zu einem Brunnen werden soll, der bis ins ewige Leben springen wird (Johann IV. 14.).

Die hohe Achtung, die wir für Sie, hochgeehrte Herren, in Rücksicht ihrer löblichen und edeln Thätigkeit für das Wohl ihrer Nebenmenschen, gefaßt haben, erlaubt uns nicht zu zweifeln, daß Sie, als wahre Christliche Philosophen *) nicht anerkennen sollten, daß

*) Ich kann nicht umhin über das Spiel, das mit den Worten „Christlicher Philosoph" getrieben wird, bey dieser

daß die Ausdehnung, die wir den in dieser Schrift nach und nach herbeygeführten Materien geben, das Lesen derselben vielen Personen nützlich machen kann, indem

dieser Gelegenheit ein paar Worte fallen zu lassen. Wenn man damit nichts mehr sagen will, als man mit Christlicher Kaufmann u. s. w. im Gegensatz mit einem Jüdischen, Mahommedanischen oder Heidnischen Kaufmann, sagen will: so ist gegen diese Art Art, einen Menschen durch die Religion, die er bekennt, von solchen, die einer andern zugethan sind, zu unterscheiden, nichts einzuwenden. Aber dies ist es nicht was unsre Briefsteller, und andere ihres gleichen, damit meynen — Kurz, es ist nicht vernünftiger, einem Schuster oder Schneider zum Lobe nachzusagen daß er ein wahrer christlicher Schuster oder Schneider sey, als, in dem Sinne dieser Briefsteller, die amis réunis zu Strasburg wahre christliche Philosophen zu nennen. Christenthum und Philosophie können sich zwar sehr gut in Einem Subject vertragen; allein, demungeachtet ist der Christ kein besserer Christ, weil er Philosoph ist, und das Christenthum kann einen Philosophen eben so wenig zu einem wahrern Philosophen als einen Uhrmacher zu einem wahrern Uhrmacher, oder einen Mahler zum bessern Mahler machen. Aber gerade das ist es was diese Herren nicht wollen: sie metamorphosieren ihr vorgebliches Wahn-Christenthum in eine Art von mystische Zauber-Philosophie, in ein Ding, das nun weder Philosophie noch Christenthum mehr ist, sondern ein *Hircocervus*, der zu nichts taugt, als sie und ihre Anhänger in Sümpfe und Abgründe zu führen.

indem sie das Verlangen in ihnen erregt, verschiedene von uns angedeutete wichtige Gegenstände näher zu examinieren *). Uebrigens können wir aus Thatsachen beweisen, daß der Magnetismus und Somnambulismus, durch den heilsamen und unermeßlichen Gebrauch, den man davon machen könnte, so nahe mit den Fortschritten der himmlischen Wahrheit zusammenhängt, daß sie ihr zur Bestätigung werden dienen können, indem sie eine redende Erleuchtung (illumination parlante) oder illustratio loquens, wie sie der vorbesagte Schriftsteller nennt, darbieten. Auch muß man gestehen, daß wenn (nach der Versicherung dieses nehmlichen inspirierten Auslegers der göttlichen Wahrheit **) der Mensch ursprünglich dazu erschaffen wurde, zu gleicher Zeit ein Bewohner der Erde und ein Bürger des Himmels zu seyn (Philipp. III. 20.) und um zu eben der Zeit, da seine äussern Augen und Ohren offen sind, die Menschen zu sehen und mit ihnen umzugehen, das innre Gesicht und Gehör zum

An=

*) Examinieren! Das ist nicht das rechte Wort! und wer es für Ernst nehmen, und diese Dinge würklich nach der Schärfe mit ihnen untersuchen wollte, würde gar bald von ihnen für einen — Philosophen erkannt, und in die äusserste Finsterniß hinausgeworfen werden. Sich näher von uns belehren lassen — das ist der rechte Ausdruck, und dazu haben sie sich ja oben schon erboten.

**) Swedenborgs nehmlich.

Anschauen und Umgang der Engel offen zu haben — wenn dies wahr ist, wie wir keinen Augenblik zweifeln *), so ist der Somnambulismus für die Magnetisierer und die Umstehenden, die einen guten Gebrauch davon machen wollen, ein Bild, wiewohl ein noch sehr schwaches Bild des primitiven Zustandes der unmittelbaren Gemeinschaft mit der andern Welt; des Zustandes, in welchen der Mensch Hofnung hat wieder eingesezt zu werden **), sobald das neue Reich des HERRN in den Herzen der Menschen hieniden soviel Platz gewonnen haben wird, daß die heilige Stadt vom Himmel steigen kann, und das Tabernakel Gottes unter den Menschen ist, und Gott unter ihnen wohnet, und sie sein Volk sind, und Gott selbst ihr Gott, und mit ihnen ist (Offenb. Joh. XXI. 2. 3.).

Endlich, hochgeehrte Herren, erkühnen wir uns zu hoffen, daß jeder aufmerksame Leser, der mit Ablegung aller vorgefaßten Begriffe (um an nichts als den reinen

*) Bravo! bravo! Nur nie an nichts, das ein Swedenborg und seines gleichen versichern, gezweifelt! das ist der gerade Weg, seinen Hirnkasten mit gar seltsamen und erstaunlichen *Visis* und *Auditis* zu illuminieren!

**) O ihr ennuyierten Seelen, deren es heut zu Tage in der großen und kleinen Welt so viele giebt, welche Aussicht wird hier vor euch eröfnet! Wer sollte nicht Lust bekommen, sich in so viel versprechenden Mysterien initiiren zu lassen?

reinen und durch Thatsachen bewiesenen Wahrheiten zu hangen) der Kette von Ideen die wir ihm vortragen werden, folgen, und sich in die oben bemeldete Gemüthsfassung, welche Erfahrungen dieser Art analog ist, versetzen will *), im Stande seyn wird, sich von folgenden Wahrheiten und Thatsachen zu überzeugen: nehmlich:

1) Daß das was im Magnetismus physisch ist, nur secundarisch und instrumentalisch ist, und daß das, was darin die Hauptsache ausmacht, in die moralische und geistige Welt gehört. (tient à l'ordre moral et spirituel.)

2) Daß es zweyerley Arten zu magnetisieren giebt, wovon die Schlafredner die eine mirakulos und die andere übernatürlich nennen: das moralische Prinzipium welches die eine in Activität sezt, ist das feste und entschiedene Verlangen des Magnetisierers, auf den Patienten zu würken, und das Vertrauen das er auf sich selbst sezt; das moralische und geistige Prinzipium der andern ist zwar auch ein Verlangen des Magnetisierers, auf den Kranken und hauptsächlich auf sein Inneres, das der Krankheit correspondiert **), zu würken, aber

*) Dies ist eine sehr billige und physiologische Foderung. Wenn ich, ohne daß die Natur mich dazu nöthiget, schwitzen soll, so muß ich ein schweißtreibendes Mittel einnehmen; das versteht sich.

**) Ich behalte, wo es nöthig ist, die eigenen Ausdrücke des

aber ein Verlangen das mit der Eigenliebe des Magnetisierers oder mit Absichten von Ehre oder Vortheil nicht das geringste gemein hat, noch sich auf sein Selbstvertrauen gründet, sondern im Gegentheil bloß in einem demüthigen und in Gottes Willen ergebenen Wunsche besteht, um dessen Benedeyung er flehet, in so ferne die gewünschte Genesung den Absichten seiner heiligen Vorsehung gemäß ist, in welche er all sein Vertrauen sezt *). Das Verlangen des Einen geht bloß auf ein natürliches Gutes; der Andere hat nicht nur das natürliche sondern auch vornehmlich das geistliche Gute, das die Seele von jenem ist, und es allein dem Menschen wahrhaft nüzlich machen kann, zum Zweck. Fest beglaubt, daß die Krankheiten, so wie alle andere die Menschheit drückenden Uebel, Folgen des moralischen Uebels sind, bestrebt er sich durch seine Reden und noch mehr durch sein Beyspiel dem Magne-

tisierten

des Briefstellers bey, um nicht Gefahr zu laufen ihm einen fremden Sinn zu leyhen.

*) Da diese Gesinnung in der Seele eines jeden Gottesverehrers bey allen seinen Handlungen zum Grunde liegt, so sollte man mit Recht aus dem Mangel derselben schließen, daß der Magnetisierer von der ersten Art entweder ein Atheist, oder (was um kein Haar besser ist) ein Mensch seyn müsse, dem es an den wesentlichsten Gesinnungen mangelt, die er dem Gott, den er glaubt, schuldig ist.

tisierten die wichtige Vermahnung freundschaftlich beyzubringen, die der Herr dem Menschen der acht und dreyssig Jahre lang krank gelegen hatte, als er ihn heilte, gab: Siehe, du bist nun gesund worden: sündige hinfort nicht mehr, damit dir nicht ärgers widerfahre!

3) Daß, vermöge der wahren Theorie des Menschen, welche lehrt „daß die menschliche Seele ein geistiges, mit freyem Willen, Intelligenz und Activität versehenes Organ ist, welches je nachdem es einen guten oder bösen Gebrauch von seinen Facultäten macht, sich selbst in die Disposition sezt, entweder Einflüsse göttlicher Tugend und Weisheit von den Engeln und guten Geistern, oder Einflüsse des Lasters und der Thorheit von Teufeln und bösen Geistern zu empfangen" — daß, vermöge dieser Theorie *) „alle Krankheiten, selbst diejenige, die uns durch zufällige Veranlassungen befallen, so wie diese zufälligen Veranlassungen selbst, Folgen der Einflüsse der Hölle sind, die sich

*) d. h. vermöge einer auf irrige Wahnbegriffe, unerweisliche Voraussetzungen, fabelhafte Thatsachen, und eine schwärmerische Auslegung der Bibel gegründeten Theorie, die von der gesunden Vernunft jederzeit verworfen worden ist, und nun von diesen Schwedischen Theosophen wieder in Schwang gebracht und durch die Visionen eines wachenden Träumers (ein würdiges Fundament einer solchen Theorie) autorisirt werden will.

sich der Mensch durch seine unordentlichen Leidenschaften zuzieht. Vergebens würde man hiegegen einwenden wollen, es gebe Kranke, die in den Augen der Welt beynahe Heilige zu seyn scheinen, so sehr scheint sich ihr Herz der fleischlichen Lüste zu enthalten, die wider die Seele streiten (1 Petri II, 11.): man kann versichert seyn, es sey darum nichts desto weniger wahr, daß diese guten Leute, wenn sie sich aufrichtig vor Gott prüfen wollen, Ursache finden werden, mit Sct. Paul zu gestehen: das Gesetz ist geistlich, ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft, u. s. w. (Röm. VII, 14. u. f.) Indessen, da die Krankheiten nicht die einzigen Uebel sind, denen die Menschheit ausgesezt ist, so begreift man leicht, daß dieser oder jener Gesunder von unordentlichen Leidenschaften mehr beherrscht werden kann als dieser oder jener Krancke. Eine widrige Anwendung von diesem allgemeinen Grundsaz auf einzelne Personen zu machen, wäre ein abscheulicher Mißbrauch, der gegen die Rechtschaffenheit (Honnêteté*) und noch mehr gegen die Christliche Liebe streitet, die nicht eifert, sich nicht aufbläht, sich nicht erbittern läßt, nicht insolent gegen den Nächsten **) in seinem Un-

*) Ein Wort, welches öfters auch blos die Gesetze des geselligen Lebens und der Höflichkeit bezeichnet.

**) Worunter aber die abscheulichen Leute, die Philosophen die nicht an Swedenborg und seine Theorie glauben, nicht begriffen sind. Denn gegen diese Feinde alles

Unglück ist, sondern Alles zu seinem Besten hoffet, und inzwischen alles duldet (1 Corinth. XIII. 4—7.) indem sie sich bemüht, ihr Möglichstes zu seinem Besten beyzutragen.

4) Daß die Magnetisation eine Handlung ist, wo das Moralische causa principalis, das Physische hingegen nur causa secundaria und instrumentalis ist, ein Actus, wobey das Verlangen des Magnetisierers, zum Besten des Nächsten zn würcken, die bewegende Kraft (le moteur) und wovon die Würkung ist, den Einfluß der Geister der Krankheit (wie sich unsere Schlafredner ausdrücken) zu entfernen und zu vernichten. Dem zu folge was sie uns gesagt haben, befindet sich auch, was den Moralischen Grund betrift, ein gewisser, wiewohl noch *) schwacher, Grad von Aehnlichkeit zwischen dem heutigen Magnetismus und dem Hände auflegen, dieser heilsamen und sublimen Gabe, die der HERR den Gliedern seiner Kirche in den apostolischen Zeiten gab, und deren Verheissung (NB. NB.) sich nicht ausschlies-

alles Guten muß man eifern, sich aufblähen, insolent seyn, bitter werden, nichts von ihnen hoffen und nichts an ihnen dulden; wiewohl Sanct Paul kein Wort davon sagt.

*) Man übersehe das vielsagende Wörtchen, noch, hier nicht! Dieser noch schwache Grad von Aehnlichkeit kann also stärker werden, und wird auch stärker werden; wie uns die Herren selbst in der Folge noch deutlicher hoffen lassen.

sender Weise auf diese ersten Christen einzuschränken scheint, sondern sich auch noch wohl auf andere Zeiten erstrecken könnte, wenn die Vorsehung es ihren heiligen Absichten gemäß findet *). Dies ist auch der klare und gerade Sinn der eigenen Worte dieser göttlichen Verheissung, wo der HERR sagt: „dies sind die Zeichen die da folgen werden denen die da glauben — auf die Krancken werden sie die Hände legen, so wirds besser mit ihnen werden." (Marci XVI. 17. 18.) Worte, wo bey allgemeiner Erwähnung derer die da glauben, über die Zeit, wie lange diese Gabe dauern soll, nichts bestimmt wird. Daß sie seit der Zeit der Concilien aufgehört, — als der Epoke, seit welcher die Christliche Welt von der Reinigkeit der Religion die der HERR gelehrt hatte ab; und auf Irrwege geführt worden ist, durch die falschen Ideen, die man zu der Lehre von der H. Dreyeinigkeit, von der Wohlthat der Erlösung des Menschengeschlechts, und bey einer Menge anderer Artikel hinzugethan hat, falsche Begriffe, zu denen sich noch die Verderbnis der Sitten, Laster und Irrthümer gesellet haben, durch welche das Christenthum der folgenden Jahrhunderte so entsezlich ausartete und sich von

*) O ihr — wie soll ich euch nennen? — das wird sie gewiß niemals! Laßt nur ihr eure Deos ex machina aus dem Spiele, so wird alles in der Welt seinen ordentlichen Gang gehen, und ihr und euresgleichen werden nie das insolente Vergnügen haben, durch Auflegung eurer Tappen, Teufel auszutreiben, und den Aerzten ins Handwerk zu pfuschen.

von der Reinheit des Herzens und Geistes so weit entfernte, die zu allen Zeiten die wahren Anbeter GOTTES unsers HEILANDES charakterisieren sollte *) — das alles ist nur allzuwahr! Aber daß der HERR, wenn er vermöge seiner großen Barmherzigkeit seine Kirche heimsucht und wieder herstellt, mit der Reinheit der Sitten und der Lehre nicht auch die wohlthätigen Gaben, die er seinen ersten Jüngern ertheilte, wieder zurückbringen könnte — was ist hierin das seiner Güte und Weisheit zuwider wäre **)? So viel ist gewiß, daß seit der merkwürdigen Epoke von 1757. kein Jahr vorbeygegangen ist, ohne daß die Fortschritte der Revolution, die dermalen auf unserm Globus in Absicht der Art zu denken und zu handeln im Werke ist, in den Augen eines scharfsichtigen Beobachters auf eine merkliche Art bezeichnet wären ***). So wie die aufgehende Sonne den Nebel vor

 sich

*) Das ist alles sehr wahr und schön; aber Gleißner und Schwärmer von allen Secten haben immer diese Sprache geführt; es sind nur Worte und Phrasen, die sehr viel oder — gar nichts sagen, je nachdem der Mann beschaffen ist, aus dessen Munde sie gehen.

**) Welcher Sterbliche darf sich anmaßen, diese Frage entscheiden zu wollen? Können unsre Begriffe jemals die Regel und das Maas der unendlichen Weisheit seyn?

***) Auch an dieser Bemerkung scheint viel Wahres zu seyn. Aber was für einen geheimen Sinn kann sie wohl in dem Munde solcher Leute haben, die, mit ihren in ganz Eu-

sich her treibt, so scheint auch die Ankunft des neuen Reichs des HERRN *) die Mächte der Höllen **) aufgeregt zu haben, alle ihre Kräfte gegen dasselbe anzustrengen, nach dem Worte der Weissagung: Wehe denen die auf Erden wohnen und auf dem Meer, denn der Teufel kommt zu euch hinab und hat einen großen Zorn, und weiß daß er wenig Zeit hat, (Offenbar. Joh. XII. 12.) Aber wenn der Schaden, den das Uebel und die Unwahrheit anrichten, dadurch ausgebreiteter wor-

Europa zerstreuten Gehülfen so eifrig dahin arbeiten, uns (wo möglich) des Sonnenlichtes zu berauben, um unsre Köpfe mit ihren Zauberlaternen illuminiren zu können? Damit hätten sie in der That eine große Revolution bewürkt! An ihnen wenigstens wird es nicht liegen, wenn sie nicht zu Stande kommt.

*) Es ist eben so widerlich, wenn diese verblendeten Menschen, ihre Bemühungen, das Reich der religiösen und wissenschaftlichen Schwärmerey zum unübersehbaren Schaden der Menschheit fest zu gründen und auszubreiten, mit der ehrwürdigen Benennung des neuen Reichs Christi, heiligen und schwachen Seelen dadurch imponiren wollen, als es lächerlich ist, solche Finsterlinge von aufgehender Sonne reden zu hören, da es doch nicht dunkel genug um sie her seyn kann, wenn ihre magischen Operationen einigen Effekt machen sollen.

**) Die mehr besagten Philosophen, eine lange Reyhe von Aristoteles an bis auf Kant inclusive, die, vermöge der Natur der Sache, von den wackern Leuten, die sich die Augen ausstechen lassen um desto heller zu sehen, immer für ihre Erz- und Erb-Feinde angesehen worden sind.

worden ist und mehr in die Augen fällt: so haben auch seit diesem nehmlichen Zeitpunct das Gute und Wahre auf ihrer Seite desto größere und schleunigere Fortschritte gemacht, durch die Freyheit, so sie erhalten haben, sich von oben herab über diejenige zu ergiessen, die sich ihrem Suchen gewey het haben. Kurz, die Krisis, worin sich unsre materielle Welt durch eine Folge des stärckern Einflusses der Geisterwelt, der seit dieser Epoke immer zugenommen hat, befindet, macht sehr wahrscheinlich, was unsre Schlafredner uns wegen der übernatürlichen Gaben und Kräfte *) angekündigt haben,

*) Das klingt nun wieder sehr schön; aber man lasse sich nicht irren, es laurt eine Schlange im Grase! Diese demüthige Verläugnung alles eignen Willens und unbeschränkte Ergebung in den Willen des Herrn, ist (wie süß auch die Töne des Beschwörers lauten) mit der Quietistischen Stille und Passivität, — die alles mit sich anfangen läßt, alles was sie sich in ihrer frommen Einfalt als den Willen des Herrn einbildet, träumt, oder von ihren heiligen Dictatoren aufschwatzen läßt, blindlings zu glauben, zu leiden, und zu thun bereit ist — sehr nahe verwandt, und man ist es an der Art Leuten, wozu diese Gesellschaft allem Ansehen nach gehört, schon lange gewohnt, daß sie diese letztere Disposition im Sinne haben, wenn sie in jener geheiligten Phraseologie (hinter welche sie alle ihre Täuschungen und Künste mit so großem Vortheil zu verstecken wissen) von einer solchen vollkomnen Resignation, als einem Mittel übernatürlicher Gaben empfänglich zu werden, reden.

die, wie sie sagen, denen mitgetheilt werden sollen, die, aller freywilligen Sünde sich enthaltend, aufrichtig in Demuth ihres Herzens wünschen und bitten, daß der heilige Wille des HERRN in allem geschehe, und nicht der ihrige, als in so fern er mit dem seinigen gänzlich übereinstimmt *). In Erwartung diese dem Menschlichen Geschlechte so tröstliche Hofnung bestättiget zu sehen, kann gewiß nichts Böses dabey seyn, wenn wir den Charakter, unter welchem einige höhere Effecte des Magnetismus und Somnambulismus sich bereits anzukünden scheinen **), als eine Art von Vorläufer solcher Wohlthaten, welche die gute Vorsehung ihren gehorsamen Kindern, die für die Tugend thätig

den. Es ist unnöthig an verhaßte und bekannte Exempel zu erinnern: die Sache zeugt genugsam wider sich selbst.

*) Diese Uebereinstimmung läßt sich schon machen, wenn nur die Vernunft erst eingeschläfert, und Sinne und Imagination dem Willen des heiligen Scamanders oder Anubis, oder was der Wundermann sonst für eine Rolle spielen will, gemäß gestimmt sind. Alle das Spiel mit geheiligten Worten täuscht jezt niemand mehr als wer betrogen seyn will; Worte sind nur Zahlpfennige; aber Schwärmerey und Fanatismus sind durch Thatsachen bekannt, und in den Jahrbüchern der Menschheit, wie Hunger, Pest und Heuschrecken, ausgezeichnet.

**) Scheinen? Der Schein betrügt, und ist bey weitem nicht hinlänglich, dergleichen zweydeutige Phänomene für Vorläufer übernatürlicher Gaben, die auf wundersierige Thoren ausgegossen werden sollen, zu erklären.

thätig und für die Wahrheit voll Eifers sind, vorbe= halten haben kann.

5) Daß der Zustand der in magnetischem Schlafe befindlichen Schlafredner, ein ekstatischer Zustand (ein Stand der Verzückung) genannt werden kann, um durch dieses Beywort die Suspension der Würksamkeit der Vernunft und des Willens des Menschen, die sein Wesen ausmachen, zu bezeichnen; ein Charakter, welcher beweiset, daß was in diesem Zustande durch die Organe des Schlafenden gesprochen und gewürkt wird, nicht von seiner Seele, sondern von einem andern Agent verrichtet wird, der sich in dan Besitz seiner Organe gesetzt hat und vermittelst derselben würkt. So lange die Magnetisierten noch schmerzliche Paroxysmen, als Convulsionen und dergl. haben, so sieht man eo ipso, daß der Geist der Krankheit, der sicherlich kein guter Geist ist, noch gegenwärtig sey: aber dieser Geist hat die Macht nicht aus dem Krancken zu reden, ausser in dem Fall einer förmlichen Besitzung. Auch von diesem erbärmlichen Zustande haben wir entsetzliche Beyspiele gesehen *), und die merkwürdige Geschichte derselben in eine Schrift verfaßt, deren Warheit eine Menge unverwerflicher Zeugen bekräftigen. Sobald also die magnetisierte Person Schlafredner wird, so ist es ein Zei-

M 5 chen

*) Brauchen wir weiter Zeugnis, weß Geistes Kinder diese Herren sind? Könnte man von den dummsten und unwissendsten Franziskanern und Kapuzinern in den finstersten Winkel Teutschlandes mehr erwarten?

chen daß ein geistiges Wesen von einem wohlthätigen und menschenfreundlichen Charakter, kurz, einer von den Schutzgeistern, die mit dem Grade von Tugend und Wahrheit worin der Krancke sich befindet die meiste Analogie haben, es dahin gebracht hat, den Geist der Krankheit wo nicht gänzlich auszutreiben, doch wenigstens seinen Einfluß dergestalt zu dämpfen, daß der wohlthätige Geist durch die Organen des Schlafenden reden, den Umstehenden heilsamen Unterricht zu Wiederherstellung seiner Gesundheit ertheilen, nicht weniger auch ihnen über alle Materien, wovon er selbst Kenntnis hat, Licht geben kann, wenn sie sich mit ihm in Unterredung darüber einlassen wollen. Nur ist nothwendig daß sie dies aus nützlichen Absichten thun, und nicht aus bloßem Vorwitz, noch viel weniger aus Spötterey*), wie es unglücklicher Weise solche Libertiner giebt, die im Stande sind die revoltante Bosheit ihres Herzens so weit zu treiben, unter dem unsinnigen Vorwand, daß der Magnetismus und Somnambulismus weiter nichts als Betrug von Seiten der Krancken sind, die sich stellen als ob sie schliefen und die Rolle von Schlafrednern bloß darum spielen, um die Umstehenden zum Narren zu haben; eine Supposition, welche beweist, daß es diesen anmaßlichen Philosophen eben so sehr an gesunder Vernunft als an der wohlthätigen Tugend fehlt, daß sie unfähig sind das Wahre vom Falschen zu unterscheiden,

*) Denn diese Geisterart kann keinen Scherz ertragen.

scheiden, unfähig irgend eine Thatsache zu untersuchen oder irgend eine Beobachtung genau und ohne Vorurtheil zu berichtigen, sondern immer nur das, was in ihrer phantastischen Einbildung möglich ist, dem würklichen unterschieben, wovon sich jeder vernünftige und unpartheyische Mensch durch das unzweifelhafteste Zeugniß seiner äussern Sinne, sowohl als durch die Principien des allgemeinen Menschenverstandes, kurz durch eine überzeugende Erfahrung gewiß machen kann *).

So

*) Wie die Herren sich ohne Noth ereifern! Wozu dieser abermalige, mit so vieler Arroganz und Prätension, am Ende doch nichts, schlechterdings nichts sagende Ausfall gegen die sois-disans Philosophes? Wenn die Herren eine gute Sache haben, so braucht es alles dieses Schwadronierens und Schimpfens und Haderns mit den Unglaubigen nicht. Als zu Paris die Rede von den ersten Aeronautischen Versuchen war, fehlte es wahrlich nicht an Zweiflern, Unglaubigen und Spöttern: aber die Mongolfiers, Charles und Pilatres verhielten sich ganz ruhig dabey; sie schimpften nicht auf die Philosophen, sprachen niemand, der an der Richtigkeit ihrer Erfahrungen zweifelte, Tugend und Menschenverstand ab, sondern überführten die ganze Welt durch den unläugbarsten Augenschein; und seit dieser Zeit zweifelt kein Mensch mehr an der Möglichkeit und Würklichkeit ihrer Luftreisen, und daß es damit ganz natürlich zugegangen. Sind die Phänomene des animalischen Magnetismus und des Somnambulismus oder der Schlafrednerey eben so reel, und beruhen sie auf eben so natürlichen, deutlich angeblichen,

durch

So wie der Geist der Krankheit und seine Einflüsse sich von dem Krancken entfernen, begegnet es oft daß von Tag zu Tage wohlthätige Geister von besserer Qualität und von einem höhern Grade der Erkentniß einander bey den Schlafrednern ablösen; eine Sache wovon man sich überzeugen kann, wenn man jedesmal den Interlocutor (den redenden Geist) nach dem Nahmen fragt, den er bey seinen Lebzeiten führte. Unter dem vorerwähnten Grade der Erkentniß verstehen wir (NB. NB.) die Kentnis der höhern und sublimen Wissenschaften *) (des *sciences relevées* et *sublimes*) nicht die Wissenschaft

durch Maas und Zahl bestimmbaren, und unter gleichen Bedingungen immer gleich würkenden Ursachen: so werden sie, wie die Aeronautischen Versuche, über alle ihre Gegner einen unfehlbaren und öffentlichen Triumf erhalten, und die Philosophen, (eine Classe von Menschen, die schlechterdings kein anderes Interesse hat noch haben kann als Wahrheit zu erkennen und auszubreiten) werden der Wahrheit nicht nur mit Freuden Zeugnis geben, sondern gewis auch mehr als alle Nicht-Philosophen im Stande seyn, diese Entdeckungen durch Versuche, Beobachtungen und Combinationen immer mehr zu berichtigen, zu erweitern, und zum gemeinen Besten anzuwenden.

*) Was das wohl für Wissenschaften seyn mögen? Vermuthlich die *Quaedam alia*, die jener Spanier im Sinne hatte, da er ein Buch *de omni Scibili et quibusdam aliis* schrieb?

schaft der natürlichen Dinge hienieden; denn diese leztern sind gerade das, wovon die Geister einer niedrigern Ordnung am meisten wissen, da diese Gegenstände mit den natürlichen Neigungen, wovon diese geringern Geister sich noch nicht so wie die höhern loß gemacht haben, die meiste Analogie haben.

Sie sehen, hochgeehrte Herren, aus diesem summarischen Ueberblick der Kette von Prinzipien und Thatsachen, die uns aufgefodert haben Ihnen diesen Brief zu schreiben, und zugleich den Inhalt desselben der Untersuchung des denkenden und unpartheyischen Publikums zu unterwerfen*), daß die Entwickelung und der Beweis von allem diesem mit einer Menge verschiedener Sujets zusammenhängt; welches uns dann veranlaßt hat, eine so große Verschiedenheit von Materien sowohl in den beygefügten Auszügen (aus Swedenborgs Schriften) als in den Resultaten die wir so eben davon gegeben haben, zuzulassen: und wir unterstehen uns zu hoffen, daß weder Sie h. H. noch irgend ein anderer aufgeklärter Leser**) wenn er gründlich darüber nach-

*) Sollte dies nach allem was wir bisher gelesen haben, den Herren Ernst seyn können? Oder ist es etwa nur ein wenig Staub in schwache Augen, um sie vollends blind zu machen? Kann es den Herren unbekannt seyn, was das Publicum der gelehrten und unpartheischen Dencker in ganz Europa sowohl von den Principien als der ganzen Welt- und Geister-Theorie ihres großen Propheten Emanuel Swedenborgs seit mehr als dreissig Jahren denkt? Was ist da noch zu untersuchen?

**) d. i. von einem übernatürlichen Licht illuminirter Leser; denn wir andern natürlichen Menschen, die bloß bey Sonnen- oder Kerzen-Licht sehen, und mit der unsichtbaren Welt in keiner so starken Connexion stehen, um unsere Kenntnisse daher zu ziehen — tappen, nach der Theorie dieser Herren, in der dicksten Finsterniß herum.

nachgedacht hat, keine Hors d' oeuvres darin finden wird; vorausgesetzt, daß man diese Darstellung aus dem Gesichtspunkt des allgemeinsten Nutzens und als ein Signal betrachte, wodurch wir die Leser zu den weitern Informationen und Untersuchungen, die wir so ausdrücklich angekündigt haben, auffodern wollen.

* * *

Ich bin aus Mangel an Raum genöthigt hier abzubrechen, und den Rest dieses Sendschreibens nur kurz anzuzeigen. Er enthält auch nichts erhebliches oder sonderbares mehr, sondern besteht fast gänzlich in homiletischen, mit großer Wärme geschriebenen Anpreisungen der *Charité* oder Christlichen Liebe, welche wieder zu entzünden die Tendenz der göttlichen Offenbarung sey, die der HERR (wie sie sagen) seiner neuen Kirche in unaussprechlichen Gnaden zu ertheilen geruhet habe. Besonders (fahren sie fort) beweise die Anwendung dieser wohlthätigen Lehre auf die Pflichten der Gesellschaft, wie heilsam sie jedem Staat, jedem Gouvernement sey, weil sie zum Hauptgrundsatz mache *), „daß „Niemand in der Ewigkeit glüklich seyn kann als in „dem Maaße wie er in diesem Leben ein guter Bürger und getreuer Unterthan gewesen ist. Das ist nun recht schön und gut; aber warum die Herren gerade hier so starck darauf drucken, das scheint doch wohl seine besondere Ursache zu haben, und sieht einer *Captatio benevolentiae* der Könige und Fürsten, die man dadurch zu seinem Vortheil präveniren will, sehr ähnlich. Man glaubt vermuthlich mit diesem Schilde die feurigen Pfeile des Bösewichts, d. i. die ewigen Behauptungen der Philosophen von dem mannigfaltigen Schaden, der sich aus theosophischer und theurgischer Schwärmerey, wie eine im Finsterniß schleichende Pest über

*) Sie citiren hiebey *Swedenborg de Nova* Hierosolyma et ejus doctrina coelesti, n. 93.

über die menschliche Gesellschaft ausbreitet, zurükzuschlagen: aber der muß sehr blind seyn, sagt Sancho Pansa, der nicht durch ein Sieb sehen kann. Alle religiöse Secten in der Welt haben sich von jeher (wie längst bemerkt worden ist) mit der Reinigkeit und Güte ihrer Moral schön machen wollen: wie konnten sie auch anders? Es würde doch wahrlich einem Apostel des neuen Jerusalems wohl anstehen, Ungehorsam und Aufruhr predigen oder die zehn Gebote aufheben zu wollen! Das wäre eine feine Art sich der Welt anzukündigen und in Credit bey ihr zu setzen! — Aber schon der einzige Punct, daß alle dergleichen Schwärmer es darauf anlegen, daß man glauben soll, die wahre Tugend, auch die bloß bürgerliche, sey nur bey ihnen zu finden, und alle, die nicht zu ihrer Fahne geschworen haben, oder sich aus Ueberzeugung ihren Lehrmeynungen, ihren Visionen, ihrer Teratologie, entgegensetzen, seyen Bösewichter, die durch die höllischen Geister gegen sie, die Auserwählten des HERRN, angehezt würden: schon dieses einzige ist Beweises genug, was man von ihrer Moral und Politik zu denken hat. Uebrigens möchte ihre Sittenlehre noch so richtig, ihr Herz noch so gut, ihre Absicht noch so rein seyn — man hat es nicht mit ihrer Moral und ihrem Herzen, sondern mit ihrer Schwärmerey, ihrem religiosen Don Quichotismus, kurz mit ihrem Wahnsinn und Aberwiz, zu thun, den sie uns für göttliche Erleuchtung und Offenbarung geben, und mit den Resultaten übereilter, unzuverläßiger, mit allerley unheilbaren logicalischen Nullitäten behafteter Erfahrungen, worauf sie ihre träumerischen Theorien gründen. Der unendliche Schaden, den dergleichen ansteckende Krankheiten des Verstandes — zumal wenn sie noch mit Milzsucht, in Unordnung gerathenen Nerven und verstopften Zirbeldrüsen, und noch mehr wenn sie mit Tartüfferey, Beutelschneiderey, und allerley selbstischen Leidenschaften

vergesellschaftet sind — von jeher in der Welt angerichtet haben, liegt in der Geschichte der Menschheit vor allen Augen; wir brauchen wahrlich keine neue Erfahrungen zu machen, um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen.

Zum Beschluß bitten die Herrn um Erlaubnis einen Avis au lecteur beyzufügen zu dürfen, um den es ihnen diesmal hauptsächlich zu thun ist, und wovon dieses ganze Sendschreiben nur das vehiculum zu seyn scheint. Sie kündigen also dem Publico an: eine genaue und vollständige Ausgabe der Lehrbücher (Livres doctrinaux) der göttlichen Offenbarung für die neue Kirche des HERRN, bestehend 1) in den Original-Werken Swedenborgs die bereits in England und Holland gedruckt worden sind, und in den noch ungedruckten Handschriften; 2) in Uebersetzungen dieser Wercke ins Französische und Schwedische; 3) in einer neuen Auflage der Lateinischen Bibel-Uebersetzung des Sebastian Schmidius, mit den Verbesserungen, welche Emanuel Swedenborg nach dem Hebräischen und Griechischen Grundtext an selbiger gemacht hat. Diese Werke sollen mit dem äussersten Fleiße und der Correction, so die große Wichtigkeit der Sache erfodert, in 8. auf gutes Papier und mit schönen Lettern, in einem so wohlfeilen Preis, als man nach Maasgabe der mehr oder wenigern Bestellungen nur immer wird machen können, gefertiget werden. Zu diesem Ende bittet die Gesellschaft alle Freunde der Wahrheit, die Bestimmung der Anzahl von Exemplarien dieser dreyerley Druck-Wercke unter der Addresse, à la Societé Exegetique et Philanthropique à Stockholm, gelangen zu lassen. Wir wünschen ihnen viele Abnahme. Denn es ist mit der Schwärmerey wie mit ansteckenden Seuchen; die freye Luft und ein tüchtiger Zugwind ist das beste Mittel ihrem Gifte seine Stärcke zu benehmen.

W.

Der
Teutsche Merkur.

December 1787.

I.

Ueber Aberglauben.

Unwissenheit der Ursachen, Gefühl unserer Schwäche, unserer Uebel, darauf gegründete Besorgnis künftiger Uebel, brachte die Furcht — und mit dieser den Aberglauben hervor.

Nicht unrecht erklären Hobbes und Helvetius die Superstition durch „Verehrung unsichtbarer Mächte, die auf Furcht gegründet sey.“

Der rohe Wilde fühlte seine Selbstthätigkeit, war sich solcher Handlungen bewust, die er nach vorgängigen Ideen und mit Absicht verrichtete. Nun sah er Wirkungen in der Natur, die ihm Aehnlichkeit mit menschlicher Handlungsweise zu haben, von einem Willen — wie die seinigen — herzurühren schienen.

Man kennt den Hang des Wilden, alles zu personificiren, sich alles von Geistern beseelt vorzustellen. Aber er sah die Ursachen der ihm nüzlichen oder schädlichen Naturwirkungen nicht, und schrieb daher die gu-

ten Erfolge gutgesinnten, die bösen aber, überwollenden Ursachen zu.

Seiner Sinnlichkeit ist's unmöglich, Verstand und Willen von der menschlichen oder thierischen Gestalt zu trennen, womit er jene Attribute immer vereinigt gefunden hatte.

Er imaginirt sich also seine — gewöhnlich unsichtbaren Urheber des Guten und Bösen, in einer der unsrigen ähnlichen Gestalt. Und in dieser Gestalt sollen die Engel, Dämonen, und alle Popanzen der Feenwelt auch mehrentheils erschienen seyn.

Göttererscheinungen in Menschengestalt, und Apotheosen verstorbener Menschen sind uralte Ausschweifungen des menschlichen Geistes.

Die Idee von Aparitionen übermenschlicher Wesen beförderten auch die Träume, woraus Lukrez den Ursprung des Dogma von der Seelenunsterblichkeit herleitet.

Man siehet im Traum bisweilen sonderbare Gestalten, die zu leben, zu handeln, zu sprechen scheinen. Diese Idee wird dem Träumer oft bis zur Täuschung klar und lebhaft. Er wähnt, ausser sich zu sehen, was er sich nur lebhaft einbildet. Er unterscheidet Einbildung, Wirkung der Imagination, nicht von wirklicher Empfindung.

Also wähnt er die objektive Realität dieser phantastischen Gestalten, schreibt ihnen ein Bestehen ausser

seiner

seiner Vorstellung zu. Träume sind noch jetzt bey wilden unwissenden Völkern von großer Bedeutung.

Optischer Betrug — Schatten der Dämmerung, welche für die rege Einbildungskraft allerley Gestalten annehmen, und sich auf- und abzubewegen scheinen — verbunden mit nächtlichen Träumen, die uns das Bild verstorbener Geliebten, bis zur Täuschung lebhaft, erneuern und darstellen — seufzerähnlicher Ton, Getöse in der Nacht, dessen Ursache uns nicht in die Sinne fällt, erzeugte den Wahn von Gespenstern, Widerkehr der abgeschiedenen Seelen, u. s. w.

Nur klein und eng beschränkt ist der Kreis der Erfahrungen und Kenntnisse des Wilden. Nur das gewöhnliche ist ihm das Natürliche, das Ungewöhnliche aber, das seinen Blicken fremde ist, heißt er — übernatürlich.

Daher sein Glaube an Hexerey, Magie, Mirakel. Nichts ist leichter, als bey einer leichtglaubigen, unwissenden Nation die Rolle eines Miraklers zu spielen.

Daß durch die Macht des Zauberers — die auf den Beystand der Geister sich gründet — Todte wider aufleben, Verstorbene erscheinen, daß ein Mensch auf einem Pfeil durch die Luft fährt, daß ein anderer, dem ihm unbekannten Gesez der Schwere zum Troz, von der Erde in einen Stern hinaufsteigt, und da glücklich ankommt, ohne in denen, ihm unerträglichen, Atmosphären so vieler andern Planeten, die er durch-

 segeln

segeln müßte, unterwegs zu ersticken — dies alles ist den Unwissenden gar nicht schwer, zu glauben.

Die Gottheit der Alten war nichts als die Weltseele, d. h. ein durch die ganze Unendlichkeit der Natur verbreitetes wirksames Prinzip, aus welchem die Seelen aller Lebendigen ausflossen, und welches sie, nach Auflösung der Körper, wieder in sich, als ihm homogen, aufnahm.

Diese Seele hatte die Natur des Elementarfeuers, oder des reinsten alles durchdringenden Aethers. Daher die uralte Idee, daß die Seele particula divinae aurae, Hauch Gottes, sey.

> Deum namque ire per omnes
> Terrasque, tractusque maris, coelumque profundum. *Virg.*

Eben diese Seele der Welt, welche man nach dem Muster der unsern Körper belebenden Seele gebildet hatte, bewegte auch die Gestirne, die ein reines Feuer zu seyn, und daher mit der vorausgesezten ätherischen Natur der Seele eine besondere Verwandschaft zu haben schienen. Die Seele nun, als ein luftiges ätherisches Ding, mußte, von ihrem Körper entfesselt, nothwendig in die Höhe steigen. Sie kehrte also in den Aether, wovon sie genommen war, und zu den ihr verschwisterten Gestirnen zurück, da in der Natur jedes Ding sich gern mit dem, was ihm homogen ist, vereinigt.

Darauf

Daraus folgte dann die Meinung, daß die Seelen der Gerechten und Frommen auf die Sterne versezt würden, oder in dem Feuerhimmel — dem eingebildeten Raum über allen Sternen — residierten.

Die Neuern, welche sich Seelen als unausgedehnte, mithin keiner Bewegung fähige Substanzen denken, hätten doch so etwas zu behaupten nicht fortfahren sollen. Denn ein Ding ohne alle Ausdehnung nimmt gar keinen Ort ein, ist in keinem Theil des Raumes, kann seinen Ort also auch nicht verändern. So ein Ding ist nicht mehr und nicht weniger im Mond oder im Saturn, als es auf der Erde ist.

Will man aber der Seele ein von ihr unzertrennliches ätherisches Korpuskel beylegen, so ist nicht nur die Existenz dieses Korpuskels völlig unerweißlich *), sondern da dasselbe — seine Realität hier vorausgesezt! — in unsern gröbern sichtbaren Leib eingekerkert, einen Theil des Erdglobs ausmachte, und, von der anziehenden Kraft desselben gefesselt, zurückgehalten wurde über die Grenzen unsrer Atmosphäre hinaus aufwärts zu steigen: so ist es in der That nothwendig zu denken, daß, da täglich tausende von Seelen mit ihren Körperchen sich vom Erdball losreissen, und zu fernen Welt-

N 3 körpern

*) Oder eine Hypothese, die man nur erdacht hat, um vermittelst derselben einigermassen begreiflich machen zu können, wie die Seele nach der Zerstöhrung der Organe noch Perceptionen und Eindrücke erhalten könne.

körpern aufschwingen, durch einen so großen Verlust an Partikeln die Schwere des Erdballs verringert werden müßte, und er aus seiner Laufbahn verrückt, sich gegen andere Weltkörper nicht mehr im Gleichgewicht halten könnte.

Die endliche Folge davon wäre die Zerstörung des Globs.

Bey uns auf Erden siehet man nie desorganisierte Bürger aus andern Planeten ankommen. Es läßt sich daher nicht leicht begreifen, woher der Erde jener continuirliche Verlust an Atomen — wenn er wirklich statt fände — ersezt würde?

Wir können also als ausgemacht annehmen, daß das Land der Seelen eine terra incognita sey, und es allezeit bleiben werde, so lange wir nicht, anstatt unserer jezigen, eine neue und ganz andere Art der Sinnlichkeit erhalten, in welchem Falle aber unser, auf die jezige Art unserer Sinnlichkeit gegründetes Bewußtseyn, unsere Persönlichkeit — welche so sehr an dasjenige Beharrliche im Raume, welches wir unsern Körper nennen, gebunden ist — wegfallen würde.

Die heiligen und untrüglichen Lehren der Offenbarung beyseite gesezt, scheint Hume Recht zu haben, wenn er in seinen Dialogen über natürliche Religion sagt; „Es gab nie eine Volksreligion, welche den „Zustand der abgeschiedenen Seelen in einem solchen „Lichte darstellte, welches in den Menschen den Wunsch, „daß

„daß es einen solchen Zustand geben möge, sehr begün-
„stigen könnte. Diese verfeinerten Begriffe sind das
„Werck der Philosophie. Der Tod befindet sich zwi-
„schen unserm Auge und der Aussicht in die Zukunft
„in der Mitte, und er ist ein der Natur so schauder-
„haftes Ereigniß, daß er über alle jenseits (der Erfah-
„rung) liegende Regionen Düsterheit verbreiten, und
„dem größern Theil der Menschen, Begriffe von Cer-
„barus und Furien, Teufeln, und feurigen Schwefel-
„ströhmen zuführen muß" — —

Hume sagt, daß die schauerlichen Bilder in den Religionen die herrschenden wären, daß die Furcht der meisten vor der Hölle größer sey, als ihr Verlangen nach dem Himmel, und obgleich bey der Religion die Leidenschaft der Hoffnung eben sowohl statt fände, als die der Furcht, so müsse man doch immer einräumen, daß, so wie Furcht die ursprüngliche Quelle der Religionen sey, sie auch allzeit diejenige Leidenschaft bleibe, welche der Geist der Religion — da er mehr der Schwermuth und Bekümmerniß, als der heitern Laune verwandt sey — vorzüglich zu unterhalten und zu nähren pflegt.

Ganz unrecht kann man dem scharfsinnigen Manne nicht geben. Man muß ihm beystimmen, wenn bloß von der Religion, so wie sie in den Köpfen der meisten beschaffen ist, die Rede ist.

Die Schreckniſſe der Religion überwiegen bey Menſchen von etwas trübſinniger Stimmung, ihre Tröſtungen. Dies gilt ſonderlich bey der Vorausſetzung, daß die Zahl der ewig Verdammten ungleich größer ſeyn werde, als die Zahl der Auserwählten und Seligen, und daß jeder bekehrte Menſch aus dem Stande der Gnade wieder zurückfallen, und durch neue Sünden, ſeines ſchon erlangten Anſpruchs auf die ewige Seeligkeit wieder verluſtig werden könne.

Anonym.

II.

Ueber Tolands und Jacob Bernoullis Grabſchriften.

Toland, den die Theologen als einen ihrer heftigſten Gegner, und die Philoſophen als einen Apoſtel der Nezeſſität und des Materialiſmus kennen — Toland der Vertheidiger des Titus Livius gegen den ihm gemachten Vorwurf des Aberglaubens, verfertigte ſich ſelber folgende Grabſchrift:

H. S. E.
Ioannes TOLANDVS
Qui in Hybernia prope Deriam natus

In

In Scotia et Hybernia ſtuduit
Quod Oxonii quoque fecit adoleſcens
Atque Germania plus ſemel petita
Virilem circa Londinum tranſegit aetatem
Omnium literarum excultor
Ac linguarum plus decem ſciens
Veritatis propugnator,
Libertatis aſſertor
Nullius autem ſectator aut cliens
Nec minis nec malis eſt inflexus
Quin, quam elegit, viam peregeret
Vtili honeſtum anteferens.
Spiritus cum *aethereo patre*
A quo prodiit olim, conjungitur
Corpus idem naturae cedens
In materno gremio reponitur
Ipſe vero *aeternum eſt reſurrecturus*
At *idem* futurus *Tolandus* nunquam.
Cetera ex ſcriptis pete!

d. i.

Hier liegt
Johann Toland,
der in Irrland unweit Derry gebohren,
in Schottland und Irrland wie auch zu Oxford
als Knabe und Jüngling ſtudiert,
und nach verſchiedenen Reiſen in Teutſchland
ſeine männlichen Jahre in London verlebt hat.
Ein Behaupter der Freyheit

aber Niemands Anhänger noch Client
ließ er sich weder durch Drohungen
noch Leiden bewegen
von dem erwählten Wege abzuweichen
und das nüzliche dem was recht ist vorzuziehen.
Sein Geist vereinigt sich nun wieder
mit dem ätherischen Vater, aus dem er einst hervorgieng;
Sein Leib, von der Natur überwältigt,
sinkt in dem mütterlichen Schoos zurük.
Er selbst aber
wird ewig wieder auferstehen,
ohne je wieder derselbe Toland zu seyn.
Das Uebrige lerne aus seinen Schriften!

Da, wo Tolands Kadaver lag, sollte dem Leser der Grabschrift auch noch Tolands Eigenlob entgegen stinken?

Noch aus seinem Grabe pralen wollen, scheint die äusserste Thorheit zu seyn.

Man vergleiche damit die Bescheidenheit und Einfalt des helvetischen Geometers. Er hatte die logarithmische Spirale — eine krumme Linie, die ihrer Evolute ähnlich, aber nicht gleich ist — erfunden.

Weil diese Linie auf sehr viel andere Arten, durch welche sonst aus einer krummen Linie, andere entstehen, immer sich selbst wieder darstellt, so hat er sie als ein Denkmahl seiner Entdeckungen, und zugleich

als ein Sinnbild unserer Auferstehung, mit der Ueberschrift: *Eadem* mutata resurgo! auf seinen Grabstein setzen lassen. Bernoulli war, zufolge des Charakters den ihm seine Wissenschaft gab, kein Schwäzer, wie Toland. Man merke auf das *idem* futurus nunquam des Toland, und das *eadem* — resurgo des Bernoulli. Jener hielt seine Bestimmung für eine krumme Linie, aus welcher nach und nach, auf mannigfaltige Art, andere, von jener verschiedene, entstehen. Dieser sah die seinige für die logarithmische Spirale an.

Die Religion entscheidet für die logarithmische Spirale; das System der Natur für eine krumme Linie, die — verändert — nicht dieselbe bleibt. Das Problem wäre nun, den Grad der Wahrscheinlichkeit zu kalkuliren, daß unsere Bestimmung die eine vielmehr als die andere von diesen Linien beschreibt? Die Data zur reinen philosophischen Auflösung des Problems scheinen uns abzugehen. Der Arzt, der Physiker, der nur von Physiologie und Erfahrung, vom Zusammenhang zwischen Mechanismus und Denken, ausgehet, wird für die Tolandische Erwartung zahlloser Auferstehungen, wobey man aber nicht eine und ebendieselbe Person bleibt, sondern jedesmahl das Bewußtseyn des vorigen Zustandes verliehrt, zu entscheiden geneigt seyn.

Der Metaphysiker glaubt — nicht ohne allen Grund — daß man ausser dem körperlichen Mecha- mus,

nismus, noch immaterielle Kräfte, (die Substanzen der Geisterwelt) annehmen müsse.

Allein es scheint, daß er aus dem wenigen, was wir von der Natur der Seele wissen, unmöglich einen Beweis von der ewigen Fortdauer unserer Persönlichkeit herleiten kann, zumal, da gewisse Analogien — die man doch nicht gerade von der Hand weisen kann — diesem Saz entgegen zu seyn scheinen könnten. Der christliche Philosoph nimmt daher allezeit unter den Prämissen seines Beweises unserer persönlichen Fortdauer jenseits des Styx, und um uns den fatalen Wirkungen des Trunks aus dem Gedächtnißvertilgenden Lethe zu entziehen, einen oder den andern Saz an, der nicht rein philosophisch, und mehr aus der Offenbarung geborgt ist, z. B. den Saz von moralischen Eigenschaften, belohnender Güte, bestrafender Gerechtigkeit des unendlichen Wesens.

Nur noch ein Wort über Tolands spiritus cum *aethereo patre*, a quo prodiit olim, conjungitur.

Diese Aeußerung ist gewiß von der eines frommen Mannes sehr verschieden, der, sterbend wieder zu Gott, der ihn geschaffen hat, zu kommen hoffet. Dieser erwartet im Glauben ein näheres Anschauen der Gottheit in bessern Welten.

Der himmlische Vater (aethereus pater) Johann Tolands aber ist nichts als der Aether, oder das subtile

tile elektrische Fluidum, welches alle Körper durchdringt und belebt. Was Toland seinen Geist nennt, war nur in diesem Sinn divinae particula aurae, ein Hauch, welcher zerflattert, oder sich wieder mit dem Element der reinen, subtilen Himmelsluft vereinigt.

Dichtern kann man es hingehen lassen, wenn sie die Seele des Menschen als einen ätherischen Hauch beschreiben. Philosophen sollten doch Bilder der Phantasie nicht mit reinen Verstandsbegriffen verwechseln. Der inspirierte Geschichtschreiber der Urwelt war in seinem Schöpfungsdrama offenbar Maler des sinnlichen Scheines. Aber Philosophen sollten billig von der Seele schweigen, wenn sie uns nichts von ihr zu sagen wissen, als daß sie ein Hauch, eine Partikel des allverbreiteten Aethers sey. Sehr alt ist übrigens der Gedanke, daß die Seelen — für welche die Einbildungskraft frühe ein eigenes Land schuf — von ätherischer Natur und den Sternen verwandt seyn; Partikeln jener Weltseele, welche die Gestirne belebt und bewegt.

Als der leichtere, feinere, luftähnliche Theil des Menschen, mußte sie also — vom gröbern Körpern entfesselt — in die Höhe steigen, um sich wieder mit ihrem Element zu vereinigen.

Bald folgte die Meinung, daß die Seelen der Frommen ihren Wohnsiz auf den Sternen hätten, welche wir im Raume, als über uns schwebend, oder an

die

die Decke des Himmels angeheftet sehen. Daher die Idee von Himmelfahrten, welche die alten, etwas unastronomischen Begriffe vom Weltbau voraussezt.

Anonym.

III.

Versuch
eines Beweises der Existenz Gottes,
aus
der Bildung der ersten Menschen.

Die Metaphysik kann uns, wie die größten Philosophen gestehen, vom Daseyn Gottes nicht vollkommen überzeugen. Mir hat folgender populäre Beweis, welcher von der Metaphysik fast ganz unabhängig ist, der einzige überzeugende zu seyn geschienen.

Der Saz, von dem ich ausgehe, ist: unsere Erde ist, Jahrtausende hindurch, abwechselnd ein Spiel von Feuer und Wasser gewesen Die Beweise dieses Satzes sind unzählbar. Man sehe die Schriften der Naturforscher! —

War der Glob, wie Leibniz und Büffon wollen, irgend einmal eine glühende Masse, so ist es klar, daß es irgend einmal keine Menschen und Thiere auf Erden gegeben hat.

Ewige

Ewige Saameneyer — der Nothbehelf einiger Atheisten — hätten der langen Gluth nicht widerstehen können, hätten von ihr vernichtet werden müssen.

Wie konnten nun aus dieser Masse von Schlacken, Aschen, geschmolzenen und wieder hart gewordenen Metallen, kalcinirten Steinen, u. d. aus diesem großen Klumpen von Mineralien, den wir den Erdball nennen, die ersten Menschen, und die ersten Thiere von jeder Art entstehen? —

Der Glob konnte seine ersten Bewohner so wenig selbst hervorbringen, als noch jezt eine wüste Insel, mitten im südlichen Ozean, sich selbst mit Menschen bevölkern kann, die sie — wie Pilze — aus ihrem Schooße hervortriebe.

Aber man zweifelt, daß der Erdkörper je eine vom Feuer durchdrungene Masse gewesen? — daß Büffon Recht hat? Ich sage: dies wenigstens müßt ihr zugeben, daß das Meer ehemals die Oberfläche des Globs bedeckt hat, daß nur die Gipfel der höchsten Berge über dem All-Ozean hervorragten. Tausend Beweise zeugen dafür.

Und nach der grösten Naturforscher Urtheil, muß diese große Ueberschwemmung sehr lange — Jahrtausende vielleicht! — gedauert haben.

Von Menschen und Landthieren bewohnt konnte der Glob damals nicht seyn. Kann man glauben, daß unser Geschlecht je die Natur der Hechte oder der

He-

Heringe gehabt, und das feuchte Element bewohnt hat? Gewiß so wenig, als es denkbar ist, daß Hechte und Heringe je Bewohner des trockenen Landes gewesen sind! —

Telliameds Fischmenschen gehören zu den ungereimtesten Erdichtungen.

Auf den höchsten Alpenspitzen — welche trocken blieben — hätten, während der Ueberschwemmung, Menschen sich auch nicht erhalten können. Denn die Spitzen der höchsten Berge des Globs sind unzugängliche, sterile Felsen, wo nichts wächst, wovon Menschen sich nähren könnten.

Wie kamen auch die Elephanten, u. d. da hinauf? wie konnten diese Thiere, blos für die heisse Zone geschaffen, die kalte Luft der höchsten Berge ertragen? —

Wenn also — wie wir nicht läugnen können — die Oberfläche des Globs lange überschwemmt und für Landthiere unbewohnbar gewesen ist, so ist die Idee einer à parte ante unendlichen Reihe von Vätern und Söhnen widerlegt, so muß die Reihe der Zeugungen im menschlichen Geschlecht und in den andern thierischen Geschlechtern einen Anfang gehabt haben.

Woher nun die Ersten — also unerzeugten — Menschen, die ersten Thiere von jeder Art? Nicht aus ewigen Saameneyern — denn was ewig ist, ist auch nothwendig und unveränderlich.

Wo sind diese Eyer jezt? — Warum siehet man jezt nicht in den Wüsten von Afrika aus solchen Eyern

junge

junge Elephanten hervorkriechen? — Wie hätten diese Eyer, so lange im Wasser, der Fäulniß widerstehen können? — —

Die Erde selbst brachte eben so wenig die Ersten Lebendigen hervor. Hätte sie je diese zeugende Kraft gehabt, so müßte sie dieselbe noch haben. Noch jezt müßte man aus dem Schlamme, den die Sonne erhizt hat, halb oder ganz gebildete Menschen, Pferde, u. d. hervorkommen sehen.

Denn wenn die Natur der Welt ewig und unveränderlich ist, wie hat jene zeugende Kraft der Erde abnehmen und verschwinden können? Was kann kindischer seyn, als der Gedanke des La Mettrie, es gehe der Erde wie einer alten Henne, die aufgehört hat, zu legen? — Kolumella dachte richtiger. Auf den ersten Blättern seines Buches de re rustica, widerlegt er diejenigen, welche behaupten: die Erde, die Mutter von allen, sey, wie ein Mensch, durch Alter unfruchtbar geworden. Aber daß der Glob aus sich selbst Menschen und Thiere hervorgebracht habe, wird nur der glauben können, welcher es nicht unmöglich findet, daß ein Garten den Gärtner, ein Acker den Ochsen, der ihn pflügt, durch seine treibendende und plastische Kraft hervorbringen könne.

Wer kann glauben, daß der gefrorne Boden von Lappland seine Rennthiere, der dürre Sand lybischer

Wüsten die Löwen, Tyger, Straussen, Affen, ursprünglich hervorgebracht habe? —

Wenn also die Voraussetzung ewiger Saamen-Eyer grundlos ist — wenn der Erdball, der ohne seine lebendigen Bewohner, nichts ist als ein ungeheurer Klumpen von leblosen Mineralien, das Vermögen nicht hat Menschen und Thiere zu erzeugen — wenn wir gleichwohl nothwendig annehmen müssen, daß die Reihe der Zeugungen im menschlichen und den thierischen Geschlechtern einen Anfang gehabt haben muß — — läßt sich denn die Entstehung der Stammeltern unseres Geschlechts, und der Stammthiere von jeder Art, noch aus irgend einem Mechanismus der körperlichen Welt erklären? Ist es da noch ungereimt, die unmittelbare Thätigkeit eines höhern, übermenschlichen, überirrdischen Wesens anzunehmen?

Die Bildung der Ersten Menschen, der ersten Thiere von jeder Art, ist durchaus aus keinem Mechanismus zu begreifen. Mit Grund sagt Hr. Prof. Feder: daß durch den Verstand Maschinen hervorgebracht werden, das wissen wir aus Erfahrung gewiß. Daß aber der Verstand je durch eine (noch so künstlich zusammengesezte) Maschine hervorgebracht werden könne, dafür zeugt keine einzige Erfahrung. — —

Wer annehmen könnte, Menschen wären einst, wie Schwämme, aus der Erde hervorgewachsen, oder Schlamm, von der Sonne erwärmt, und in Gährung gesezt,

gesezt, hätte sich einmal in Menschen, Pferde, Vögel verwandelt, der kann auch alle Verwandlungen, welche Ovid besingt, alle Mirakel der Superstition, alle mögliche antiphysikalische und der gemeinen Erfahrung widerstreitende Ereignisse, nicht unwahrscheinlich finden.

Denn er schreibt der Erde eine zeugende Kraft — der zufälligen Mischung und Verbindung der Erd- Wasser- Luft- und Feuertheilchen, eine Wirkung zu, welche ihr, wie die Erfahrung beweist — nicht zukommt.

Mit Recht sagt also Hr. Schlözer im 1. Th. seiner Weltgeschichte p. 33. §. 14. „Der Mensch entstand „durch unmittelbare Schöpfung. Das zufällige Werden der Menschen und Thiere aus Schlamm, den die „Sonnenwärme belebt, die aus der Erde hervorgewachsenen Urmenschen der Griechen, Anaximanders „und Telliameds Fischmenschen, sind nach unsern heutigen Einsichten — Possen.“ — —

Anonym.

IV.
Gespräch
zwischen
einem Dominikaner und Exjesuiten.

Dom. Beynahe hätte ich sie in ihrer neuen Uniforme verkannt.

Exj. Ich streite nun unter der Fahne des H. Petrus.

Dom. Unter dem Krummstabe der Bischöffe . . . Können sie das verschmerzen?

Exj. Warum nicht? unter dem Krummstabe ist gut wohnen.

Dom. Ihr sahet weit über die Bischöffe hinaus, Ihr spieltet mit ihnen wie mit Marionetten.

Exj. Freund! Sie führen die Sprache unserer Feinde. Ich will sie nicht widerlegen. Wir sind verurtheilt, und der Stab ist über uns gebrochen. Wer da stehet, der sehe daß er nicht falle! Heute mir, morgen dir.

Dom. Was wollen sie damit sagen?

Exj. Der Damm ist zerrissen. Morgen oder übermorgen stürzen die Fluthen auch über Bettelmönche her.

Dom. Ein schöner Damm! Wo wären wir, wenn ihr die Schutzwehre unserer Wohlfahrt wäret? Wen habt ihr mehr gehaßt, verfolget, verachtet als uns?

Exj. Nebenabsichten und Schulmeynungen entzweyten uns. Wenn es aber darauf ankam, das allgemeine Wohl der regulirten Geistlichkeit wider dir weltliche Klerisey oder wider die Unterdrückung der Fürsten zu vertheidigen, da standen wir euch mit aller unserer Macht bey. Was thaten die Jesuiten nicht, die Aufklärung, jenes Ungeheuer, welches das ganze Gebäude unserer gemeinen Wohlfaht untergraben hat, in der Wiege zu ersticken, und da es über unsere Kräfte hinanwuchs,

anwuchs, ihm durch neu erfundene Andächteleyen, durch zweckmäßigen Unterricht in Schulen, im Beicht- und Predigtstuhl, und durch unsere unzählige Devote Abbruch zu thun? Ehedem glichen die Monarchen den Alpen, deren Häupter sich in finstern Wolken verbargen. Da war es euch und uns leicht, die einzeln zerstreueten Lichter in den düstern Thälern auszulöschen, oder ihnen wenigstens den Zugang zu höheren Gegenden zu versperren. Jetzt ströhmt das Licht von den Thronen der Fürsten selbst unter die Völker herab. Sie reichen dem niedrigsten Klüglinge die Hand, unsere Blöße aufzudecken, und wir sind insgesammt verloren.

Dom. Unsere Armuth wird uns schützen. Wir mischen uns nicht in die Geschäfte der großen Welt, wir treiben keinen Schleichhandel, wir besitzen kein Paraguay —

Exj. Still, lieber Freund! Seitdem der Finanzengeist in die Fürsten und ihre Minister gefahren ist, rechnet man die Mönche insgesammt unter die unnütze Broddiebe, und man zählt euch alle Brocken nach, die ihr in den Mund steckt. Was der Wahn von unsern Reichthümern und Macht zu unserem Verderben ausgebrütet hat, das wird endlich auch die Ueberzeugung von euerer Unnützlichkeit zu eurem Untergang bewirken. Zünden die großen Staasökonomen noch ein Lichtchen mehr an, und sehen dem gefährlichen Geiste, der sich unter euerer heiligen Kutte versteckt, recht ins Gesicht, so werden sie finden, daß wir Engel gegen euch waren.

Dom. Würgengel, nicht wahr?

Exj. Sie scherzen, und werden mir daher nicht verübeln, wenn ich mich dieses biblischen Ausdrucks bediene, den Geist der auf euch ruhet zu charakterisiren. Verzeihen sie mir; ich rede nur im allgemeinen, und mit meinem alten Freunde, den ich seines guten Herzens wegen hochschätze und liebe.

Dom. Das verstehet sich. Freunde haben keinen Willen einander zu beleidigen. Wir disputiren nur exercitii gratia. Das Wort Würgengel hat auch nichts beleidigendes. Gott bediente sich guter Engel, die blinden Aegyptier zu würgen.

Exj. Auch, deucht mich, ist die Anwendung nicht unschicklich. Auch der Statthalter Gottes auf Erden hat seine Würgengel; und diese seyd ihr. Ein solcher Engel war euer Ordensstifter. Auf Befehl Innocenz des dritten trug er dem Grafen von Toulouse und seinen Kreuzbrüdern und Schwestern die Fahne vor, da sie hunderttausend Albigenser erwürgten. Diese beweibten Ritter waren eure Ordensbrüder. Ihr Schwerd war euer Schwerd wider die von euch verketzerten Völker, Könige und Kayser. Weiber und Kinder minderten ihren Würgengels-Charakter, und verwandelten sie in fratres gaudentes. Euch blieb der Durst nach Blut. Man vertrauete euch das heilige Amt der Inquisition, und seitdem labet ihr euch an gebratenen Ketzern bis auf den heutigen Tag.

Dom.

Dom. Das ist der Geist eines eifrigen Moses, eines brennenden Elias, welche die Kalbsverehrer und Baalspfaffen dem Herrn zum Opfer schlachteten.

Exj. Nur mit dem Unterschied, daß diese große Männer der Eifer für Gottes Ehre, euch aber von jeher eine blinde Wuth, des Pabstes geistliche und weltliche Macht zu vermehren, begeistert hat. Ihr waret die Ersten, die Hildebrandischen Grundsätze in die Herzen der Menschen einzupflanzen. Euer Englischer Lehrer, Thomas von Aquin, zu dessen Schule ihr geschworen habt, führte sie zuerst in die Theologie ein *), und ihr machet sie bis auf diese Stunde zu Glaubensartikeln. Euer Orakel zu Rom, der berühmte P. Monacchi, schwazt auf allen Blättern seines Diritto libero betitelten Buchs, von der Herrschaft der Päbste über alle zeitliche Güter, von der Abhängigkeit aller christlichen Monarchen vom päbstlichen Stuhl in der Gesetzgebung und politischen Regierung, von der Immunität der Geistlichen und ihrer Güter in den Staaten der Fürsten. Diejenigen, welche anderer Meynung sind, nennt er im 4ten Band, S. 158. seiner Christlichen Alterthümer Hussiten, Wicleviſten, Arnaldisten, Lutheraner u. s. w. Er lehrt, der Pabst habe die vollkommne Macht, die Fürsten zu strafen, ihre Unterthanen von dem Eide der Treue zu befreyen, sie abzusetzen, und nach Belieben ihren Thron zu ver-

 ge-

*) Secunda Secundae, quaest. 12. Artic. 10.

geben. Diese Lehre ist so sehr in euer Wesen verwickelt, daß sie euch so gar in den Konstitutionen eures Ordens vorgeschrieben wird. Es wird euch daselbst *) befohlen, die Bulle in coena domini (diese allgemeine Sturmglocke wider die natürliche Macht und Rechte der Fürsten) nicht nur genau zu beobachten, sondern auch alle eure Beichtkinder zu Befolgung derselben anzuhalten, jederzeit eine Abschrift davon bey euch zu haben, sie in Sakristeyen und Beichtstühlen anzuheften, und öfters im Jahr allen Ordensbrüdern vorzulesen.

Dom. Diese Lehre hat bey uns keine übeln Folgen. Wir verehren die Fürsten, und unterwerfen uus ihren Befehlen. Da in einigen Ländern befohlen wurde, die Bulle in coena von den Beichtstühlen abzureißen, gehorchten wir ohne Widerrede.

Exj. Was nützt das, wenn ihr fortfahret, sie dem Gewissen eurer Beichtkinder einzuschärfen? Aeusserlich unterwerft ihr euch den fürstlichen Befehlen, weil es euch an Kräften gebricht, ihnen zu widerstehen. Zwischen euern Klostermauern und in euern Schriften verdammt ihr sie, als Beweise ketzerischer Gesinnungen. Was ihr übrigens zu thun fähig seyd, das beweiset die Geschichte. Die Grafen von Montfort vertriebet ihr, mit Hülfe eurer Ritter, von Land und Leuten. Kaiser Heinrich VII. sollt ihr mit einer vergifteten Hostie in die andere Welt geschickt haben; wi-

*) Distinct. 2. C. 12. N. 3.

der Friedrich II. und Ludwig von Bayern zoget ihr die Sturmglocke an. Da euch Kosmus I. zu Florenz, wo ihr seit Jahrhunderten viele der Republik gefährliche Rollen gespielt hattet, als eine der weltlichen Macht entgegengesetzte Sekte aufzuheben willens war, richtetet ihr eure Mähnen, und sperrtet euern Rachen so fürchterlich wider ihn auf, daß er Gott danken mußte, daß ihr durch die Zurückziehung seines Befehls befriediget wurdet. Jaques Clement, eurem Ordensbruder, gabt ihr durch eure Predigten, und vielleicht auch durch einen geheimen Befehl, das Mordmesser in die Hand, womit er König Heinrich III. verwundete. Ihr predigtet öffentlich und heimlich in Frankreich und Italien, ein vom Pabste exkommunicierter und seines Throns entsetzter Tyrann wäre so gut als vogelfrey; und einige von euch rühmten sogar den hingerichteten Königsmörder in Lobreden, als einen Märtyrer des Glaubens.

Dom. Aus den Handlungen einzelner Personen läßt sich nicht auf den Geist unsers ganzen Ordens schließen.

Exj. Sie hätten recht, wenn diese ruchlose Handlungen keine Folgen eurer Grundsätze und Konstitutionen wären. Was ihr Uns mit oder ohne Grund vorwarft, das könnt ihr auf keine Weise von Euch ablehnen. Eure Lehre und Konstitionen die ihr beschworen habt, machen den Pabst zum allgemeinen Herrn der Welt, und euch unterwerfen sie ihm oder in desselben Namen eurem P. General, dergestalt, daß ihr

ihm unter der Strafe der Exkommunikation gehorchen müsset. Folglich wäret ihr meineidig und in påbstlichem Sinn in Gefahr der ewigen Verdammniß, wenn ihr im Fall, daß das anbefohlne påbstliche Wohl mit jenem eures natürlichen Fürsten in Kollision käme, das letztre dem ersten vorzöget. Wie fürchterlich ist dieser Fall für solche Fürsten, deren Existenz der påbstlichen Größe starken Abbruch thut! Alle Mönche sind zwar, unter der Strafe des Kirchenbannes, zum Gehorsam gegen den Pabst, und ihre demselben untergeordnete Obrigkeit verpflichtet; allein durch ihre beschworene Konstitutionen sind sie nicht so eng mit dem påbstlichen Stuhle, als ihr durch die eurigen, verbunden.

Dom. Ein beneidungswürdiger Vorzug.

Exj. Ich beneide euch nicht. Eure Konstitutionen unterwerfen euch dermaßen dem påbstlichen Stuhl, daß ihr der Fürstl. und Bischöflichen Gewalt nicht nur ganz und gar entgegen, sondern auch ihres Schutzes auf immer beraubt seyd. **Unser Orden, sagen sie** *) **ist dem Römischen Pabst unmittelbar unterworfen; daher sind wir von aller Macht, und von der Gerichtsbarkeit der Prälaten, welche sie auch seyn mögen, wenn sie von unserm Orden nicht sind, gänzlich frey.** Und in einer andern Stelle **), **verbieten sie einem jeden** Re-

*) Distinct. 2, C. 2. N. 9.

**) Distinct. I. Tit. de graviori culpa c. 18. n. 5. Dist. 8. c. 13. Tit. Itinerantibus N. 9.

Religiosen unter der schwersten Sünde, und unter der Strafe der größern Excommunication, zu den Fürsten und Bischöffen seine Zuflucht zu nehmen. In dem General-Kapitel, welches im Jahr 1654. zu Rom unter eurem General de Marinis versammelt war, wurden alle die Strafen, die von jeher auf dieses große Verbrechen gelegt worden waren, bestätiget, und es waren ihrer vier und dreysig, worunter sich folgende am meisten auszeichnen: daß ihr von dieser Schuld nicht losgesprochen werden könnet, als vom Pabste; daß ihr vom Meßlesen und öffentlichen Gottesdienste ausgeschlossen seyd; daß ihr im Leben und Tod keinen Antheil an den Ablaße und verdienstlichen Werke der Christenheit haben könnet; daß ihr aller Habschaft verlustig, lebenslang unehrlich, und als Zerstöhrer eures Ordens, ohne alle Hofnung einiger Dispensation, aller Würden und Aemter unfähig seyd; daß ihr in einen Kerker eingeschlossen werdet, und mit der grössern Excommunication, und mit der Schuld des größten Verbrechens (culpa graviori) beladen seyd. Nachdem die Väter des erwähnten General Kapitels alle diese schrecklichen Strafen recapitulirt haben, endigen sie mit diesen Worten: „Endlich sprechen und fulminiren wir (fulminamus) „wider die, welche hartnäckig in diesem Verbrechen be„harren, den Fluch des allmächtigen Gottes, der hei„ligen Jungfrau Maria, und unseres heiligen Vaters „Dominikus, wie es im General-Kapitel des Jahrs „1473. zu Basel beschlossen wurde; und ermahnen ei„nen

„nen jeden sich vor einem Verbrechen zu hüten, welches „auszurotten sich alle General-Kapitel die äusserste Mü- „he gegeben haben. Sie mögen sich davor hüten, „nicht nur ihr Gewissen rein zu erhalten, und die „ewige Verdammniß zu vermeiden, sondern auch ihren „guten Nahmen, und ihre Personen unverletzt zu er- „halten (consulant suae indemnitati).

Welche fürchterliche und ewige Kluft zwischen eu- rem Orden und der weltlichen Obrigkeit! Wie stimmt das mit dem Sprüchen des heiligen Paulus zusammen: „jedermann sey unterthan der Obrigkeit ... Wer sich „wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebt Gottes Ord- „nung....Sie trägt das Schwerd nicht umsonst; sie ist „Gottes Dienerin*).. Wer hat euch von diesem allge- meinen Gesetz ausgenommen, oder wer hatte soviel Macht es zu thun?

Dom. Der Päbst Gregor. XIII. verbietet in ei- nem Breve allen Prälaten unsers Ordens unter dem heiligen Gehorsam, auf die Befehle oder Bitten der Fürsten, in Ansehung einzelner Ordensbrüder, acht zu haben**). Auch sind unsere Konstitutionen von vielen Päbsten förmlich bestätiget worden.

Exj. Das wundert mich nicht. Wie aber die weltli- chen Fürsten bis auf den heutigen Tag so zahlreiche Ban- den gefährlicher Rebellen (verzeihen sie mir diesen Aus- druck) in ihren Staaten dulden können, das kann ich nicht

be-

*) An die Römer im 13. Kap.

**) Distinct. 2. C. 13. Tit. de Itinerantibus. N. 9.

begreifen. Es ist euch nicht genug daß ihr euren Religiosen den Zugang zu dem Thron ihrer natürlichen Fürsten abschneidet, ihr errichtet noch ausserdem so viele unabhängige Gerichtshöfe in den Staaten der Fürsten, als ihr Klöster in denselben habt, und maßt euch über die Unterthanen weltlicher Herren, welche in ihrer Jugend ein Unglücksstern in euren Orden geführt hat, die heiligsten Rechte der Majestät an. Ihr richtet über schwere Verbrechen, ihr verurtheilet die Schuldigen zu einem ewigen Kerker, ihr schlagt sie in Stock und Eisen, ihr schmiedet sie an die Ruderbank der päbstlichen Galeeren; und wer weiß ob die Drohung eurer Konstitutionen consulant suae indemnitati, nicht etwas ärgeres bedeutet? Provinciales, heißt es in euern Konstitutionen *) delictis majoribus possunt adhibere poenas extraordinarias, etiam Triremium.

Dom. Das sind ausserordentliche Fälle.

Exj. Sie sind nicht selten; ich allein habe ihrer einige erlebt. Ein einziger, der alle funfzig Jahr geschähe, würde beweisen, daß ihr euch die Rechte der gesetzgebenden Macht anmaßet, und in den Staaten der Fürsten einen von ihnen unabhängigen Thron aufrichtet. Einem Menschen Fesseln anlegen, ihn in den Kerker werfen, auf die Galeer schicken, sagt euer Englischer Lehrer **) sind Beweise der höchsten Macht der Re-

*) Dist. I. Tit. de graviori culpa c. 18. N. 5.
**) Secunda secundae Quaest. 65. Art. 5.

Regenten. Er spricht in dieser Stelle von euren Orden selbst, und misbilliget es, daß er sich eine solche Gewalt anmaßet.

Dom. Es kann einem Verbrecher gleich gelten, wer sein Scharfrichter sey. Bey uns gewinnt er den Vortheil, daß er vor der Welt nicht beschimpft wird.

Exj. Wenn ihr nicht aus Tugenden Verbrechen, und aus Mücken Elephanten machtet. Unter den 16. Fällen, die ihr in dem Kapitel de graviori culpa unter die schweren Verbrechen, das ist, unter solche Vergehungen rechnet, welche die größere Excomminication, den Kerker, und die Galeere verdienen, zählt' ihr sogar die unschuldige und unter allen gesitteten Völkern erlaubte Handlung, im Nothfall seinen Fürsten um Hülfe und Gnade anzuflehen. Auch ist der Gang eurer Gerichtshändel bey weitem nicht so beschaffen, daß ein vernünftiger Mensch das entscheidende Urtheil über Leben und Ehre ihm anvertrauen könnte. Der Prior eines jeden Klosters ist Richter. Er kann an jeden Tage (auch Sonn- und Festtage nicht ausgenommen) zu jeder Stunde (auch zu Mitternacht) an jedem Orte, (so gar in seinem Schlafzimmer) seinen fürchterlichen Richterstuhl aufrichten, und den Beschuldigten unvermuthet vor Gericht fordern. Es werden zwar Zeugen angehört, es wird ein Advocat verstattet, und der Beschuldigte kann an den Provincial, General, und den Kardinal Protector des Ordens appelliren; allein Richter,

ter, Ankläger, Zeugen, Advokaten sind insgesammt aus dem nemlichen Orden, und vorläufig nach dem Willen des Richters gestimmt. Die Konstitutionen des Ordens, worin die Rechte der Vernunft und Menschheit mit Füßen getreten werden, sind das Gesetzbuch. Es stehet so gar in der Willkür der Obern, ohne alle gerichtliche Formalitäten jemand zu verurtheilen. Der Prologus vor dem Titel de Iudiciis in euren Konstitutionen erlaubt es ausdrücklich. Die Prälaten unseres Ordens heißt es hier, können ohne alle gerichtliche Ordnung, ohne Geräusch und Umstände zur Verurtheilung schreiten, wenn sie nur uns'rn approbirten Gebräuchen und Regeln des Ordens gemäß sind. — Wehe dem Manne unter euch, dessen Denkart nach dem Geist euers Ordens oder eurer Obern nicht gestimmt ist, wehe ihm, wenn er einen Liebling des Provinzials, oder Generals zum Prior und zum Feind hat! Er wird zu Rom als ein Regalist, als ein Ketzer, als ein Atheist und Libertiner verschwärzt, und muß an die stummen Mauern seines Kerkers appelliren. Sagen sie mir, Freund, kann ein orientalischer Despote der Menschen Leben und Wohlfahrt mehr in seinen Händen haben, als die kleinen Tyrannen eures Ordens?

Dom. Sie haben hier eine Saite berührt, deren schrecklicher Klang das innerste meiner Seele erschüttert. Ich hatte einen Freund, der wie Ich dachte, dessen ganze Seele an der meinen hieng. Er hatte das

Un-

Unglück unserm allmächtigen Prior zu mißfallen. Ein unvorsichtiges Wort brachte ihn in den Kerker, und hier .... ach ich kann es ohne Thränen nicht aussprechen — Hier starb er, von allen verlassen — ich selbst konnte es nicht wagen, ihn zu vertheidigen.

Exj. Wie ich höre, so haben sie kein eisenhartes Inquisitor-Gefühl; das gute Herz, welches mir in unserer zarten Jugend so werth war, schlägt noch in ihrer Brust.

Dom. Ich will ihnen aufrichtig sagen, was ich denke. Es war Neid und Rachsucht, die meine Ordensbrüder antrieben, eure Gesellschaft zu verfolgen. Die Herrschsucht der Päbste war unsre gemeine Mutter, ihre Macht zu vergrößern war unser Ziel. Wir waren auf dieser großen Laufbahn grau geworden und Ihr als die jüngsten Brüder und als rüstige Männer liefet uns den Rang ab, benutztet jede Gelegenheit unsere Schwäche bloßzustellen, und verdunkeltet unser uraltes Verdienst. Euer blendender Glanz zog euch das Verderben zu. In ältern Zeiten, da Priester und Laye in der dicksten Finsterniß lebten, da die Gerechtigkeit im Schwerde der Fürsten, der Bischöffe und des Adels bestand, und das Volk unter der schweren Last der Leibeigenschaft seufzte, waren wir Bettelmönche die einzigen, die der mörderischen Wuth der Uebermacht Grenzen setzen konnten. Was Numa Pompilius unter den Römern bewirkte, das haben die Europäischen Völker

Völker uns zu verdanken. Die Welt hat sich verändert. Philosophie und Künste haben die Sitten verfeinert, und den ganzen Prunk von Dekretalen und Mönchserfindungen unnütz gemacht. Unsere Konstitutionen passen nicht mehr in die Zeiten, in denen wir leben. Sie sind verrostete Werkzeuge, die entweder umgeschmolzen, oder weggeworfen werden müßten. Eins oder das andere zu thun, ist die Pflicht derer, welchen das allgemeine Wohl der Völker anvertrauet ist. Sie mögen Königreiche erobern, und alles thun was Fürsten verewigen kann: so lange im Innern ihrer Staaten ein Winkel ist, in welchem eine feindliche Macht ihren Thron aufrichtet, haben sie Nichts gethan. Vor dem Richterstuhl der Vernunft, welcher allein dem wahren Werth der Fürsten für die Zukunft entscheidet, häufen sie Schuld auf Schuld, so lange sie dulden, daß die unvorsichtige Jugend mitten in ihrem Vaterlande in ein fremdes Netz gezogen, verrathen und verkauft wird.

Exj. Um ein paar elende Bauerhütten, die ihnen der Nachbar entzogen, würden sie Ströme von Menschenblut vergießen — Und dieses unendliche Uebel von dem Erdboden zu vertilgen, würde ihnen nichts kosten, als eine standhafte Entschließung!

V.

Max.

Eine Volks-Idylle.

1786.

Rudolf und Josef, die Jünglinge, hatten Holz im Gebürge gehauen. Jezo trugen sie keuchend die Last in den nahen Dikicht, und eilten — die Axt auf der Schulter — nach Hause.

Der Tag war all, und die Sonne vergoldete nur noch die äussersten Wipfel. Da trafen sie am Rande des Waldes den alten Rinderhirten Franz. Er saß im hohen Waldgras, und wekte mit seiner Rohrpfeife den schlummernden Wiederhall. — Das ganze Dörfchen liebt' und ehrte den Alten; denn keiner kam ihm gleich in der Schnizarbeit, — keiner auf der Pfeife, — keiner in der Erzählung beym Heerde. Gieng er über die Straße, so wimmelten ringsum ihn her die rosenwangigten Kinder: mit Blumen in der Hand hüpften sie vor ihm her, und riefen: „Vater komm, o komm mit uns unter die Eiche! Erzähl uns Mährchen der Vorzeit! — sieh, dann sind sie dein, diese Blumen." Dann pflegt' er oft an Sommerabenden sich unter die Eiche zu setzen, und beym schäumenden Krug zu erzählen, und — verwundernd neigten sich ihm die rothen Gesichter der Jugend entgegen.

Jetzt

Jetzo saß er im hohen Gras' und pfiff. Neben ihm saß stilllauschend sein treuer Hund. Als er die beyden erblikte, da sprach der sinnige Alte:

Seyd mir gegrüßt, ihr Freunde, woher so spät im Gebürge?

Jene. "Ha, bist du's, geliebter Vater der Gegend? Wir fällten Tannen dort oben, und wandern jetzo ins Dörfchen zurük."

Franz. Ey, so eilet nicht so. Noch hängt ja die Sonne zögernd am Hügelwald, — noch schlummert das dunkelnde Abendgestirn. Kommt und sezt euch neben mich nieder. Hier sind Erdbeeren und Brod, und süße Milch. Erquikt euch erst ein wenig — Wie euch die Stirne glüht! — kommt, süß ist nach der Arbeit die Ruhe.

Josef. Wir danken dir, guter Vater; doch rasten wir nicht, du erzählst uns dann Was aus den Tagen der Vorzeit.

Franz. Sey's. Ihr sollt die Geschichte vom Einsiedler Max von mir hören; als eine kleine Rache für eure Bedingung sollt ihr sie hören; — denn wer weis, ob euch die Haare nicht steigen? — Kommt dann, Rudolf du hieher, und Josef gegen mir über.

Eilend sezten die Jünglinge sich neben ihm nieder, kosteten seines Vorraths ein wenig, und Franz begann die Erzählung.

„Dort im Reinthal, das jene Eiche bewacht, lebte vor grauer Zeit in einer Felsenhöle der Einsiedler Max. In einem schwarzen härnen Mantel, baarfuß, und ein großes Silberkreuz auf der Brust, pflegt' er bey Tag und bey Nacht diesen Wald zu durchstreichen. Er nährte sich von Kräutern des Berges, von wilden Früchten und Wurzeln, warf sich täglich siebenmal auf den steinigten Boden, riß sich das Kleid vom Leibe und betete siebenmal täglich.

Im nemlichen Walde war eine Bande von Räubern. Unter dem Boden haußte die schwarze Rotte. Oft fuhren sie verderbend wie die flammenden Eingeweide der Berge empor, fielen mit gewappneter Hand den Reisenden an, und trugen die Schäze in ihre unterirrdische Kluft.

Aber dem Einsiedler thaten sie kein Leid. Frey gieng dieser umher, besuchte öfters die Stadt und die nahen Flecken, predigte laut von Gott und seinem Gesalbten, und heilte viele, wie sie sagten, von Seuchen und giftigen Fiebern.

Weit umher erscholl der Nahme des wunderthätigen Max. „In seiner Waldkluft — sagte man — hat er eine Sprosse des heiligen Kreuzes. Und wer die Sprosse berührt, der geneßt von jeglicher Kranckheit; von ihm fällt die Hülse der Sünde, und seine innern Augen werden geöffnet. Die Wolken fallen, und — im Himmel der Himmel sieht er entzückt —

drey

drey leuchtende Sonnen, um die an goldnen Geweben alle Geschöpfe fliegen, — von denen Leben und Fülle auf alle Welten herabquillt."

Alles dies sagte man vom heiligen Max. Da wimmelte Jung und Alt ihm von allen Enden entgegen. Sie brachten ihm Gold und Silber und reiche Geschmeide zur Gabe, knieten dann mit entblößtem Haupt um seinen Felsen her, und baten ihn um seinen Seegen. — Dann stellte der Einsiedler sich auf den hohen Felsen, hob seine Hände gen Himmel, und murmelte dunkle Gebete. Nach dem Gebete hieß er sie nahen und besprengte sie segnend mit dem heiligen Wasser, — in seiner Rechten die Sprosse. — Sie schieden von ihm gereinigt, und priesen den heiligen Seher.

Aber — o meine Freunde, Max war ein schrecklicher Sünder. Die Lehre Christus mißbraucht' er zu seinen höllischen Künsten. Erst war er ein Glied der Räuberbande. Mit ihnen hatt' er in diesem Walde sich niedergelassen. — Da kam in einer Mitternacht einst — Gott sey uns gnädig! — der Teufel in einem Traumgesicht zu ihm, und weyhte ihn zu seinem Mäkler. „Auf! so schnaubt' er ihn an, auf und wirf als ein Heiliger in dieser Wüste nach Menschenseelen dein Nez aus!"

Die Worte flogen nicht in die Luft. Mit dem Morgen machte sich Max auf, zog ein härenes Kleid an,

und opferte ganz sich dem Satan. — Was ihm die Leute brachten, das trug er bey Nacht in die Räuberhöhle. Lange trieb er so sein höllisches Gewerbe.

Aber ihn ereilten die Donner des Rächers, — ihn ergrif zermalmend die Hand des Allerhöchsten!

Bald bekam man durch List ein Paar der Räuber gefangen. In der Stunde des Todes gestanden sie das ganze Geheimniß.

Man sandte Reisige aus, und Haufen geharnischter Männer. Sie besezten mit Fackeln die Höhle, und ergriffen die Höllenrotte bey Nacht. Aber Maxen fanden sie nicht. Wie ein reissendes Thier lauert' er in seiner Felsenwohnung auf Menschen.

Als sie jezt der Frevler heranschweben sah, da rannt er wüthend auf den äußersten Zacken, riß mit des Wahnsinns Geberde sein Haupthaar aus, und schleuderte entsetzensvolle Flüche auf die Kommenden herab. Dreymal flucht' er ihnen — daß sich der Mond verbarg, — daß die Sterne erbleichten. Mit der vierten Verwünschung stürzt er sich schreyend von der Felsenzinne hinunter, daß sein giftgeschwollenes Aug' an der gelben Wange klebte, daß in Blut und Hirn sein zerstümmelter Leichnam schwamm. — Schaudernd flohen die Männer vor dem Anblick zurück. Sie brachten die Räuberrotte gefesselt zur Stadt. Vom Hochgericht flohen ihre verruchten Seelen zur Hölle. —

Max,

Max, den Lästerer Gottes, fraßen die Vögel des Himmels, die wilden Theire lekten hungrig sein Mark.

Seitdem erschien er oft dem verweilenden Jäger bey Nacht. Von Flammenlockigten Furien gepeitscht rauscht er heulend durch die schwarzen Wipfel des Waldes, sinkt auf die Trümmer seiner Höhle im blutigen Mondstral herab, und brüllt wie Sturmgeheul:

„Laßt ab, ihr zermalmende Donner! — Ihr Blitze Gottes laßt ab! — Ich will es ja sagen, laut wie „der Sturmwind will ich aller Welt zuheulen: daß ich „ein Frevler war. Hah, mir ist des Allmächtigen „Rache mit felsenschmetternder Macht auf die Scheitel „gefallen! mir gehet in jeder Ader — der Tod, — „in allen Gliedern — der Tod! — Tod brüllt aus „meinen Eingeweiden, und schlürft tropfenweise mein „Herzblut. Ach und noch leb ich, — fühle sie noch „so schreklich die Wunde des Rächers. Vergebens be„schwur ich aus ihrer unheiligen Gruft die Vernich„tung, fluchte der Stunde meines Werdens vergebens. „Taucht ich mein Haupt ins unterste Meer, eilt ich „auf den Flügeln des Blitzes bis ans Ende der Schö„pfung: dennoch fände die Rache mich, — wie die „Grabnacht hänge sie dennoch ewig — ewig über mir. — „O laßt ab, ihr zermalmende Donner, ihr Blitze Got„tes laßt ab!!„ Also hörten sie oft sein Jammerge„schrey in der Stille der Nacht.

Ja, meine Kinder, es ist was entsetzenvolles, wenn Diener Gottes sein Wort zur Sünde misbrauchen. Tausendfach wird einst der Rache Zackenblitz ihr Herz durchschneiden. Drum laßt uns ihn lieben mit kindlichem Herzen, — laßt uns leben, als stünden seine Engel bey jeder heimlichen That, und brächten sie vors Angesicht des Heiligen!„

Bleich und sprachlos hörten die Jünglinge die Worte des Greisen. Gute Vorsätze schossen wie Frühlingsblumen in ihren Herzen empor, — alle dem Vater der Glaubigen heilig.

Und schon wälzte die Nacht sich düster am Gebürge herab. Da raften die drey sich empor. Von ferne zeigt' ihnen Franz im Mondlicht die Trümmer der Höhle.

Schaudernd schieden sie und gelobten dem Himmel — ewige Treue.

Ludwig Schubart.

VI.

Volksgedichte der Esthnischen Nation.

Bruchstück einer größern Abhandlung über Sprache, Poesie, Charakter und Geist dieser Nation.

Man erwarte hier keine Iliade Homers oder Lieder Ossians. Wie könnte die das arme Sklavenvolk liefern?

fern? Was ich geben werde, sind Ausflüsse eines zärtlichen, oft gequälten Herzen, simple Naturpoesien, ein Beytrag zu den Volksgesängen europäischer Nationen von einem Volke oben am finnischen Meerbusen, von dem man sich keinen dichterischen Laut vermuthet hätte.

Mehr als einmal war ich bey diesem und jenem Liede zweifelhaft, ob ichs hersetzen oder zurückbehalten sollte. Aber wenn man sich in den Ideenkreis eines solchen armen Volks hindenkt, dem schon ein silberner Knopf, ein Stück Leinwand, ein alter Thaler, der vom Urgrosvater bis auf den Urenkel sich heraberbte, ein flatterndes seidnes Band Reichthum ist: so wird, was dem an Juweelen und alle Blendwerke der Erde gewöhnten verächtlich ist, dem, der sich bey Beurtheilung einer Sache ganz in das Gefühl und den Gesichtskreis eines einzelnen Menschen oder ganzen Volks zu setzen weiß, angenehm und wirklich willkommen seyn.

Ich war bey einer ihrer Hochzeitsceremonien gegenwärtig. Aber vieles von dem Detail ist mir wieder aus der Seele gekommen, und ich möchte kein Bruchstück liefern. Es werden Geschenke an die Gäste ausgetheilt, die etwas weniges an Geld dafür wieder schenken. Da der Bräutigam ankam, sang man ein Lied, das ich ausser der teutschen Uebersetzung auch im ehstnischen hersetze, um über den Klang der Sprache selbst etwas urtheilen zu können. Aber ein Teutscher

wirds immer noch zu hart lesen, wenn ers auch weich genug zu lesen glaubt. Der Ehste und die Ehstin haben in ihrer Aussprache ausserordentlich viel weiches, feines und zärtliches, das unser verhärteter teutscher Mund immer gröber giebt.

Man findet in diesem Liedchen einen Refrain. Da Griechenland, Italien, Frankreich, der Orient, und auch dieses nordliche Volk dergl. hat so muß das Angenehme desselben tief der menschlichen Seele von der Natur eingeprägt seyn. Wer liebt nicht das cras amat, qui nunquam amavit des Katull, das „Morgen liebe, wer die Liebe nie gekannt" von Bürger, und das „hebt an, sicilische Musen, hebt ein Klagelied an„ von Moschus?

Man verwische auf einige Zeit alles hohe und verfeinerte, woran sich unser Geist gewöhnt haben mag, aus der Seele, und die Blumen, oben am finnischen Meerbusen gewachsen, werden gewis gefallen.

Peiokenne Poisikenne	Jugendlicher Bräutgam,
Kust sa tundsid meile tulla	Wie verstehst du zu uns zu kommen?
Oskasid ülle Orrode	Wußtest den Weg durch die Thäler
Merkasid ülle mäggede	Ueber die Berge
Seie penike perresse	In dies große Dorf
	Diesen kleinen Bauerhof,
Wanna taalri talluge	In dies Gesinde, wo alte Thaler sind?

Pei- Ju-

Peikenne Poisekenne	Jugendlicher Bräutigam,
Sest sa tundsid seie tulla	Deswegen wußtest du hieher zu kommen?
Oskasid ülle Orrode	Wußtest den Weg durch die Thäler
Märkasid ülle Mäggede	Ueber die Berge
Seie surege Küllasse	In dies große Dorf,
Seie penike perresse	Diesen kleinen Bauerhof
Wanna taalri talloge.	In das Gesinde, wo alte Thaler sind?
Höbbe nup olli auessane	Ein silberner Knopf war im Gehüfd
Kaks olli Kaja assane	Zwey waren im Garten
Wüs olli wärrawa peäl	Fünfe auf der Pforte;
Meie oved lauandissed	Unser Hof war mit Leinwand überzogen,
Kattuksed kanna munnega	Die Dächer mit Hühnereyern,
Rästad sea lihhaga	Unter dem Dache hieng Schweinfleisch
Kinnispakkud woiga woitud.	Die Fleischblöcke waren mit Butter geschmiert.
Sest sa tundsid seie tulla	Deswegen wußtest du hieher zu kommen
Oskasid ülle orrode	Wußtest den Weg durch die Thäler
Märkasid ülle mäggede	Ueber die Berge
Seie sure kullasse	In dies große Dorf
Seie penike perresse	Diesen kleinen Bauerhof
Wanna taalri talluge.	In dies Gesinde, wo alte Thaler sind?

Simpel, einfach, volle Natur! Der Jüngling sucht sich eine reiche Braut. Er durchwandelt Heyde und

und Thäler. Sein Blick durchspürt alle Gefilde. Er sieht einen Bauerhof, wo ihm lang hingestreckte Stücke Leinwand entgegen blinken: die Pforte ist mit versilberten Kugeln geschmückt: ein reicher Fleischvorrath hängt über der Hausthür — „das muß eine reiche Familie seyn." Er geht hinein, findet ein liebevolles junges Mädchen, Schnee im Gesicht, Rosen auf der Wange, blondes langes Haar fließt in Nacken und Busen herab — denn das ist die fast durchgängige Gestalt der Landeseingebornen — er hält um sie an, der Vater giebt sie, und bindet beyde auf ewig in die Fesseln der Liebe.

2.

Ebenfalls ein Hochzeitlied. Es ist ohne Zweifel noch in katholischen Zeiten gemacht, worauf uns die Erwähnung der Jungfrau Maria zu schließen berechtiget.

Die Jagelinie, deren erwähnt wird, ist der lederne Riemen, den man in der Hand hält, um das Pferd zu regieren. „Die Halftern blieben an den Stralen der Sonne hängen" — ist wohl poetisch: ein angenehmes Bild. Auch die Sonne schäkerte mit dem jugendlichen Bräutigam, und wollte dem schnellreisenden auf dem Wege zu seiner Braut Hindernisse legen. Nicht ein Fremder, ein kalter Hochzeitgast, ein träger veralteter Verwandter, der schon ein Halbjahrhundert durch die Reitze und Wehen der Liebe fühlte, reißt die

Jage=

Jagelinie von dem Gesträuche los: der nicht rasten-wollende jugendliche Bräutigam, dem jede Minute ein Jahrzehend ist, die ihn vor der Umarmung seines Mädchens zurückhält, springt aus dem Fuhrwerk heraus, schlängelt die verworrene hängen gebliebene Jagelinie auseinander, sezt sich, ohne zu zaudern, wieder ein, und eilt fort auf den Flügeln der Liebe.

Es scheinen zwey Chöre in diesem Gesang mit einander abzuwechseln. Der Chor vor dem Hause beginnt. Der kommende Chor antwortet. Die Fragen, die der erste dem andern vorlegt, sind Fragen des theilnehmenden Mutterherzens, der neugierigen Braut, der jede Kleinigkeit auf der Reise ihres Bräutigams wichtig ist. „Die Jagelinie blieb hängen: darum blieben wir so lange aus." Gewis der Bräutigam (denkt der Chor in die Seele der Braut) riß sie vom Gebüsch los. Er fragt also „wer nahm sie von dem Apfelbaum?" — Das that der jugendliche Bräutigam, (antwortet der andere Chor) der jugendliche Mittelpunkt aller Bewegung, der glänzende Funke der Gesellschaft. Das Lied nun selbst:

Terre terre saiokenne	Willkommen, willkommen, Hochzeitsgesellschaft!
Terre teelta tallemasta	Willkommen nach der Reise!
Kes teid teile terwestelles	Wer erhielt euch gesund auf der Reise?
Kes andis, arrola kütte	Wer zeigte euch die Spur?
Iumal teid meid terwestelles	„Gott erhielt uns gesund auf der Reise
Maria and arrola katte.	„Maria zeigte uns die Spur."

Mis Was

Mis teid tele wiwiſtalles	Was hielt euch auf dem Wege auf?
Ohja läkſid aunapuſſe	„Die Jagelinie blieb am Apfelbaum hängen
Peitſed päwa nälmdelle	„Die Halftern an den Stralen der Sonne."
Kes wot ohjad aunapuſta	Wer nahm die Jagelinie vom Apfelbaum?
Peitſed päwa näludeſt	Die Halftern von den Stralen
Sepſe Peio poiſekenne	„Das that der jugendliche Bräutigam
Se wot ohjad aunapaſta	„Der nahm die Jagelinie vom Apfelbaum
Peitſed pawa näludeſt	„Die Halftern von den Stralen der Sonne.„

3.

Aber das Mädchen seiner Liebe, nach der seine Seele schmachtet, wegen der er die lange Reise unternahm, und keine Beschwerlichkeit achtete, ist — entflohn. Die Jungfrau hat weibliche Sittsamkeit verborgen. „Wo ist die mir versprochene, verheissene?" — Die Eltern und Anverwandten der Braut, die sie versteckt haben, antworten:

Häſti häſti Peiokenne	Ganz recht, ganz recht, Bräutigam!
Kes käskis ſaiaga tulla	Wer hieß dich mit Gesellschaft kommen?
Eks woinud ſallaga tulla	Konntest du nicht heimlich kommen?

Neid Die

Neido hülis Pilli heäle	Die Braut hörte den Dudelsack blasen *)
Neido lentis leppikkulle	Sie flog in das Ellerngebüsch,
Neido kargas Kasikulle	Sie sprang in das Espenwäldchen,
Wirtus wimaks nahtud neido	In Wierland sah man sie zuletzt
Harjus anded jaggatud	In Harrien sind ihre Gaben **) ausgetheilt,
Peides pea suggenud	In Weissenstein ward ihr Kopf geschmükt,
Wiljandes on wihhellud	In Fellin ward sie gebadet.

Wie naiv! — „Wer hies dich mit Gesellschafft kommen? Konntest du nicht heimlich kommen?" — Nun such sie, durchstreif das ganze Land. Durchlauf ganz Wierland, ganz Herrien (zwey Kreise von Ehstland). In Herrien sind schon die Hochzeitgeschenke ausgetheilt: sie hat schon einen andern Bräutigam. Und wie war sie geschmückt? — In einer Stadt, in Weissenstein ward ihr der Kopfputz aufgesetzt. In einer Stadt ward sie gebadet und nach Standessitte mit wohlriechenden Salben übergossen. — Alles wird vereinigt, um sein lüsternes Herz noch lüsterner zu machen. Er durchstreift den Garten oder das Innre des Hauses, und findet endlich sein Kleinod. — Wer hier nicht Natur fühlt, fühlt sie nirgendwo. Es ist Sprache des spöttelnden, Vergnügen findenden Herzens an den

Lei-

*) Der Bräutigam kömmt mit Musik an.

**) Gaben — Hochzeitgeschenke, die die Braut giebt.

Leiden der Liebe eines andern. Der Schatz wird ihm auf einige Zeit verborgen, um ihn ihm noch werther zu machen.

Wird die Braut von ihren Eltern ausgestattet, so giebt man ihr Wirthschaftsgeräthe, Leinen, Kleidungsstücke und einen kleinen Viehstand mit. Aber bey einer Waise muß nothwendig dies alles wegfallen. Wie kärglich müssen vollends die Geschenke aussehen, die sie der Gewohnheit nach an die Hochzeitgäste austheilen soll? — Folgendes Lied wird von einer Waise gesungen, wenn die Zeit kömmt, die Gäste zu beschenken.

4.

Ich bin allein wie der Sperber
Und doch ist der Sperber selbfünfe.
Ich bin allein wie die Ente
Und doch ist die Ente paarweis.
Ich bin allein wie der Krannich
Und doch sind die Kranniche selbsechse.
Ich bin allein wie die Löffelgans
Doch hat sie zwey Kinder.
Ich bin ganz allein,
Habe keinen Vater
Keine Mutter,
Wem soll ich meine Trauer klagen?
Wem soll ich krank vorseufzen?
Auf wen soll ichs wälzen, wenn man zornig ist?
Klage ichs der Hahnenfußblume,
Die Blume wird bleicher:
Klage ichs der Blume des Steinbrechs
Sie wird schimmlich:
Klage ichs dem jungen Grase,
Das junge Gras wird welk,
Indem es meine Klage hört,
Den Gesang der armen Waise.

Steh auf Mütterchen!
Steh auf Väterchen!
Steh auf, mach meinen Kasten fest!

Mach

Mach fest das Gefäß mit meinen Hochzeitgaben! *)	„Blätter Heu sind auf meinem Grabe:
„Ich kann nicht aufstehen, meine Tochter!	„Auf meinen Augen ist ein blauer Wald,
„Ich kann nicht aufstehn, ich werde nicht erwekt!	„Auf meinen Füßen kleines Gesträuche. „
„Zartes Gras ist schon über mich gewachsen,	

Eine Elegie, die an Wahrheit des Ausdrucks den Ovidischen zur Seite zu setzen ist. Wer fühlt hier nicht den zerreissenden Empfindungen einer Waise nach! Sie tritt in einen neuen Stand: da ist niemand, der sie unterstüzte. Und sie soll noch Geschenke austheilen? — Sie ruft ihrem Vater nach der Gruft zu, wehmüthig spöttelnd „Väterchen, hilf mir den großen Kasten, in dem meine Mitgabe ist, zumachen. Er ist so voll, daß ich den Deckel allein nicht niederzubeugen vermag. Gieb mir her, Mütterchen, meine Hochzeitgeschenke, auf die die Gäste so warten!" Aber ihr Schiksal entschuldigt sie hinreichend.

Wem dies Lied das erstemal nicht gefällt, der les' es zum zweyten und drittenmale. Er wirds gewis zulezt lieb gewinnen. Es ist die ausdrucksvollste Sprache der Natur. Die Gleichnisse von der Ente und der Löffelgans sind vielleicht unserm verfeinerten Jahrhunderte anstößig, wo man nur gern vom Straus,

Phö-

*) Ironie — er ist zu voll von Gaben: sie kann ihn nicht allein zumachen, so angefüllt ist er.

Phönix, Cameleon und Geschöpfen hört, von denen man so oft weiter nichts als den Namen weis. Aber wenn man bedenkt, daß hier eine arme Bäurin spricht, die ihre Gleichnisse nur von Dingen hernehmen kann, mit denen sie täglich umgeht, so wird man sie entschuldigen. Bey abermaligem Lesen geht der Genius des dichtenden klagenden Mädchen in uns über, wir denken mit ihrem Geiste, empfinden mit ihrem Herzen, und ihre Sprache, da sie die Sprache der Natur ist, gefällt uns *).

5.

Schnitterlied.

Bey der Kornerndte ist das zweyte Geschlecht blos mit einem Hemde bekleidet, das über der Hüffte mit einem Bande oder einer Anschrote von Tuch umgürtet ist. Keinen Rock hat es an, kein Halstuch über: sein ganzer Anzug besteht im Hemd, einem Ringel auf dem Kopf, der die Haare hält, und einigen Korallen die am Hals herabhängen. — Die Mannspersonen haben ein paar leinene Hosen ausser dem Hemde an — alles geht baarfuß. — — Die vorlezte Zeile des Lieds, wie sollte sie den teutschen Herren durchs Herz gehen! — Ich habe noch keins geöffnet, um die Wunde zu sehen, die sie gemacht hat. Die 3te, 4te und 5te Zeile ist gewis recht artig. Sie sind ein Gewebe von Feinheit der Empfindung, Sarkasme und Naivität.

Scheine,

*) Herr S. verdient unsern warmen Dank für die Mittheilung dieser ehstnischen Volkslieder: aber er sollte mehr Zutrauen zum Geschmack der Leser haben, und nicht so viel — commentiren. W.

Scheine, scheine Sonne!
Klar und heiter sey die Witt'rung.
Scheine, daß wir ohne Tuch heiß werden
Treib mit deiner Wärme das Linnen auseinander
Und mache Schweis ohne Kleider.
Scheine, Sonne, auf den Perg *)
Und auf die silbernen Korallen:
Die Hitze verderbe den Perg nicht,
Das helle Wetter die bunten Korallen nicht!
Scheine nicht auf den Teutschen,
Scheine immer auf uns!

6.

Der Sommer ist in Ehstland kurz. In der Mitte des Augusts finden sich schon Regen und Kälte ein, und das Heumachen wird oft auch von Regengüssen unterbrochen. Man muß also in den Tagen des Sonnenscheins mit verzehnfachten Kräften an das Heumachen gehen. Würde der Bauer frey seyn, und das, was er erndtete, sein eigen nennen können, so brauchte man nicht zu Zwangsmitteln, die Geschwindigkeit seiner Arme zu vermehren, seine Zuflucht zu nehmen. Aber so wird ein großer Heuschlag vorgegeben „der muß heute abgemäht seyn: nicht eher wird gerastet." Die Aufseher stehen zur Seite, haben den Stock in der Hand

*) Perg ist der Hauptschmuck eines unverheyratheten Mädchens, der in einem Ringel von Pappe besteht, der mit Stücken seidnen Zeugs überzogen, mit unächten Treffen eingefaßt ist, und die Haare zusammenhält.

Hand und bestrafen den, der nach ihrer Meinung nicht schnell genug die Arme rührt. . . . . Der Amtmann bekömmt zu der Heuzeit den Befehl, das ganze Gebiete auszutreiben, d. i. auch die kleinen Kinder, die kaum heraufgewachsen sind, nicht zu Hause zu lassen, sondern mit zur Arbeit zu nehmen. Beynahe möchte man glauben, daß ich zu viel sage. Aber man höre die Sprache der armen Leute im Liede selbst, ihre Vorstellungen, die sie davon machen, ihre Empfindung, die zu der Zeit ihr Herz zuschließt — und wenn sie das Gegentheil sagen, so will ich mir gern den Vorwurf machen lassen, daß ich der Wahrheit nicht treu geblieben sey.

So lange ist der Heuschlag schön
Als das Heu ungemäht ist.
So lange gehen die Schwaden wohl an
Bis die Spreu aufgenommen,
Bis die Saden abgeharkt sind,
Wenn der Schober noch nicht gemacht ist. —
Ach besser ist das Leben im Abgrund,
Glücklicher das Unglück in der Hölle,
Als auf unserm Hofe zu seyn!
Vor Sonnenaufgang wird schon gearbeitet,
Im Mondenlicht ein Heuschober geschlagen,
Nach Sonnenuntergang wurde geschnitten,
Die Ochsen fraßen im Joch,
Die armen Wallachen angespannt,
Die Arbeiter stehen auf Zaunstecken
Die kleinen Helfersarbeiter auf spitzigen Pflöcken —
Herr der weissen Flur!
Frau mit der goldnen Krone!

Junge

Junge Herren mit silbernen Ringen!
Steiget auf den Stuhl
Gehet auf den Saal
Blickt auf das arme Volk
Wie es erbärmlich geplagt wird —
Wie die kleinen gepeinigt werden,
Die Fingerlangen bey der Arbeit gescholten
Und die Wenigen zerstreut werden.

Ein großes breites Stück Wiese wird ihnen vorgegeben — sie müssen sich in die Breite vertheilen, und so von einander abgesondert den Heuschlag abmähen. Also auch die Freuden der Gesellschafft, der Unterhaltung sind ihnen zu dieser Zeit untersagt. Hierauf bezieht sich die lezte Zeile.

7.

Ein Gegenstück.

Im Frühjahr ist manchmal solche Noth, daß der Bauer das halbverfaulte Stroh von den Dächern abdecken und sein Vieh damit füttern muß. Dieß hab' ich zur Verdeutlichung der 2ten Zeile hersetzen müssen.

Zur Aufhellung der 4ten Zeile muß man merken, daß der Bauer keinen Schornstein auf dem Dach hat, sondern der Rauch zieht sich in der Stube herum, und endlich zur Thür hinaus. Die teutschen Häuser haben nur Schornsteine. „Seit dem Schornsteine im Dorf sind" heißt also soviel: seit dem sich Teutsche im Lande etabliert haben.

Der Herr kann soviel Leute als er will und welche er will, zu sich auf den Hof nehmen — und so wird auch die lezte Zeile deutlich seyn.

Noch will ich nicht unerinnert lassen, daß man die Abgaben an den Herrn „Gerechtigkeiten" nennt. Die 7te Zeile erklärt sich hieraus.

Daher ist das Land herunter
Und das Stroh verliert sich von den Dächern
Daß Edelhöfe im Lande sind —
Schornsteine zwischen dem Dorfe,
Und des Gebiets Verzehrer auf der Flur!
Das Schaf sezte ein Lamm mit weißer Stirne,
Das kriegte der Herr zum Gerechtigkeits Schaaf:
Die Sau sezte Ferken
Die kamen an des Herren Bratspies:
Das Huhn legte Eyer,
Die kamen in des Herren Pfanne:
Die Kuh sezte ein Ochskalb
Das kam in des Herren Heerde als Bulle:
Das Pferd sezte ein Hengstfüllen,
Das wurde des Herren Reitwallach:
Die Bäurin hat Söhne
Die wurden bey dem Herren Hühnerjungen.

Will man nach einen lebendigern und wahrern Kommentar über das Verhältniß dieses armen Volks gegen seine Herren, als dies Lied, das Resultat seiner Empfindung und seiner Erfahrungen?

8.

Wer eine Frau Wehen fühlen, kreißen, mit der Frucht ihres Leibes niederkommen sah, wie wahr wird er folgendes Gemälde finden! Die Empfindungen der Umstehenden sind Beängstigungen eines Delinquenten. Wie groß ist aber auch die Freude, wenn die Stunde der Marter vorüber ist und ein Sohn oder eine Tochter die Familie vergrößert hat!

Ein krummes Holz in der Form eines halben Zirkels verbindet die beyden Stangen, die an dem Wagen die Länge vorgehen, und zwischen welche das Pferd gespannt ist. Die Verfertigung eines solchen krummen Holzes, wobey viele Mühe geschäftig seyn muß, ist das Geschäft der Männer. Krummholzmacher, Krummholzholer in dem folgenden ist also soviel als eine Mannsperson.

Die Haspel treiben ist soviel als Garn aufwinden, die Beschäfftigung eines Frauenzimmers.

Lied bey der Wöchnerin.

Die liebe junge Wöchnerin
Gieng zehnmal den Weg nach der Küche,
Hundertmal den Weg nach der Badstube,
Tausendmal zwischen der Wohnstube umher,
Suchte sich einen Balken, sich zu erhängen,
Ein Holz, das sie erschlagen sollte —
Das Gesinde weinte unter der Bank,
Die Kinder unter'm Tisch,
Der Ehemann in der Kammer —

— Pause. —
Jesus frug durch die Thür
Maria dachte nach am Fenster —
— Pause. —
„Was hat der Schöpfer euch gebracht?
„Hat er euch einen Krummholzhohler gebracht?
„Oder ists ein Schreiber?
„Oder eine, die die Haspel treibt? — —
Gott hat einen Krummholzhohler geschaffen! —
Das Gesinde lachte unter der Bank,
Die Kinder unter'm Tisch,
Der Ehemann in der Kammer.

9.

Schauckellied.

Die Schaukel ist ein Lieblingszeitvertreib der Ehsten. Die Seele geräth in Schlummer — und vergißt auf einige Zeit ihr Elend dabey. . . . Was das Thor dem Morgenländer ist, das ist die Schaukel dieser Nation. Jung und alt kömmt da zusammen; der Vater freut sich seiner Söhne, die Mutter ihrer Töchter. Man redet von Neuigkeiten und bringt etwas Speise mit, weil man an einem Feyertage die mehreste Zeit des Nachmittags und den ganzen Abend hier bleibt. Wer was hat, theilt dem, der nichts hat, mit.

Der Kubijas ist ein Vorgesetzter der Bauern, mit seiner Familie von aller Arbeit frey, kann also seine eignen Felder, da er mit den Seinigen keine Hofsarbeit zu thun hat, in den besten Stand setzen, und ist

daher

daher reicher als die andern Bauern. Dieser und jener seiner Mitbrüder bringt ihm auch so manchmal Geschenke, damit er ihm einen Arbeitstag wider Wissen des Herrn erlasse, oder ihn sonst schone. Deshalb ist ganz naiv in der vorlezten Zeile gesagt: von des Kubijas Tochter fand ich eine goldne Tresse. Wie ganz anders war das, was sie von der Vater- und Mutterlosen Waise fand! „Von der Waise fand ich unächte Tressen." — Diese und die andern Sachen hatten die Mädchen, weil sie so schnell sich schleuderten, verlohren. Der Balken, in dem die Schaukel festhängt, dreht sich manchmal aus Schnelligkeit um, und man überkäupelt sich beym Schwenken. — Von Lise fand sie städtisches Garn, weil sie ohne Zweifel Hofsmädchen war..... Die Dichterin fand alle diese schöne Siebensachen, kömmt voller Freude von dem freyen Platze, wo die Schaukel steht, ins Dorf hin, und holt die übrigen Frauen und Mädchen zur Schaukel.

Dorfs-Weiber kommt zur Schaukel!
Bringt Hühner, bringt Eyer,
Bringt brütende Gänse,
Bringt Enten paarweise
Bringt Füße der Schwimmvögel,
Kommt zur Schake zu schwenken.
Schiebt die Kinder in die Wiege,
Der Vater wird die Kinder schon säugen:
Ich gieng zur Schake zu schwenken
Fand da viele schwarze Strümpfe,
Von Annen zwey bunte Bänder,

Von Lise städtisches Garn,
Von des Kubijas Tochter goldne Treffen,
Von einer armen Waise unächte Treffen.

Man sieht, wie sie sich Mühe giebt, mit der Herzählung all der gefundenen Herrlichkeiten sie recht anzulocken, doch recht bald und gewis zu kommen. Wie naiv sind nicht die zwey Zeilen:

Schiebt die Kinder in die Wiege
Der Vater wird sie schon säugen!

Wer verkennt hier wieder Züge des feinsten Sarkasme? —

Zulezt noch einige Hochzeitlieder. Ohne Zweifel ist das erste aus der Periode von 1580 — 1583, wo Schweden, Polen und Russen im Lande waren. Die Türken darin sind wohl ein Synonym von Tartaren, das man dem an geographischen Kenntnissen so armen Volke gern verzeihen wird.

10.

Hochzeitlied.

Das Glück eines am Hofe beym Edelmann erzogenen Mädchens, das vielleicht auch wieder an einen der Hofleute verheyrathet wurde, wird hierin gepriesen. „Du weist deine Stätte, wo du sicher schläfst: aber wir deine Eltern — (es waren ohne Zweifel noch jezt die Zeiten des Kriegs) — wir wissen nicht unsre Schlafstätte. Vielleicht ist der Morast oder der Heuschlag das Bette unsres Todes."

Zwi=

Zwickelstrümpfe ist schon Luxus. Die Bäurin trägt eine schmale Schürze. Breite Schürzen zeigen also vermöge des Gegensatzes „Reichthum" an.

Jüngferchen, Bräutchen!
Du wuchsest auf in des Edelmanns Stube,
In einer Stube, wo man in Zwickelstrümpfen gieng,
Mitten unter Zwickelstrümpfen —
Hinter weiten Gläsern *)
Auf dem Boden, wo man breite Schürzen trug,
Mitten in einem Steinhause —
Dich verdarben nicht die rigischen Flinten,
Nicht die Russischen blutigen Degen
Nicht der Türken feurige Pfeile.
Der Herr war dein Vater,
Die Frau deine Mutter,
Des Herrn Töchter deine Schwestern,
Seine Söhne deine Halbbrüder.
Da wustest du wo du aufwuchsest,
Kanntest das Leben, wo du lebtest,
Wustest den Ort, wo du schliefst.
Die Gans weis die Stelle nicht
Die Ente nicht den kleinen Ort
Wo sie hinsinkt zu sterben.
Vielleicht sterbe ich im Morast
Bleibe verlassen auf der Erde liegen
Oder verathme mein Leben auf dem Heuschlage **).

11.

*) Großen Fenstern. Der Bauer hat keins, oder ein sehr kleines eine Spanne lang und hoch.

**) Das Lied scheint mir vielmehr im Nahmen eines armen Dorfmädchens, als im Nahmen der Eltern des Bräutchens gemacht zu seyn. W.

11.
Hochzeitlied.

Ein Mann mit Stiefeln zeigt einer Teutschen an. Der Bauer geht in Posseln, einer Art von Pantoffel, der an den Fuß festgebunden wird. —

Jerwen wird für die fruchtbarste Provinz Ehstlands gehalten. Der Bauer steht sich in ihr meistens besser als der in einem andern Kreise. Daher der Luxus mit einem gestickten Huth. — Das sich schmiegelnde Mädchen machte sich Hoffnung auf einen Teutschen, also auf eine Heyrath über ihrem Stand — bekam aber zulezt doch nichts weiter, als einen — Bauer aus Jerwen. Das Lied nun selbst.

Jüngferchen, Bräutchen!
Wie du zu Hause aufwuchst,
Giengst du wie ein Schwan am Schnee,
Wie eine graue Gans am Zaun,
Wuschest deine Haare in Meerwasser
Und deine Augen mit weissem Seifenschaum;
Dachtest einen Mann mit Stiefeln zu kriegen,
Und einen feinen Huth zu schwemmen.
Du sahst hungrige Jünglinge,
Den schlechtesten Knecht aus Wierland
Einen gestickten Huth aus Jerwen —
Und dem kämmtest du den Kopf
Und kraztest ihm die Füße.

12.
Hochzeitlied.

Jüngferchen, junges Weib!
Wie du zu Hause aufwuchst

Da

Da galtest du wie Gold im Hause
Wie Silber auf des Vaters Gehöfd,
Wie Kupfer auf des Bruders Rasenplatz.
Wenn du aber, Marichen, in ein fremdes Haus kömmst,
So kömmst du wie ein Fisch an ein ander Ufer
Wie eine Ente an einen andern Ort.
Ich weis es nicht zu loben noch zu tadeln
Ob du dann noch so viel giltst als die Erde
Die unter der Gans Flügeln ist,
Oder zwischen den Zehen des Sperlings *)
Oder der Fersen des Hahns,
An den Gliedern der Flügel eines Vogels.

13.

Hochzeitlied.

Die beste Lehre, sich bey den Schwiegereltern einzuschmeicheln und ihre Gunst zu erlangen. Aber wieder wie sarkastisch alles! —

Jüngferchen, junges Weib!
Sey du des Morgens fleissig,
Vor der Sonne schon früh auf!
Geh dann die Kuh melcken,
Und fühle ihr ans Horn.
Findst du von der Kuh ein Kalb —
So machs erst der Schwiegermutter bekannt,
Findst du ein Lamm mit weißen Stirnflecken,
Zeig' es freundlich dem Schwager an —

So

*) Das Mindere des Werths und die Geringfügigkeit konnte doch wahrlich mit keinem bessern Bilde dargestellt werden!

So lobt dich recht die Schwiegermutter
So lobt dich recht der Schwiegervater,
Die Schwiegerin lächelt dich an,
Der Schwager erzählts im Dorf:
Dann heist du artig,
Eines artigen Weibes Tochter,
Ein artiges Weib hat dich gewiegt,
Ein braves Weib dich erzogen,
Und noch ein beßres dich verheyrathet.

Ich gab das, was ich geben wollte, für keine Gesänge Ossians aus. Demungeachtet wird der vorurtheilsfreye Beurtheiler manche einfache Schönheit in diesem und jenem Gesang entdeckt, und der Seelenforscher tiefe Blicke in den Geist dieser Nation gethan haben. Er wird sie, wenn er den leisen Winken nachgieng, jezt besser kennen, als er sie vorher kannte, und als ich sie ihm durch eine Beschreibung hätte darstellen können.

Wer nicht Feinheit der Empfindung ihnen angemerkt hat, wer nicht die salzigte Lauge von Sarkasme in ihnen wahrnimmt: wer nicht aus diesem paar Proben ihrer Nationalpoesie den Schluß zieht, daß wir von dieser Nation bey größerer Kultur und erlangter Freyheit schöne Stücke ins Reich der Poesie, mit originellem Stempel versehen, zu gewarten, und dann eine liebliche Sprache, die bey Kultur und freyem Athem dieses Volks immer lieblicher werden würde, in Europa mehr aufzuweisen hätten — für den habe ich diese Lieder

der in der Uebersetzung und einige in der Ursprache nicht hergeschrieben. Das unangenehm dünkende der mehrern Vokale an einander schwindet gänzlich weg, wenn man's von einem ehstnischen Munde mit alle seinen Nüanzen selbst aussprechen hört.

S.

VII.

Das Wiedersehen. *)

An
meinen Freund E. G. v. M.
Als er von der Armee, nach langer Abwesenheit, in das väterliche Haus zurückkehrte.

Im December 1785.

Noch immmer schwebt, o Freund! die wonnevolle Scene
Des frohen Wiederseh'ns dem Geiste vor;
Noch immer hört mein lauschend Ohr
Die lauten Seufzer, die gerührten Töne
Im Ausbruch hoher Freudigkeit:
Noch sieht mein Blick die schöne Freudenthräne,

Die

*) Nach dem Französischen frey bearbeitet.

Die Lieb' und unbegrenzte Zärtlichkeit
In jedes Auge träuft; noch wähne
— Ha, süßer Traum! — noch wähn' ich unter euch zu stehn,
Zu theilen euer Glück, zu sehn
Wie sie dich fest an ihren Busen drücken,
Wie du, berauscht von himmlischem Entzücken,
Ein Gott, an ihrem Mund, in ihren Armen hängst,
Und in bered'ten, seelenvollen Blicken
Die süß'sten Zeugen ihrer Lieb' empfängst.
Ja, wenn auch die Erinnerungen längst
Veraltert sind, und sich den Geistesblicken
Im Nebeldunst der grauen Zeit,
Die hinter uns sich thürmt, je mehr und mehr entrücken:
So bleibt doch stets, mich an den Bilderu zu beglücken,
Die größte, reinste Seeligkeit
Für mein gerührtes Herz! Denn sieh! noch immer beut
Die holde Phantasie zu diesen Meisterstücken
Von Seelenmahlerey, so schön und rein und wahr
Ihr buntes Farbenspiel dem Geiste dar,
Daß selbst die höchste Kunst, wenn sie zu zaubern wüßte,
Vor diesem Werke sich bescheiden neigen müßte!
O Freund! vergönne mir, so schülerhaft und klein
Auch mein Talent nur ist, das köstliche Vergnügen
Die schönen Gruppen, wie sie meinen Geist umfliegen,
Mit schwacher Hand zu conterfeyn

Und

Und Sieger über die Vergeßlichkeit zu seyn.
Ich bin nur Dilettant in dieser Kunst zu kriegen:
Du wirst um so viel mehr die Schwächen mir verzeihn.
Und wenn's vielleicht den matten Zügen
Zu sehr an Geist und Energie gebricht;
Wenn ich nicht überall die wahren Farben wählte,
Hier noch ein Dunkel lies, und dort ein kleines Licht
In den Schattirungen verfehlte!
— Du kennst ja selbst, mein Freund! das Urgemählde,
Das kräftiger zu meinem Vortheil spricht
Als alle Schwierigkeit der Kunst, die mich beseelte, —
So richte, wenigstens als Kenner, nicht!

Noch liegt, in feyerlicher Stille,
Die Nacht auf der entschlummerten Natur:
Ein Heer von Schatten birgt mit seiner Rabenhülle
Das Thal, den Wald und die erstorbne Flur,
Und frey von Gram und Lebensmüh'n und Kummer
Saugt jedes Wesen, eingewiegt in Schlummer,
Am Busen süßer Ruh' erneutes Leben ein.
Nur Du schon wachst, und glaubst, voll Ungeduld, allein,
Des Tages Anbruch zu gewehren.
Der lasse Wirth vernimmt dein lautes Schreyn
Und wendet dir, sich noch ein Schläfchen zu ersparen,
Halbaufgewacht und gähnend ein:

Er fühle nicht das Morgenlüftgen wehen;
Der Haushahn sollte noch zum erstenmale krähen,
Unmöglich könnt' es Morgen seyn.
„Je ehr, je lieber, Freund! mir dünkt ich seh den Schein
Der Morgenröthe schon am Horizont verbreitet,
Frisch auf, und tummelt euch!“ So rufst du, schon gekleidet
Und ritterlich geschmükt, schön wie der junge Tag,
Wenn er den Lauf beginnt, zum frühen Ritt bereitet.
Bald folgt dir auch dein Wirth, doch nur zur Hälfte wach,
Durch einen finstern Gang zum warmen Stalle nach.
Er sattelt, beym Concert der frühen Morgenlieder
Des muntern Hühnerhofs, dein Pferd;
Legt, in der Dunkelheit und halb im Traum, verkehrt
Den Zügel auf, und führt, ein schläfriger Gebieter,
Mit Ha und Ho! kaum deinen Gaul hervor,
So fliegst du fort, so schließt sich hinter dir schon wieder
In wilden Harmonien des kleinen Städtchens Thor.
Ha! könnt'st du nun dein Roß mit Hippogryfenschwingen
Zum raschen Aetherflug versehn,
Und deinen Wünschen gleich, schnell über Thal und Höh'n,
Durch Nacht und Dunkelheit, wie Winde, vorwärts dringen:
Wie bald würd' ich am Weg allein und einsam stehn
Und dich im Duft der Nacht vor mir verschwinden sehn!

Allein

Allein zu meinem Trost sind Dir die Zaubermächte
Der Geister nicht beschert, und ich gewinne Zeit
— Da überdem die Dunkelheit
Der Nacht des Rosses Muth in Etwas schwächte —
In deinem Schutz zu gehn, bis sich der Tag erneut.
Umsonst suchst du den sonst so kühnen Schecken
Mit kriegerischer Stimm aus seinem Traum zu wecken;
Er fühlt nicht Peitschenhieb, hört nicht dein schmeichelnd Wort,
Und selbst die Gründe scharfer Sporen
Vermögen nichts bey ihm; er spizt furchtsam die Ohren,
Und schleicht — als wär' es dir zum Tort —
Mit scheuem Maulthiersschritt auf glatten Bahnen fort.

Doch, wie der späte Tag den Thron der Wintersonne
Mit goldnen Decken überzieht,
Die Nacht im Sterngewand jungfräulich vor ihm flieht,
Und nun, umschwebt von neuer Lebenswonne,
Der Stunden Königin die blaue Bahn bezieht:
Da seh' dich ich, mit heimlichem Entzücken,
Das Aug' bald in die Fern, bald auf den Weg gesenkt,
Nach einem steilen Berge blicken,
Der, einem Vorhang gleich, auf deinem Wege hängt.
Dein Schecke, der nun furchtfrey vorwärts sprengt,
Scheint wie ein Reh davon zu fliegen,

Und kreucht für dich noch immer Schneckengang.
Er fühlt sich frey vom läst'gen Zügelzwang,
Und, unter Sporn und Schenkeldrang,
Ist, wie ein Hügelchen, die Bergwand schnell erstiegen.
Ha! welche Scene trift hier deinen gier'gen Blik!
Welch' herrliches Gemisch von bunten Wunderdingen
Im rothen Morgenglanz! Unzähl'ge Bilder dringen
Sich deiner Seelen auf. Bald schimmert dir ein Stück
Von eisumstarrten Felsen wild entgegen;
Bald zeigt ein Strom dir seinen krummen Lauf;
Jezt nimmt ein nakter Hain die blauen Fluten auf,
Jezt roll'n sie wieder frey auf labyrinthschen Wegen
Durch Silberfluren hin; Hier kriecht
Ein brauner Zaun durchs Feld, das noch erstorben liegt,
Und schüzt des Landmanns künft'gen Seegen
Vor räuberischem Wild; Da läuft Berg ab, Berg auf
Ein gelber Schlangenweg zum Horizont hinauf;
Dort wagt ein Berg, um an der Sonne sich zu pflegen,
Das weiße Winterkleid ein Weilchen abzulegen,
Und hinter jenen schützenden Gehägen
Steigt der vergold'te Rauch verborg'ner Hütten auf.
Wie jenem Fremdling ist, der sich zum Erstenmale
In einem königlichen Opernsaale,
Wie in dem Zauberland der Feerey, erblikt,
Und, durch die Harmonie noch nie gehörter Töne

Zu

Zu süßen Träumerey'n geschikt,
Sich schon entkörpert glaubt und dieser Welt entrükt;
Der Vorhang rollt empor; die wundervolle Scene
Zeigt ihm ein Schloß von Gold, mit Diamant geschmükt
Umstrahlt von tausend Himmelslichtern,
Und einen Rosenhayn, der schattend es umringt
Und seine Zweige sanft zu stillen Lauben zwingt;
Und in den Lauben selbst die schönsten Mädchen, schüchtern
Wie Nymphen in dem Bad, doch schön
Wie Huldgöttinnen anzuseh'n,
Und — kurz! ein Feenland, so schön
Und anmuthsvoll, wie es von Dichtern
Noch nie geschaffen ward, fäll't in dem reinsten Licht,
Das selbst den Tag beschämt, ihm plözlich in's Gesicht;
Er steht verstummt und staunt, er wagt kaum sich zu rühren,
Er fühlt sich selber an, um sich zu überführen
Daß er der nemliche noch sey, der er gewesen,
Und zweifelt immer mehr, und bleibt zulezt dabey
Die Kraft von einem höh'rn Wesen
Sey wirksam mit im Spiel, und treibe Zauberey: —
So wird hier unserm Freund, als plözlich seinen Blicken
Sich diese Winterlandschaft zeigt.
Er hält den Zügel an, betrachtet, staunt und schweigt.
Ihm ist, als hätt' er schon mit allen seinen Stücken
Ein gleiches Bild, doch nur im Traum gesehn:

So lief der Fluß, so zeigten sich den Blicken
Der Weg, der nakte Hain und die beschneyten Höh'n.
Er reibt sich Aug' und Stirn um deutlicher zu seh'n,
Und sinnt und sinnt und kann das nicht verstehn:
Je mehr er sinnt, je lebhafter umschweben
Die Bilder der Vergangenheit
Den ungewissen Geist; er glaubt in einer Zeit,
Die längst verronnen ist, von Neuem aufzuleben.
Jezt wirds allmälig Tag; aus der Vergessenheit
Steigt die Erinnerung empor, und beut
Den blanken Spiegel ihm, der allen Dunst zerstreut:
Er sieht und wird entzückt! — O Freund! Du konntest wähnen
Daß dies nur bloße Täuschung sey,
Nur Spiel der Phantasie und süße Zauberey?
Sind dies nicht die Gefild', aus denen
Sich deiner Ahnen stolze Burg erhebt?
Dies nicht die theure Flur auf der Du einst gelebt,
Die Du so manchesmal im Geiste schon umschwebt,
Und wo noch jezt, erfüllt von zärtlich bangem Sehnen
Der besten Eltern Herz so liebevoll dir bebt?
Ja! nur zu deutlich sagen diese Thränen
In deinem Aug' daß Du sie wieder kennst,
Und, voll der heiß'sten Sehnsucht, brennst
In den bekannten, oft durchstreiften Plänen

Die

Die Heimath der Geliebten zu erspäh'n.
Ich seh dich hoch in beyden Bügeln stehn,
Wie du mit langem Hals und flücht'gen Blicken
Die graue Ferne schnell durchirrst;
Nun zu entdecken glaubst; nun, in den Augenblicken
Der Ahndung nahen Glüks, vom Schein betrogen wirst,
Und in dem Taumel deiner Freude
Die ausgedehnte Fern' im täuschenden Geschmeide
Nur nach den Wünschen deines Herzens mißt.
Umsonst wölbst Du die Händ' und sezst erfindrisch beyde,
Gleich einem Sehrohr an, verlohren ist
Nach jeglichem Versuch die angewandte Mühe!
Ulysses tapferm Sohne gleich,
Wähnst du, daß schadenfroh dein väterliches Reich
Vor dir, je mehr du nahst, entfliehe.
Was ist zu thun? Du eil'st im schnellsten Trab
Den hohlen Weg am Berg hinab,
Um, was dir neidsche Dünste noch verstecken
Doch sicher in der Nähe zu entdecken.
Allein, kaum ist der Fuß des steilen Hangs erreicht,
Kaum flogen links und rechts, so leicht
Als einer Zauberlampe Schatten,
Die Gegenstände hin, die dich umgeben hatten:
So seh' ich plözlich in der Ferne deinen Blick,
Durchstrahlt von einem überird'schen Lichte,

Starr angezaubert, und im selben Augenblick
Kehrt auch auf deinem zweifelnden Gesichte
Der Wangen höhers Roth, der Augen Glanz zurück.
O sag! was schaust du starr nach jener Fichte
Die fern am blauen Horizont
Ihr weißbeschneites Haupt im Morgenstrahle sonnt? —
Ha! Du erkennest sie, die Zeugin der Gesichte
Der süßentschwundnen Knabenzeit,
Die Du so manchmal mit der Tapferkeit
Des Städterob'rers bis zum höchsten Gipfel
Erstiegst, auf deren schlankem Wipfel
Du manche Stund', nach kühngefocht'nem Streit,
Mit kindischer Zufriedenheit
Verschaukeltest! O! welche Seeligkeit
Gewährt ihr Anblick Deinem trunknen Herzen!
Ein liebliches Gemisch von wundersüßen Schmerzen
Und niegefühlter Lust, die alles in sich faßt
Was Du von Seeligkeit und Wonn' in kleinen Zügen
Nur je gekostet, je geahndet hast,
Ist jezt im vollsten Maas dein Theil. Mit reichen Zügen
Trinkst du, den Engeln gleich, ein himmlisches Vergnügen.
Kaum trägt dein Herz der Wonne süße Last
Und dies Gefühl' und dies so ungestüme Sehnen
Wofür du keine Worte hast!
Doch — wohl dir! — plözlich löst in milden Thränen

Sich das Gewirre der Empfindung wieder auf.
Ein sanfterer Genuß begleitet ihren Lauf,
Und hingerissen von der süßen Augenweide
Rufst du im Vorgefühl der reinsten Freude
Lautweinend aus: So ist's denn nicht ein bloßes Bild
Erhizter Phantasie, was mich bisher beglückte?
So bist Du's selbst, anmuthiges Gefild,
Was mein begier'ges Aug' schon in der Fern' erblikte?
Ich soll dich wiedersehn, o mütterliche Flur,
Euch wiedersehn, ihr stillen Gründe,
Wo ich so glücklich war? wo ich sie wiederfinde
Die meine Seele liebt? O heilige Natur!
Wie süß, wie himmlisch ist, was ich so tief empfinde!

Ja, Freund! es war nicht bloßer Wahn
Was deine Thränenblick' im Wonnetaumel sahn.
Bald ist das Ziel erreicht; der Trennung Stunden enden.
Dein Glük ist wahr und groß, und, um es zu vollenden,
Fehlt deinem Herzen nichts, als dich ihm ganz zu nah'n.
O, zaudre nicht, o! eil den theuren Gestäden,
Der Quelle deines Glücks und deiner Ruh,
Schnell wie dein Wunsch, auf Windesflügeln zu.
Erblikst du nicht des Kirchthurms blaue Spitze?
Schon schwebt die Glocke drin, schon hebt sich rund umher
Das stille Dorf, und nun ist keine Schranke mehr

Die dich von dem so langersehnten Sitze
Der väterlichen Ruh, von deinen Lieben trennt!

Hier fehlt's an Farben mir. Der Pinsel fällt! Wer nennt
Mir das Entzücken seiner Seele?
Vergebens misch' ich und erwähle
Der Farbrn rednerisches Spiel!
Dein Meisterpinsel nur, Du großer Bildner! könnte
Das namenlose, mächtige Gefühl
Uns treffend mahlen, das in dem Momente
Des Ersten Wiederseh'ns sein frohes Herz befiel.
Da hält er, wie gebannt durch eines Zaubers Spiel;
Sein Auge starrt, die Brust wogt heftig auf und nieder;
Jezt öffnet er den Mund, will sprechen, schließt ihn wieder;
Strebt seinen Arm hinaus nach dem erwünschten Ziel,
Bleibt unaufhörlich stumm, verliehrt des Rosses Zügel
Und hält im Taumel seinen Bügel
Für platten Boden, und versucht zu gehn.

O Freund! wie rührend ist's dich so zu sehn!
Bleibt nun dir noch ein Wunsch, und kann die Wonne
Die dich zum Gott verzükt, ein Erdenglück erhöh'n?
Hier ist es ja, wo deines Lebens Sonne
So rein, so wolkenlos und schön

Dem

Dem Zeitenmeer entstieg; wo ihre goldne Röthe
Schon früh die dichten Nebel brach,
Die das Geschick um ferne Zukunft wehte,
Und durch den reinen Glanz, der ihre Pracht erhöhte,
Den seegenvollsten Tag versprach.
Hier ist es, wo die süßen Stunden
Der nie bereuten Knabenzeit
Voll Keimen künft'ger Seeligkeit,
Gleich Einem heiterern Maitag, Dir entschwunden;
Wo, in dem reizenden Gele t
Der holden Unschuld, Du die süß'sten Lebensfreuden
Aus ungetrübten Quellen tranksst,
Und, sanft berauscht von diesen Götterfreuden,
Der Tugend an den Mutterbusen sankst.
Hier ist es, Freund! wo, von der Ersten Thräne,
Die du, als Eintrittsgeld in dieses Lebensspiel,
Geweint, bis zu der bangen Abschiedsscene
— Mit der zum Erstenmal für dich der Vorhang fiel —
Dein zärtlich Elternpaar mit unbegrenzter Liebe
Für dich, ein zartes Knöspchen, Sorge trug;
Wo, durch der Sympathie geheimen Zauberzug
Schon früh der Saamen edler, großer Triebe
In deinem Herzen Wurzeln schlug
Und unter ihrer Hand selbst junge Frücht'gen trug;
Wo sie vielleicht an diesem heitern Morgen

In stiller Einsamkeit des Schlafgemachs verborgen,
Für dich zu Gott um Seegen flehn;
Vielleicht, gequält von unbenamten Sorgen,
Am eisbeblümten Fenster stehn,
Und sehnsuchtsvoll nach dir in die Gefilde sehn;
O Freund! wo sie selbst Augenblicke zählen
Seit ihnen, ach! mit dir, die schönsten Freuden fehlen!

Schon hat dein Geist von ihrem sanften Ruf
Den liebevollen Ton vernommen.
Schon siehst du ofnen Arm's sie dir entgegen kommen: —
Dein Schecke bäumt und schlägt, daß unter seinem Huf
Die glatte Schneebahn ängstlich stöhnet.
Sein ungestümes Wiehern tönet
Weit in dem Dorf umher: ihm deucht, dies sey das Land
Wo er zum erstenmal des Reuters Macht empfand;
Er senkt sein Haupt, entreißt den Zügel deiner Hand,
Und eilt in raschem Flug dem nahen Ziel entgegen.
Man stehet still, man gafft dich wilden Ritter an;
Man staunt, erkennet dich, und siehe! Weib und Mann
Und Alt und Jung eilt jauchzend dir entgegen
Und ruft, gedrängt an deinen Wegen:
S' ist unser gnäd'ger Herr! — Willkommen aus dem Krieg! —
Er ist's, Gott sey gelobt! — Doch dich kann nichts bewegen

Nur

Nur Einen Augenblick an diesem schönen Sieg
Der Menschenfreundlichkeit dein sanftes Herz zu weiden.
Es ist zu voll! Im Ahnden größrer Freuden
Vergißt du selbst die Pflicht der ersten Höflichkeit:
Dankst kaum mit einem flücht'gen Blicke
Der allgemeinen Freundlichkeit,
Und läßt im selben Augenblicke
Die Grüßenden weit hinter dir zurücke.
Schon donnert unter dir des Schlosses Kettenbrücke;
Jezt sprengst du auf den Hof; — jezt hältst du plözlich ein; —
Ein ungeheurer Schwarm drängt sich mit dir hinein; —
Du springst vom Pferd herab; — der Jauchzenden Gedränge
Verrammelt dir den Weg — Du wind'st dich durch die Menge
Mit Mühe durch, und eilst verfolgt von ihrem Schrey'n:
„Willkommen hier! willkomm!" schnell in das Schloß hinein.
Indessen sizt, nach alter, teutscher Weise,
In einem hochgewölbten Saal
Der regellosen Burg, nach einem frohen Mahl,
Dein ganzes Haus in freundschaftlichem Kreise
Am traulichen Kamin. Die Damen allzumal
Ergeben sich dem häuslich schönen Fleiße,

Und stricken, nähen, oder machen Flor.
Dein liebes Schwesterchen hat eine Arbeit vor
Die sie geheimnißvoll noch zu verschweigen meinte.
Allein sie ahndet nicht, daß, wenn sie einsam weinte
Und sich in ängstlichen Besorgnissen verlohr,
Manch Seufzerchen und selbst Dein Name — ihrem Ohr
Die lieblichste Musik — sich gegen sie verschwor,
Und, was Geheimniß war, nur allzulaut bekannte.
Dein guter Vater, einige Verwandte
Der Nachbarschaft, und Eu'r ehrwürdiger Pastor
Durchlesen aufmerksam die neusten Zeitungsblätter.
Man spricht vom Staat; von gut und schlechtem Wetter;
Wie hoch nach dem berühmten Sieg
Der Actien Werth in England stieg;
Nun von dem Handel; nun von Steuren
Und schweren Zöllen; dann von Krieg
Und Frieden; und zuletzt vom theuren,
Geliebten, langerwünschten Sohn.
Man frägt nach dir, man theilt der Eltern Glück, und schon
Hebt deine Schwester mit gerührtem Ton
— Nach ihrer Art — recht zärtlich an zu schwärmen,
Als sie ein ungewohnter Lärmen
In ihrer Rede plötzlich unterbricht.
Man stutzt, man horcht, man staunt sich in's Gesicht,
Springt auf von seinem Sitze, rennet

Ans

Ans Fenster, sieht, betrachtet und erkennet
Den Schecken, deinen Gang, das blühende Gesicht.
„Da ist er! — Ja er ist's! — Nun endlich! — güt'ger
Himmel!„ —
Wie stürzt im lieblichsten Gewimmel
Der ganze Kreis zum Saal hinaus!
Bekannte, Vater, Mutter, und voraus
Mit offnen Armen deine gute Schwester.
„Mein Kind! — mein theurer Bruder! — Bester,
„Geliebter Sohn! — Wir sprachen just von dir! —
O meine Eltern! — „Gott! wie waren wir
So bange! — O mein Sohn! so hab ich Dich nun wieder
So bist du endlich mein, so schließ' ich dich nun wieder,
An meinen Busen!„ — Wie, und schon das zehnte Jahr
Seit wir sie nicht mehr sahn! — Ja, meine Freund'! ich war
Ihn meinem König, war dem Vaterlande
Ihn schuldig. Theurer Sohn! Du giengst für mich
Für deinen Vater hin! Du machtest unserm Stande
Und deinen Vätern Ehr! Der Himmel segne Dich!„
Er schweigt. Ein sanftauflodernd Feuer
Thaut seiner Jahre Frost mit neuer Wärme auf;
Sein mattes Auge glänzt, sein Busen athmet freyer
Und das erstarrte Blut beflügelt seinen Lauf.
Mit neubelebter Kraft nimmt jetzt sein Arm dich auf.
Du fühlst sein Herz in stärkern Schlägen

An deiner wonnevollen Brust,
Und, überströmt von süßer Engelslust,
Wallt dankbar und gerührt das dein'ge ihm entgegen.
Auch deine gute Mutter wagt' es kaum
Sich ungestört der Freud' zu überlassen.
Ihr Herz vermag es nicht, die Wonne ganz zu fassen;
Noch scheint ihr alles nur ein Traum.
Mit starren, unverwandten Blicken
Sieht sie dich an, und glaubt, was sie zu sehn nur meynt
Sey ein Gebild der Fantasie, und weint
Und lacht zugleich und ruft mit steigendem Entzücken:
„O Gott! ist er es selbst, den meine Augen blicken?
Bist du's! ist's nur ein Traum von meiner Zärtlichkeit?"

Nun schwindet allgemach die süße Trunkenheit
Des ersten Wiedersehn's in stille Freudigkeit;
Und deine Onklen, Vettern, Tanten
Samt allen übrigen Bekannten
Begrüßen dich nun auch, mit teutscher Höflichkeit,
Und äussern ihre Zärtlichkeit
So wahr und ungeschraubt als Lust und Süßigkeit
Aufricht'ger Theilnehmung es ihrem Herz gebeut.
Man drängt sich um dich her, man greift nach deinen Händen,
Lacht dich bedeutend, freundlich an,
Um dir in Blicken schon verdientes Lob zu senden,

Und kann das Auge nicht von deinen Augen wenden
Und führt dich im Triumph den Windelstieg hinan.
Doch, deine liebenswürd'ge Schwester
Ergreift schnell deinen Arm, und drückt ihn fest und fester
An ihren zarten Busen an.
„Du armer Bruder! wie du frieren mußtest, Bester,
In diesem Kleid! — Wie bald sich alles ändern kann!
Sieh! gestern dacht' ich noch: wer weiß wie lange
Der frohe Tag noch weilt, wo wir ihn wieder sehn!
Da mußt ich weinen, ach! und fühlte mich so bange —
Kaum mag ich meine Schwachheit dir gestehn —
Und heut! — Wer hätte sichs auch nur im Traum versehn?
Nun, lieber Bruder! wirst du denn auch bey uns bleiben?
Allein, was frag' ich auch! Du hast mich ja nicht lieb:
Mir, die dir keine Post ein Briefchen schuldig blieb,
So äusserst selten nur zu schreiben!
Wart! wart! das soll dir unvergessen bleiben!„

Indessen drängt man sich mit dir zum Saal hinein,
Und jeder möchte gern der Erste seyn,
Der dich darin als lieben Wirth begrüßet.
Man setzt sich zum Kamin und schließet
Vertraulich einen Kreis, und läßt sich mit dir ein.
Doch Du bleibst stumm, und sagst nicht Ja noch Nein.
In deinen Freudetrunknen Blicken

Allein, verräth sich das Entzücken
Des vollen Herzens; die Natur
Mit ihren Rechten siegt: du weinst, und Seufzer nur,
Die jedes Wort in deinem Mund ersticken,
Sind Zeugen deines Glücks, und drücken
Die reine Wollust aus, die kaum dein Herz noch trägt.
Doch sieh! wer ist der Greis, der dort, auf Krücken
Gestüzt, so ängstlich nach dir frägt,
Und nun, mit freundlich frohem Nicken,
Die halberstorbne Hand, wo kaum der Puls noch schlägt,
Vor Freude zitternd, in die deine legt?
O Gott! auch dieses noch? — Der alte, treue Diener,
Der, als dein Leben noch der Knospe glich,
Mit väterlicher Sorgfalt dich
Gepflegt; der nie von deiner Seite wich
Wenn Jugendflattersinn dich kühner
Gefahren suchen hieß; der manche Nächte sich
An deinem Krankenlager härmte,
Und oft, der Jahre Last nicht achtend, dich
Beym lauten Spiel selbst überlermte!
Wie pocht sein kaltes Herz, wie glänzt sein matter Blik:
„Nein! ist er's wirklich selbst? so ruft er: welches Glük
Noch einmal diese Hand zu küssen!
Ja! dieser frohe Augenblick
Wird mir den nahen Tod versüßen.

Nie hätt' ich es geglaubt den lieben guten Herrn
Noch einmal hier zu sehn; wie sterb, ich jezt so gern!
Nun, Fräulein! sagt ich's nicht, er sey recht groß geworden?
Mein Gott! sie waren noch so klein! —
Wie dieses Kleid sie ziert, und dieser Orden —
Ich alter, kindscher Mann! — sie müssen mir verzeih'n.

O Freundschaft, Vaterland, Natur!
Euch huldigte schon früh mein Herz, euch schwur
Ich früh den heil'gen Bund der Treue;
Und heut, an diesem frohen Tag, erneue
Befest'ge ich das holde Band, und weihe
Mein ganzes Leben euch und eurem Dienste nur!
Nie werd' ein Labetrunk aus eurem Freudenmeere
Dem Sterblichen geweiht, der je mit frecher Hand
Das himmlische, geweihte Band,
Was ihr verknüpftet, trennt! O wäre
Doch meinem Herzen stets der Frevler unbekannt,
Der nie die Süßigkeit von eurem Joch empfand;
Der in dem sichern Schoos der väterlichen Hütte
Des Stifters seiner Ruh vergißt,
Taub bey des dürft'gen Bruders Bitte,
Ein niedrer Sclave fremder Sitte
Ein Feind des Vaterlandes ist;

Und in der Freundschaft argwohnloser Mitte
Mit schwarzem Heuchelsinn den Mund des Freundes küßt!

F. A. S.

VIII.

Zardi
eine persische Erzählung.
An meinen Freund G. W. Justi.

In Persien, zu Ormus, lebten
Zwey Freunde, die im engsten Band,
Das je Geschmak und Tugend webten,
Nach Weisheit mehr, als nach dem Tand
Geschäzter Kleinigkeiten, strebten.
Lang giengen beyde Hand in Hand,
Und theilten willig jede Freude
Des Lebens, so wie jeden Schlag
Vom Schiksal oder Menschenneide.
Doch endlich kam der Trennungstag;
Der jüng're Zardi sollte reisen,
Um unter Brama's fernen Weisen
Im Orient den Durst nach Licht
Und aus der Quelle selbst zu stillen.

„Komm,

„Komm, laßt der Trennung lezte Pflicht
„Uns dort am Opferheerd' erfüllen!“
Sprach Usbek, und ergriff die Hand
Des Jünglings, der, beym nähern Ziele
Des Scheidewegs, die Hochgefühle
Verbundner Seelen ganz empfand.
Der Seher stürzt aus goldner Schaale
Den Weihrauch schweigend in die Glut.
Gestärkt von innerlichem Muth
Sah Zardi — leuchtend, gleich dem Strahle
Der Sonne, wenn sie untergeht —
Sich himmelan, wie das Gebet
Des Frommen, eine Flamm' erheben,
Und über seinem Haupte schweben.

Den Blik geheftet unverwandt
Auf diesen Führer (der bisweilen
Im Wolkenschleyer halb verschwand)
Gedachte Zardi bald das Land,
Wohin er strebte, zu ereilen.
Doch kaum begann die steile Bahn,
So fielen zwischen Waldgebirgen
Zwey Leoparden, ihn zu würgen,
Den schutzberaubten Pilger an.
Nah waren ihm die Ungeheuer,

Und der Verlaßne rettungslos:
Urplözlich brach ein schmetternd Feuer
Aus jener Flamme lichtem Schoos;
Die Leoparden stürzten nieder,
Und hauchten unter Furcht und Graus
(Wie Hollands überwundne Hyder)
Die schwarzen Seelen grimmig aus.

„Bist, Oramasdes," (rief und kniete
Der frohe Zardi) „bist du nicht
„Die Gottheit selbst, die sich bemühte
„Mich zu beschüzen, deren Licht
„Ich unerkannt bisher gesehen:
„O! so gewähre meinem Flehen
„Den Anblick deines Boten!"

Schnell
Zerfloß in einem Meer von Glanze
Der Flammenschein; Ithuriel,
Sein Engel, stand mi Schild und Lanze
Ihm nah', und spra . „Im dunklen Hain,
„Wo Neid und Bosheit, die Harpyen
„Des Lebens, ihre Flammen sprühen,
„Wirst du durch mich ihr Sieger seyn!"

Der Jüngling, vom Gefühl durchglüht,
Stürzt mit dem Flügeltritt der Jugend

Dem

Dem Engel zu: die Täuschung flieht;
Und er umarmet — wen? — die Tugend!

* * *

Du, der auf rauher Bahn des Lebens
Mit mir so manche Blume brach,
Dir fliege scheidend nicht vergebens
Ein Wunsch von deinem Freunde nach!
Denn Freund war ich, und Mentor nie,
In jenen goldbeschwingten Stunden,
Die dir und mir im Sanssouci
Bescheidner Musen hingeschwunden.
In deiner Laufbahn mache Dich
Das Schicksal nie mit seinen Stürmen,
Mein Lieber, so bekannt, als mich!
Wann aber sich die Wolken thürmen,
Und Blitze zücken — lehre dich
Mein eignes Beispiel, allen Leiden
Zu lächeln, und mit hohem Muth
Dich in der Tugend Licht zu kleiden,
Die, was kein Feiger denket, — thut!
Verachte, Freund, das Lob der Thoren,
Und ihren Tadel! ehre dich!
Und schäze nie ein Guth verloren,
Weil Glück und Neid — — — Wer mehr, als ich,
Kann aus Erfahrung davon sprechen?
Wen aber lehrten beyde so

Die Blumen dieses Lebens brechen? —
Dank den Besiegern meiner Schwächen,
Sie machten weise mich und froh!
O! sammle, Freund, die Blumen! Winde
Sie, würdig der Unsterblichkeit,
In jene königliche Binde,
Die Klio ihren Edlen weiht,
Und die (wann mit dem letzten Fluge
Mein Geist dem niedern Staub entflieht)
An deines Freundes Aschenkruge
Der Mond mit Silber überzieht!

Engelschall.

IX.

Kleinere Gedichte.

An Charlotte,

Freyin von St — — b — g, in S — dt.

Wie mancher, dessen Muth dem Unglück widerstand,
Erliegt dem bessern Wechsel, und vertauschet,
Vom Taumelkelch der Eitelkeit berauschet,
Sein Joch zugleich mit seinem Stand!

Der Weise nur bleibt den Gefühlen
Der Unschuld und Natur im Schoos des Glückes, treu;
Sein Herz kann Wollust nicht vergiften, Schmeicheley

Nicht

Nicht seine Tugend unterwühlen;
Der blinden Göttin Zauberey
Schaft nicht ihn selbst — nur seine Schaale neu.

Gleich dir, Charlotte, mäßig und bescheiden,
Mischt er das Bild entflohner Leiden
Zum Glanze, der ihn jetzt umfließt;
Und werth, daß Engel sie beneiden,
Sind jene Thränen, die sein stiller Dank vergießt.

Zu edel, daß er im verschlossenen Pallaste,
Von Selbsucht eingewiegt, auf weichem Polster raste,
Schmekt er dann Freude nur, wenn Freundschaft mitgenießt;
Wenn sich um ihn ein Schwarm erquickter Armen schließt;
Und wenn auf alles, was er je mit Lieb' umfaßte,
Sein Füllhorn — Sorgenbann und Fröhlichkeit ergießt.

Gotter.

Der Traum.

Auf die Feyer in Wien. Den sechsten Jänner 1788.

καὶ γάρ τ' ὄναρ ἐκ Διός ἐςιν.

Jüngst ward mir dieser Traum; zwar hat in unsern Zeiten
Ein Traum sonst nicht soviel wie vormals zu bedeuten;
Doch dieser war gewiß vom Himmel selbst gesandt:
In einem unbekannten Land
Wallt' ich an eines Greises Hand,
In dunkler Nacht, von Nebeln dicht umflossen,
Viel Meilen weit. Doch, siehe! plötzlich wich
Der Nebel, schwand die Nacht, und über uns ergossen
Der Sonne Feuerfluthen sich.

Ich sah' den prächtigsten der Tempel vor mir stehen.
Mein Führer sprach: Wir sind zur Stätte nun, ich will
Mit dir ins Heiligthum des ew'gen Schiksals gehen.
Erwartend folgt' ich ihm, und still.
Die Halle wimmelte von Schaaren
Neugieriger, die kaum hineingekommen waren,
Als sie schon riefen: Sprich, o Schiksal! sprich! wie steht's
Nun in der Folgezeit um Kayser Josephs Lande?
Was haben sie zu hoffen von dem Bande
Franciscus und Elisabeths?
Und, horch! nun rollet dreymal in den Lüften
Der Donner, und mit süßen Düften
Erfüllt der Tempel sich; in hoher Feyer bebt
Der Marmor des Altars: hellglänzend schwebt
Ein goldnes Buch auf ihn hernieder,
Und heil'ger Schauer fährt uns allen durch die Glieder.
Nun öffnet sich das goldne Buch
Worin als Antwort sonst des Schiksals Sprüche stehen;
Doch heute las man keinen Spruch,
Ein leeres Blatt nur war zu sehen,
Und schnell verschwand das goldne Buch.
Mein Führer aber stand auf einer lichten Wolke,
Und sprach mit Freundlichkeit zu dem bestürzten Volke:
„Verehrt der Gottheit Wink, und zieht im Frieden hin.
„Seht auf die Vorzeit nur, denn diese redet klärer
„Als ein Orakelspruch; die zeigt euch den Gewinn
„Des hochbeglükten Reichs; die sagt: Franciscus Lehrer
„War Joseph, Chanclos *) war Elisens Führerin.
„Was wollt ihr mehr noch? — Dankt, und zieht im Frie-
den hin!"

Friedrich Hegrad.

*) J. Excell. Fr. Gräfin, Josepha Chanclos, Obersthofmeisterin.

Die

Die Stufenleiter.

Ew'ge Verwandlungen, Schöpfungen, Grabmähler,
Neue vom Grab empor keimende Schöpfungen
Wirbel, die aufwärts drehn zu ihren Sonnen hin,
Ist des Weltenalls Grundgesez.

Alles ist Ewigkeit — alles ist Augenblick,
Kaum des Bemerkens werth, alles unendlich groß,
Alles unmerklich klein, nur nach dem Augenpunkt,
Nach dem Maasstab des Sehenden.

Schwindelnd zwar denk ich mir tausend Jahrtausende —
Ewigkeit sind sie mir, — aber in Gottes Dau'r
Welch ein Moment? Wie groß Stunden des Sterbenden? —
Jede wiegt eine Ewigkeit.

Funkelnder Stern, bist du edler, als jener Staub,
Der dem Sternseher leicht unter der Ferse klebt?
Ihn bewohnen vielleicht denkende Schöpfungen,
Sehn Systeme bey Tausenden

Neben sich, sehen erstaunt Tröpfchen, uns unsichtbar,
Gleich Ozeanen an, ehren den Schaffenden
Edler vielleicht, als ich, ihnen unsichtbar groß? —
Ist ein Maaßstab des Einfachen?

Weltenzertreter! Mensch! gegen die Milbe schon
Mehr als ein Halbgott groß, und majestätisch schön,
Weise, des Erdballs Herr, Erbe der Ewigkeit —
Denk' den ersten der Geisterwelt! —

Stolzer! wie sinkst du nun? Bist du ihm mehr als Wurm? —
Denk den Unendlichen! — Wo bleibt der Seraph nun? —
Wo bin ich? denk ich noch? — Jeder ist groß und klein,
Größer, wo er sich kleiner fühlt.

Größer? erhebe dich, Geist, der du aufwärts strebst!
Alles, vom Seidenwurm an, alles, weit tiefer her,
Bis zu dem Geist hinauf, tauscht seine Rolle um,
Aber nichts wird erniedriget.

Erde! wie sahst du aus, ehe Gott Menschen schuf?
Wenn du sie, Ester, sähst, kenntest sie warlich nicht!
Welch ein Geschöpf war ich, eh ich zum Menschen ward?
Wie viel Rollen sind abgespielt?

Wie viel erwarten mich, wenn der Leib modern wird?
Vor mir und hinter mir dämmerts, ich sehe nichts:
Doch, da ein Mensch ich ward, wurd' ich erniedriget?
Da ich Knabe — und Jüngling ward

Wurd' ich erniedriget? Machten die Krümmungen
Machten der Schicksale Thäler und Anhöhen
Mich nicht vollkommner? hob sich nicht Geisteskraft?
War's nicht Wachsthum? Entwickelung?

Unglück ist Tod, und schafft Menschen zu besserer
Wiedererstehung um. Tod giebt Unsterblichkeit
Stuffenan. — Ist wohl noch Weiser und Christen Kreuz,
Ist ihr Tod einer Thräne werth? T**.

Leben und Tod.

Es wandelt hehr in Lichtgestalt
Ein Stern mit heitrer Stille:
An blauem Wolkensaume wallt
Er mild, und Lebensfülle
Strömt durch des Thales Laub sein Glanz,
Es haschen sich im Friedenstanz
Gekräuselt Meereswellen.

Er flieht. Es schaut nun durch die Nacht
Ein Stern mit Blutesstrale:

Er ruft den Sturm, Verheerung kracht
Im winddurchheulten Thale.
Vor seiner Wuth erschrikt das Meer
Und eilt verzweifelnd hin und her,
Und seufzt am Felsgestade.

So folgen durch der Schöpfung All
Sich wechselnd Tod und Leben.
Sie knüpfen sich im kleinsten Schall
Wie in des Sturmes Beben;
Und in des Blümchens zartem Bau
Wie in der Ceder Stolz, den Blau
Des nahen Himmels decket.

Ich suche Veilchen auf der Flur,
Gelabt von ihren Düften:
Ich ruh' am Busen der Natur,
Umwebt von regen Lüften.
Doch ach! den Lebenshauch verweht
Des Todes Athem, grausam mäht
Sein Schwerd des Veilchens Blüthe.

Ein Mädchen schloß den Himmelsblick,
Des blauen Auges Lächeln,
Des Busens Wellen flohn zurück
Mit ihrem lezten Röcheln.
Es keimten aus des Auges Staub
Die Veilchen, durch des Haines Laub
Weht jezt ihr Todesathem.

In seinem Innern knüpft mein Geist
Mit Nichtseyn — Götterleben!
Ihr Seher, welcher Himmel fleußt
Um euch, wenn Schauerbeben
Der Auferstehenden ihr seht?

Doch

Doch ach, zur Auferstehung geht
Der Weg durch Grabesschatten.

Einst flieht der Tod, wann nun die Welt
Von neuer Schöpfung blühet,
Und hehr des Himmels blaues Zelt
Von neuen Sonnen glühet,
Nur Lebenssterne funkeln hell,
Und gießen reichen Freudenquell
Alsdann vom Lichtkristalle.

K. Woltmann.

X.

Der Herausgeber. An die Leser des T. M.

Wider Willen sehe ich mich genöthiget, sowohl einen zu spät angelangten Aufsatz, worin die philosophischen Rhapsodien meines Anonymus über Wunder mit eben soviel Billigkeit als Vernunft und Scharfsinn beleuchtet werden, als meine eignen Gedanken von der Freyheit des Philosophirens über Gegenstände des Glaubens und einigen andern dahin einschlagenden Materien, (die ebenfalls durch die Aufsätze des Anonymus veranlaßt worden sind) für den Januar 1788. aufzusparen.

Je mehr ich mich durch den nachsichtvollen Beyfall, womit dieses, unter allerley bald beförderlichen bald nachtheiligen Umständen, nun bereits vierzehn Jahre fortdauernde Journal von dem Publico begünstigt wird, demselben verpflichtet fühle: um so angenehmer ist es mir,

mir, die Nachricht geben zu können, daß Herr Rath Schiller, mit bevorstehendem Jahrgang, Antheil am T. Merkur nehmen, und vielleicht jedes Monatsstück desselben mit einem Aufsatz von seiner Hand zieren wird, die schon in ihren ersten Versuchen den künftigen Meister verrieth, und nun, da sein Geist den Punkt der Reiffe erreicht hat, die Erwartung rechtfertigt, die sich das Publicum von dem Verfasser des *Fiesco* von Genua und des Don Carlos zu machen Ursache hatte. Da ich selbst vom Mittagspunct des Lebens schon einige Jahre herabsteige, und täglich mehr Gelegenheit habe, an mir selbst zu erfahren, wie wahr das Virgilische *Facilis descensus Averni* in mehr als einem Sinne ist: so gereicht es mir zu nicht geringer Ermunterung, diesen vortreflichen jungen Mann, und noch einen oder zwey, die an Geisteskräften, Geschiklichkeiten, und Alter mit Ihm in Eine Classe gehören, an meiner Seite zu sehen; und mit solcher Unterstützung darf ich ziemlich sicher hoffen den T. M. seinem ersten gemeinnützigen Zwecke in kurzem auf eine sehr merkliche Art näher bringen zu können.

W.

Inhalt des vierten Vierteljahrs.

October.

No-

November.

December.